

GERMANISTISCHE LINGUISTIK

Herausgegeben vom
Forschungszentrum
Deutscher
Sprachatlas

237-238 | 2017

Christoph Porschke
Brigitte Ganswindt (Hrsg.)

Variation und Wandel im Blickpunkt

Beiträge aus dem
Forum Sprachvariation

OLMS



Begründet von Ludwig Erich Schmitt

Friedhelm Debus (Kiel)

Roland Kehrein (Marburg)

Peter O. Müller (Erlangen)

Damaris Nübling (Mainz)

Stefan Rabanus (Verona)

Redaktion: Juliane Limper

Redaktionsanschrift: 35032 Marburg/Lahn, Pilgrimstein 16

E-Mail: gl@deutscher-sprachatlas.de



Georg Olms Verlag

Hildesheim · Zürich · New York

2018

Christoph Porschke / Brigitte Ganswindt (Hrsg.)

Variation und Wandel im Blickpunkt

Beiträge aus dem Forum Sprachvariation



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2018

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Germanistische Linguistik erscheint 4-6 mal jährlich.
Ab 1985 werden die Hefte unter Berücksichtigung der bisher erschienenen fortlaufend durchnummeriert. Vorschlag für die Zitierweise:
GL Heft-Nummer, Jahr, Seite (z. B. GL 79-80. 1985, ...).

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2018
www.olms.de
E-Book
Umschlaggestaltung: Anna Braungart, Tübingen
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-487-42232-9

Inhalt

CHRISTOPH PURSCHKE/BRIGITTE GANSWINDT	
Geleitwort	7
MIRJA BOHNERT-KRAUS	
Individuelle variative Kompetenz von Dialektsprechern im Mittelale- mannischen	9
RUDOLF BÜHLER	
Sprachgrenzen und -übergänge in Baden-Württemberg.....	59
PEPE DROSTE	
Standarddeutsche Aussprache?.....	83
PETRA GRYSOVÁ	
Österreichisches versus bundesdeutsches Deutsch.....	113
LUCIE JAKUBCOVÁ	
Formulierungsvarianz der Textsorte Kaufeintrag im Burgrechtsbuch von Rokitnitz im Adlergebirge (1572–1666).....	151
ROBERT LANGHANKE	
Vertikale und diastratische Schichtungen im Niederdeutschen.....	169
TIRZA MÜHLAN-MEYER	
Das „Mennonitendeutsch“ in der Kolonie Fernheim in Paraguay.....	223
CHRISTINA SCHRÖDL	
Pluralmorphologie in bairischen Varietäten in Österreich.....	257

RICO STIEL	
Symmetriebildung im deutschen Langvokalsystem	291
SABINA TSAPAEVA	
„Van Reyneken dem Vosse / syner mennichuoldigen lyst vnnd behendicheyt / eyne schone vnd nütte Fabel“	339
SABRINA ULBRICH-BÖSCH	
Zur unterschiedlichen Tempusverwendung in drei Berichten zur Pilgerreise Wilhelm III. von Thüringen im Jahre 1461	369
LARS VORBERGER	
Sprachvariation in Büdingen	399

CHRISTOPH PURSCHKE/BRIGITTE GANSWINDT

Geleitwort

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes repräsentieren einen Querschnitt durch die aktuelle variationslinguistische Forschung des wissenschaftlichen Nachwuchses im deutschsprachigen Raum. Sie entstammen der 5. *Tagung des Forums Sprachvariation*, der Nachwuchssektion innerhalb der *Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen* (IGDD), die vom 10. bis 11. Oktober 2013 am *Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas* stattfand, bereits zum 3. Mal in Zusammenarbeit mit der Nachwuchssektion des *Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* (VndS). Organisiert wurde die Tagung von Hanna Fischer, Brigitte Ganswindt, Christoph Purschke, Robert Langhanke, Jens Philipp Lanwer und Kathrin Weber.

Damit setzt der Band die erfolgreiche Nachwuchsarbeit der IGDD fort. Es ist bereits der dritte Sammelband, der Beiträge von den Tagungen des Forums Sprachvariation versammelt. Ein vierter Band, der Beiträge zur Tagung 2014 in Zürich bündelt, befindet sich im Druck, ein fünfter, ausgehend von der Tagung 2016 in Leipzig, ist derzeit in Vorbereitung.

Thematisch spannen die Beiträge des vorliegenden Bandes ein breites Panorama an Themen und methodischen Zugängen auf, das von der Produktivität ebenso wie von der Vielfalt der derzeitigen variationslinguistischen Forschung im deutschsprachigen Raum zeugt. Sprachhistorische Beiträge stehen neben Projekten zur rezenten variativen Kompetenz von Sprecherinnen und Sprechern in Deutschland, phonologische Untersuchungen der Standardsprache neben solchen zu grenzübergreifenden Ideologisierungens derselben; Beiträge zum Niederdeutschen sind ebenso vertreten wie solche zu mittel- und oberdeutschen Varietäten, darunter sogar auslandsdeutsche Varietäten wie das Mennoniten-deutsche in Paraguay. Viele Texte geben einen Einblick in das jeweili-

ge Promotionsprojekt der Autorin/des Autors, so dass der Band, wie schon die vorherigen, auch als Ausblick auf zukünftige Themen und neue Schwerpunkte in der Variationslinguistik gelesen werden kann.

Alle Beiträge wurden einem externen Begutachtungsverfahren durch Fachkolleginnen und Fachkollegen unterzogen, denen wir für ihre Mühe und wertvollen Hinweise ausdrücklich danken möchten. Ebenso bedanken wir uns bei den Herausgebern der Reihe *Germanistische Linguistik* für die Aufnahme des Bandes in ihre Reihe.

Christoph Purschke und Brigitte Ganswindt

Luxemburg/Marburg im Juni 2017

MIRJA BOHNERT-KRAUS

Individuelle variative Kompetenz von Dialektsprechern im Mittellalemannischen

Abstract: Anhand einer Studie zur variativen Kompetenz von Dialektsprechern werden die Extrempole des regionalsprachlichen Spektrums im Mittellalemannischen untersucht. Als Mittellalemannisch wird das dialektgeografische Gebiet zwischen dem Schwäbischen und dem Hochalemannischen bezeichnet. Anhand einer Variablenanalyse werden Aufnahmen von drei Männern über 65 Jahren aus drei verschiedenen Ortschaften analysiert, die die 40 Wenkersätze einerseits in das „beste Hochdeutsch“ und andererseits in den „tiefsten Dialekt“ übertragen haben. Die Ergebnisse zeigen zum einen, welche Variationsphänomene die Varietät Dialekt im Mittellalemannischen konstituieren, aber auch, welche bis in die standardnächste Sprechweise erhalten bleiben, wobei es Unterschiede zwischen den Informanten gibt, die u. a. mit der räumlichen Lage der Erhebungsorte in Zusammenhang gebracht werden können. Es werden mögliche Gründe für die Abbauresistenz einiger Varianten diskutiert und ein Vergleich zum benachbarten Hochalemannischen angestellt.

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag ist Teil des Promotionsvorhabens *Regionalsprachliche Spektren im Alemannischen*, das im Rahmen des Forschungsprojekts *Regionalsprache.de* (REDE) am *Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas* in Marburg bearbeitet wird.¹ Gegenstand des Beitrags ist die Analyse regionalsprachlicher Proben aus den drei mittellalemannischen Orten Tuttlingen (TUTALT2), Bräunlingen (VSALT2) und Ravensburg (RVALT). Der Status des Mittellalemannischen ist aus

¹ Die vorliegenden Ergebnisse geben den bei der *Nachwuchstagung Variationslinguistik 2013 (5. Kolloquium des Forums Sprachvariation/2. Nachwuchskolloquium des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung)* im Oktober 2013 in Marburg vorgestellten Bearbeitungsstand wieder.

diakologischer Sicht seit Langem umstritten. Einerseits spricht der deutlich erkennbare Einfluss des Schwäbischen aus dem Norden und des Hochalemannischen aus dem Süden dafür, den Raum als Interferenzgebiet zu beurteilen. Andererseits veranlassen eigene, unabhängige Entwicklungen in der Region dazu, dem Gebiet einen Status als eigenständiger Dialektraum zuzusprechen. Zu dieser Diskussion will das Promotionsprojekt einen Beitrag leisten, wobei vertikale, diatopische und diachrone Dimensionen untersucht werden.

Im vorliegenden Aufsatz werden Teilergebnisse des Promotionsprojekts vorgestellt, wobei anhand einer Variablenanalyse prägnante regionalsprachliche phonologische Variationsphänome aufgezeigt werden. Ziel ist es, die variative Kompetenz von Dialektsprechern anhand von Dialekt- und Standardkompetenzerhebungen zu ermitteln. In der Vertikale werden die beiden Extrempole des variativen Spektrums einer Generation (über 65-Jährige) anhand der 40 Wenkersätze untersucht. Ein weiteres Ziel des Aufsatzes ist es, diejenigen Variationsphänome aufzudecken, die die standardnächste Sprechweise von Dialektsprechern bestimmen. Das heißt, es sollen die regionalsprachlichen Varianten ermittelt werden, die in der Annäherung an die Standardsprache von den Dialektsprechern nicht durch ihre standardsprachlichen Entsprechungen ersetzt werden (können).

2. Theoretischer Hintergrund

2.1 Das Forschungsprojekt *Regionalsprache.de* (REDE)

Das Forschungsprojekt *Regionalsprache.de* (REDE) ist eine groß angelegte Untersuchung zur systematischen Erschließung der modernen Regionalsprachen in Deutschland.² In insgesamt 150 Orten in Deutschland werden regionale Sprachproben erhoben, die anschließend diatopisch miteinander verglichen werden können.

² Das Projekt wird seit 2008 für insgesamt 19 Jahre von der *Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Mainz)* gefördert.

Pro Untersuchungsort wurden Aufnahmen von drei Generationen erhoben. Die erste Generation wird durch ältere Personen ab 65 Jahren repräsentiert, die einen manuellen Beruf ausüben bzw. ausgeübt haben. Die zweite Generation stellen Polizisten zwischen 45 und 55 Jahren dar. Für die Aufnahmen der dritten und jüngsten Generation wurden Schüler oder Studenten³ zwischen 18 und 20 Jahren aufgenommen.

Mit dem Ziel, das gesamte vertikale Spektrum zwischen Dialekt und Standardsprache abzubilden, werden von jedem Probanden Aufnahmen in fünf bis sechs verschiedenen Sprechsituationen gemacht, die im Folgenden kurz erläutert werden.

- Standardkompetenzerhebung: Übertragen der 40 Wenkersätze in das individuell „beste Hochdeutsch“. Dazu werden den Informanten dialektale Aufnahmen aus der Region vorgespielt, die anschließend in das „beste Hochdeutsch“ übertragen werden sollen.
- Vorlesen: Vorlesen des Textes „Nordwind und Sonne“. Orientierung an der standardsprachlichen Schriftsprache.
- Interview: Leitfadengestütztes Interview zu Biographie, Sozialisation, Sprachverwendung und Einschätzung der eigenen Sprachkompetenz sowie verschiedenen Einstellungsaspekten. Die Durchführung des Interviews durch einen/eine Explorator/in des *Forschungszentrums Deutscher Sprachatlas* schafft eine formelle Situation, weshalb davon ausgegangen wird, dass die Informanten in dieser freien Sprechsituation eine eher standardnahe Sprechweise wählen.
- Notrufe (nur Polizisten): Aufnahme von Notruf-Annahmegesprächen. Da diese Gespräche für Polizisten normaler Arbeitsalltag sind und immer aufgezeichnet werden, kann das linguistische Beobachterparadoxon praktisch als überwunden angesehen werden: Der Sprachverwendung kann aufgrund der Wichtigkeit des Gesprächsin-

³ Im REDE-Projekt wurden in allen Generationen nur Männer untersucht, da diese in der Berufsgruppe der Polizisten, die Notrufe entgegen nehmen, deutlich häufiger vertreten sind (vgl. KEHREIN 2008, 136).

halts nur minimale Aufmerksamkeit geschenkt werden und die Aufnahmeeinrichtung erzeugt keine verzerrenden Effekte.

- Freundesgespräch: Aufnahme eines Gespräches zwischen dem Informanten und einem selbstgewählten Gesprächspartner, mit dem gewöhnlich der „tiefste“ Dialekt verwendet wird. Diese Aufzeichnungen finden in vertrauter Umgebung bei Abwesenheit des/der Explorators/in statt. Im Gegensatz zum Interview stellt dieses freie Gespräch eine informelle Sprechsituation dar, weshalb angenommen werden kann, dass eine eher standardferne Sprechlage gewählt wird.
- Dialektkompetenzerhebung: Übertragen der 40 Wenkersätze in den „tiefsten Dialekt“. Dazu werden den Informanten die Sätze von einem/einer in möglichst interferenzfreier Standardsprache sprechenden Explorator/in vorgesprochen. Diese sollen anschließend in den individuell „tiefsten Dialekt“ übertragen werden.

2.2 Die Sprachdynamiktheorie

Die Sprachdynamiktheorie geht davon aus, dass sprachliche Veränderungen aufgrund von Interaktionen zwischen Sprechern oder Sprechergruppen mit individuell verschiedenen System- und Registerkompetenzen entstehen (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 20). Unter Systemkompetenz versteht man alles sprachliche Wissen zu einer Sprache, das eine Person besitzt (zum Beispiel zur Morphosyntax oder zur Phonologie). Registerkompetenz dagegen bezieht sich auf das Wissen, in welcher Gesprächssituation welche Sprechweise angemessen ist. Grenzen der System- und Registerkompetenz einzelner Personen sind anhand von Hyperformen gut erkennbar. Dabei kann es sich sowohl um Hyperkorrekturen (z. B. die Realisierung von *Beispiel* als [bäɪsɔ̯i:l] anstatt [bäɪʃɔ̯i:l] bei dem Versuch die /s/-Palatalisierung zu kontrollieren) als auch um Hyperdialektalismen (z. B. die Realisierung von *heiß* als [hɛɪs] anstatt [hœʊs] bei falscher Analogiebildung zu mhd. *ei*) handeln (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 50). Da davon ausgegangen wird, dass keine zwei Sprecher dieselben System- und Registerkompetenzen (= sprachliches Wis-

sen und wie man es einsetzt) besitzen, wird in sogenannten Synchronisierungsprozessen das sprachliche Wissen miteinander abgeglichen (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 19). Entsprechend liegen Sprachwandel und Sprachvariation Synchronisierungsakte zugrunde. Unter Synchronisierung wird „[...] der Abgleich von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen [...]“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 28) verstanden. Ziel der Sprecher ist es, verstanden zu werden. Dabei wird zwischen drei Formen der Synchronisierung unterschieden. Unter Mikrosynchronisierung wird die Einzelinteraktion zwischen zwei Gesprächspartnern zu einem konkreten Zeitpunkt verstanden, das heißt, das Produzieren und Verstehen von Sprache und die beidseitige Stabilisierung oder Modifizierung des sprachlichen Wissens (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 29). Befinden sich Gesprächsteilnehmer über einen längeren Zeitraum in einer gemeinsamen Gruppe (bspw. Klasse, Arbeitsplatz), so führt dies zu gleichgerichteten Synchronisierungsakten mit der Folge der Ausbildung eines gemeinsamen sprachlichen Wissens. Diese Form des Abgleichs sprachlicher Kompetenzen wird als Mesosynchronisierung bezeichnet (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 31). Die dritte, übergeordnete Form der Synchronisierung ist die Makrosynchronisierung. Damit ist die gemeinsame Ausrichtung einer ganzen Sprachgemeinschaft an einer gemeinsamen Norm gemeint. Ein Beispiel für einen Makrosynchronisierungsprozess ist die Orientierung an der neuhochdeutschen Schriftsprache, an der sich alle Deutschsprachigen ausrichten (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 32).

Varietäten werden in der Sprachdynamiktheorie als Ausschnitte sprachlichen Wissens beschrieben, die durch eigene prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmt sind (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 51). Varietäten sind zudem aufgrund des in Synchronisierungsprozessen herausgebildeten sprachlichen Wissens immer auch sozial konstituiert. Deshalb werden sie „[...] sprachsozial als partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 51),

definiert. Varietäten, für die diese Definition vollständig gilt, werden als Vollvarietäten bezeichnet (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 51). In der Vertikale geht die Sprachdynamiktheorie von drei Varietäten aus: Standardsprache, Regiolekt und Dialekt, die wie folgt festgelegt werden. „Standardsprache heißt diejenige Vollvarietät, auf deren Literalisierungsnorm die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre Makrosynchronisierungen ausrichten. Die – nationalen – Oralisierungsnormen dieser Vollvarietät sind durch Freiheit von (kommunikativ) salienten Regionalismen gekennzeichnet“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 62). Von einem Regiolekt sprechen SCHMIDT/HERRGEN (2011, 66), wenn es sich um eine standardabweichende Vollvarietät mit großregionaler Verbreitung handelt. „Dialekte sind die standardfernsten, lokal oder kleinregional verbreiteten Vollvarietäten“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 59).

Innerhalb dieser Vollvarietäten gibt es Verdichtungsgebiete, die als Sprechlagen bezeichnet werden. Dabei handelt es sich um allophonische und allomorphische Variationen in einer Vollvarietät, die mit sozialen, situativen und arealen Faktoren gekoppelt sind (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 68). Eine solche Sprechlage kann z. B. ein „Standardgeschulter Sprecher“ (KEHREIN 2012, 33) sein. Dieser kann der Standardvarietät zugeordnet werden, wobei nicht von jedem Sprecher eine Standardvarietät beherrscht wird.

Nimmt man alle Varietäten und Sprechlagen einer Region zusammen, spricht man von „Regionalsprache“. „Regionalsprachen“ sind horizontal durch die Strukturgrenzen der „[...] Dialektregionen und vertikal durch die Differenzen zu den nationalen Oralisierungsnormen der Standardvarietät begrenzt [...]“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 68). Regionalsprache fasst also alle Varietäten und Sprechlagen unterhalb der Standardvarietät, die in einer Dialektregion auftreten, zusammen (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011,68).

2.3 Das Untersuchungsgebiet

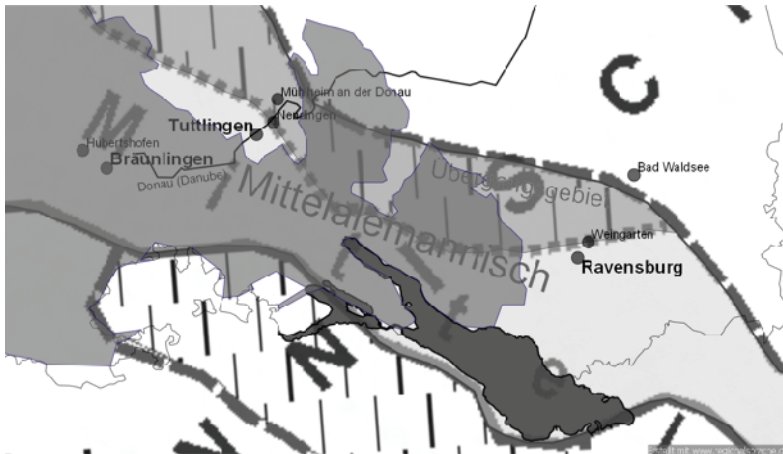


Abb. 1: Das Untersuchungsgebiet

Die Karte in Abb. 1 stellt den Untersuchungsraum mit den Erhebungsorten Bräunlingen, Tuttlingen und Ravensburg dar. Weiterhin befinden sich unten in der Karte der Bodensee (dunkelgrau) und das ehemalige Großherzogtum Baden (mittelgrau) und damit die Grenze zwischen Baden und Württemberg.

Sowohl in der aktuellen Untersuchung als auch im Promotionsprojekt *Regionalsprachliche Spektren im Alemannischen* konzentrieren sich die Analysen auf den mittellalemannischen Raum. Für die dialektgeographische Einordnung wird die Einteilung von WIESINGER (1983) zugrunde gelegt, die ebenfalls in Abb. 1 dargestellt ist. Danach liegen die Untersuchungsorte Tuttlingen (TUTALT2), Ravensburg (RVALT) und Bräunlingen (VSALT2) im mittellalemannischen Raum. Der Status des Mittellalemannischen, auch als Bodenseeealemannisch (vgl. STEGER 1983, SEIDELMANN 1994, KLAUSMANN u. a. 1994) oder Vorschwäbisch (vgl. MITZKA 1957) bezeichnet, ist aus dialektologischer Sicht seit Langem umstritten. WIESINGER (1983, 832) empfiehlt, dieses Gebiet als Interferenzraum einzustufen, da deutliche Einflüsse des nördlich

gelegenen Schwäbischen und des südlichen Hochalemannischen für „weitreichende Überschneidungen“ sorgen. Zwar sind in diesem Gebiet die älteren sprachlichen Verhältnisse besser bewahrt als im Schwäbischen, jedoch nicht so konsequent wie im Hochalemannischen. Diese Einschätzung teilt SEIDELMANN (2004, 481), der das Bodenseeealemannische aufgrund der Schwierigkeiten bei der dialektologisch-räumlichen Einordnung als „Problemzone“ bezeichnet. Jedoch versteht auch er den Raum als heterogene Übergangszone und schlägt die Bezeichnung „Sundgau-Bodensee-Gürtel“ vor, womit er Bezug nimmt auf die Terminologie MAURERS, der von der „Sundgau-Bodensee-Schranke“ spricht. Diese Schranke definiert er als „[...] breite Grenzzone, die vom südlichsten Sundgau über den Breisgau und die Baar auf den Bodensee zu zieht“ (MAURER 1942, 196). Dem gegenüber steht die Annahme von STEGER (1981, 4), der das Bodenseeealemannische als eigenständige vierte Großlandschaft im Alemannischen interpretiert, das keine wesentliche Dynamik aufweist. STEGERS Annahme weicht jedoch nicht nur hinsichtlich des Status des Mittellalemannischen von WIESINGER ab, sondern auch dahingehend, dass er den Tuttlinger Raum aufgrund der dort durchgeführten neuhochdeutschen Diphthongierung der altlangen Vorderzungenvokale (mhd. î, û, iu) nicht dem Bodenseeealemannischen (Mittellalemannischen), sondern dem Schwäbischen zuordnet (vgl. STEGER 1983, 20).

Anzumerken bleibt außerdem die Annahme SEIDELMANN (1994, 313), dass sich innerhalb dieser Übergangszone eine Art sprachliches Zwischengebiet befindet, das er als „Seealemannisch“ bezeichnet und das aufgrund seiner eigenständigen Sprachformen eine gesonderte Stellung innerhalb des Gebietes einnimmt. Es handelt sich dabei um das Gebiet zwischen „Singen – Aach (Hegau) – Pfullendorf – Wolpertswede – Bad Waldsee – Isny – Oberstaufen – Bregenz mit dem Bodensee als südliche Begrenzung“ (SEIDELMANN 1994, 313). Diesem Grenzverlauf nach zu urteilen, befindet sich der Untersuchungsort Ravensburg innerhalb dieses Bereichs, für den SEIDELMANN angibt, dass sprachliche Formen auftreten, die im restlichen „Sundgau-Bodensee-Gürtel“ nicht vorkommen. Dazu gehören u. a. die Velarisierung von [n] wie

„[...] gõŋs, miŋ, hõŋ, kfiŋ für ‘Gans, mein, haben, gewesen’ [und] die Bildung des Diminutivplurals auf -lin [...]“ (SEIDELMANN 2004, 483). Diese Beobachtungen werden im *Kleinen Dialektatlas* (vgl. KLAUSMANN u. a. 1994, 77, Karte 45) bestätigt, wonach im Ravensburger Raum die Entwicklung von mhd. â Formen wie [loŋ] ‘lassen’ und [gõŋ] ‘gehen’ hervorbringt. Analoge Entwicklungen werden auch für *stehen* und *haben* beschrieben (vgl. SEIDELMANN 1994, 309).

Nicht zu vernachlässigen ist außerdem die Tatsache, dass die ehemalige badisch-württembergische Grenze durch das Untersuchungsgebiet lief. Danach befindet sich Bräunlingen (VSALT2) auf badischem Grund, während Tuttlingen und Ravensburg im ehemaligen Württemberg liegen. Solche territorialen und politischen Grenzen beeinflussten die sprachliche Entwicklung einst stark. Heute werden diese zunehmend durch „psychische Grenzen“ aufgrund von Identitäts- und Abgrenzungsbedürfnissen abgelöst (vgl. SEIDELMANN 1994, 315).

3. Die aktuelle Untersuchung

Der aktuelle Beitrag hat zum Ziel, einerseits in der Vertikale die variative Kompetenz zwischen standardnächster und standardfernster Sprechweise der einzelnen Informanten zu ermitteln und andererseits im diatopischen Vergleich Differenzen bzw. Gemeinsamkeiten zwischen den Untersuchungsorten aufzuzeigen. Es sollen phonologische Variationsphänomene in der Varietät Dialekt aufgedeckt werden und es soll untersucht werden, ob, und wenn ja, welche dieser Erscheinungen bis in die jeweils standardnächste Sprechlage der Informanten erhalten bleiben. Betrachtet werden hier also nur die REDE-Aufnahmesituationen Standardkompetenzerhebung und Dialektkompetenzerhebung der älteren Generation. Die Untersuchung der Erhebungen der anderen beiden Generationen befindet sich derzeit noch in der Auswertung.⁴

⁴ Bearbeitungsstand Oktober 2013.

3.1 Informanten

Die hier vorgestellten Informanten gehören nach den Vorgaben der REDE-Erhebung sämtlich der älteren Generation an und erfüllen die dafür notwendigen Kriterien. Das bedeutet, dass alle über 65 Jahre alt sind, einer manuellen Tätigkeit nachgehen beziehungsweise nachgingen und ihre Familien seit mehreren Generationen ortsansässig sind. Im Folgenden werden die drei Informanten, abgekürzt nach ihrem Herkunftsort, genauer vorgestellt.

TUTALT2:

Der Tuttlinger Informant gibt an, sein Leben, bis auf 20 Jahre, in Tuttlingen verbracht zu haben. Seine Familie stammt seit Generationen aus Tuttlingen und auch seine Frau kommt aus einem 10 km entfernten Nachbarort. TUTALT2 machte zunächst eine Lehre als Maurer und Vermessungstechniker und studierte anschließend an der Fachhochschule Konstanz Bauingenieurwesen. Die 20 Jahre außerhalb von Tuttlingen verbrachte er somit in Konstanz und an seinem Arbeitsplatz in Esslingen bei Stuttgart. Nach eigenen Angaben habe dies seine Sprechweise zwar dahingehend „verfeinert“, dass er sich eine weniger derbe Ausdrucksweise angeeignet habe, jedoch gibt er an, seinen Dialekt nie aufgegeben zu haben.⁵ Diesen bezeichnet er als „Schwäbisch“ oder „Tuttlingerisch“.

RVALT:

Außer zwei Jahre, in denen er bei der Fremdenlegion in Algerien diente, verbrachte dieser Informant sein ganzes Leben in Ravensburg. Auch seine Eltern und Großeltern väterlicherseits sind schon lange ortsansässig. Über die Herkunft der Großeltern mütterlicherseits ist ihm nichts bekannt. Seinen Beruf als Bauschlosser übte RVALT ebenfalls in Ravensburg aus. Auch er bezeichnet seinen Dialekt als „Schwäbisch“.

⁵ Konstanz gehört zum mittellalemannischen Raum und nicht wie vom Informanten angenommen zum Niederalemannischen.

VSALT2:

Der Bräunlinger Informant verbrachte, wie auch die restliche Familie seit Generationen, sein ganzes Leben ausschließlich in Bräunlingen. Seine Berufstätigkeit als Fliesenleger übte er ebenfalls dort aus. Er bezeichnet seinen Dialekt als „Bräunlingerisch“.

3.2 Material und Methode

Die für den vorliegenden Beitrag verwendete Analysemethode ist die Variablenanalyse. Deren Ziel ist es, die zugrundeliegenden regional-sprachlichen Phänomene zum einen klar zu definieren und zum anderen deren Auftretenshäufigkeit in Bezug zur Gesamtbelegzahl zu bestimmen. Diese Untersuchung verläuft in zwei Schritten. Zunächst wird die Variablendefinition vorgenommen. Dabei wird festgelegt, welche Varianten aus zwei unterschiedlichen Sprachsystemen sich gegenüberstehen und damit eine Variable bilden. Im vorliegenden Fall stellen in der Regel die deutsche Standardsprache und der mittellalemannische Dialekt die beiden sprachlichen Systeme dar. Es stehen sich also jeweils eine standardsprachliche Variante und eine oder mehrere dialektale Varianten gegenüber. In einem Fall stehen sich jedoch die deutsche Standardsprache und der mittellalemannische Regiolekt als Bezugssysteme gegenüber (vgl. Kap. 3 mhd. û des Bräunlinger Informanten).

Als sprachliches Bezugssystem für die Ermittlung der Variablen kann jedoch nicht die Standardsprache angesetzt werden (vgl. KEHREIN 2012, 85); vielmehr werden die historischen Bezugssysteme, also das Mittelhochdeutsche, das Althochdeutsche und das Germanische als Grundlage verwendet. Grund dafür ist die Tatsache, dass einer standardsprachlichen Variante in vielen Fällen mehrere dialektale Varianten gegenüberstehen. Das liegt daran, dass sich die historischen Bezugslaute bis zum Neuhochdeutschen unterschiedlich entwickelt haben. Das standardsprachliche Phonem / \widehat{ai} / z. B. hat historisch zwei Bezugslaute, mhd. \hat{i} und mhd. ei . Diese ursprüngliche Differenzierung zeigt sich bis heute in den Dialekten. Im Mittellalemannischen haben sich diese Laute

zu /i:/ oder / $\widehat{\epsilon}$ / für mhd. \hat{i} (je nach Untersuchungsort) und zu / \widehat{o} / für mhd. \hat{e} entwickelt und sind somit nicht zu einem Phonem zusammengefallen, was im Standarddeutschen der Fall ist. Diese Faktoren müssen in der Variablenanalyse berücksichtigt werden, da es andernfalls zu falschen Analogiebildungen kommt. Neben der Festlegung der Bezugssysteme wird in der Variablendefinition zudem die lautliche Umgebung der konkurrierenden Varianten definiert, da sich historische Laute miteinander in unterschiedlichen phonologischen Kontexten verschieden entwickelt haben (vgl. Kap. 2.3).

Den zweiten Schritt der Variablenanalyse stellt die Frequenzanalyse dar. Dabei handelt es sich um die Ermittlung der relativen Häufigkeiten dialektaler beziehungsweise standardsprachlicher Varianten im untersuchten Korpus. Entsprechend kann von einer Type/Token-Relation gesprochen werden.

Aus den im REDE-Projekt erhobenen Aufnahmesituationen wurden für diesen Beitrag pro Sprecher die beiden ausgewählt, für die angenommen wird, dass sie die beiden Extrempunkte der individuellen System- und Registerkompetenz darstellen. Wie bereits eingangs erwähnt, handelt es sich dabei um die Dialekt- und die Standardkompetenzerhebung anhand der 40 Wenkersätze. Die Standardkompetenzerhebung zielt darauf ab, die individuell standardnächste Sprechweise zu erhalten, indem den Informanten dialektale Aufnahmen aus ihrer Umgebung vorgespielt werden und sie die Aufgabe bekommen, diese in ihr „bestes Hochdeutsch“ zu übertragen. Dem gegenüber steht die Dialektkompetenzerhebung, die den „tiefsten bzw. besten Dialekt“ eines Sprechers evozieren soll, indem die 40 Wenkersätze, die von einem/einer Explorer/in in möglichst interferenzfreier Standardsprache vorgetragen wurden, in den Dialekt übertragen werden sollen.

3.3 Die untersuchten Variablen: Variablendefinitionen

3.3.1 Vokalische Variablen

Im Folgenden werden die hier relevanten vokalischen Variablen definiert. Dabei werden die dialektalen Varianten in Bezug zu den stan-

dardsprachlichen gesetzt. Als Bezugssystem wird das Mittelhochdeutsche angesetzt, sofern sich nicht bereits auf einer früheren Sprachstufe verschiedenartige Entwicklungen gezeigt haben. Beispielwörter für die jeweiligen Varianten einer Variablen finden sich in Tab. 1.

Mhd. *â*, /a/-Verdampfung

In der deutschen Standardsprache ist mhd. *â* als Langvokal /a:/ erhalten geblieben.⁶ Das heißt, die standardsprachliche Variante dieser Variable ist /a:/. Dieser stehen mehrere dialektale, sogenannte „verdampfte“ Varianten gegenüber. Dabei kann es sich um ein offenes [ɔ] oder ein überoffenes [ɔ:] handeln sowie um ein rückverlagertes [ɑ:] oder [ɑ] (vgl. KEHREIN 2012, 126). Zur Verdampfung gehört auch die Entwicklung von mhd. *â* zu dem Diphthong [ɔ̯] oder dem Extremdiphthong [a̯] in einem kleinen Teil des Untersuchungsgebietes, der Baar, zu dem Tuttingen gehört (vgl. WIESINGER 1970, Bd. 1, 301 sowie die Karte 10 mhd. *â*).

Die Variation von standarddeutsch /a:/ und einer verdampften Form kann in allen lautlichen Kontexten auftreten außer vor Nasal (vgl. BOHNENBERGER 1953, 162). Vor Nasal bleibt auch im Dialekt die standardsprachliche Variante /a:/ erhalten.

NÜBLING (2000, 297) beschreibt in ihrer Untersuchung zum Baseldeutschen kontrahierte Formen von mhd. *gân* und *stân* und *lâzen* (*lân*)⁷, die als verdampfte Varianten [go:] und [ʃɔ̯:] und [lo:] realisiert werden. In Teilen des Mittellalemannischen haben diese Formen eine Entwicklung zum Extremdiphthong erreicht, sodass Varianten wie [ga̯], [ʃɔ̯a̯] oder [la̯] entstanden sind. Daneben finden sich im Untersu-

⁶ Es werden auch verdampfte Varianten von standardsprachlich kurzem /a/ beobachtet, die auf mhd. *a* zurückgehen. Diese bleiben jedoch für die Analyse der Variable mhd. *â* unberücksichtigt.

⁷ Außerdem existieren auch die kontrahierten Baseldeutschen Formen „(ã)fõ ‚(an)fangen‘ < ahd. *fāhan*, *lō* [...] und *schlō* ‚schlagen‘ < ahd. *slahan*“ (NÜBLING 2000, 297), die im Mittellalemannischen jedoch nicht beobachtet werden können.

chungsgebiet auch die Formen [ʃd̥andə] und [qaŋə], die mit oben genannten Varianten gemeinsam auftreten können. Diese werden jedoch für die Variable der /a/-Verdampfung nicht gewertet, da die Vokalqualität immer der standarddeutschen Variante entspricht und nicht verdampft werden kann.

Entsprechend stehen sich folgende Varianten gegenüber:

- Standardsprachliches Phonem /a:/
- Dialektale Phoneme
 - /ɔ:/, ɑ:/ (in allen Untersuchungsorten)
 - /ã/, ɔ̃/ (in TUT und RV)

Die Variablen der Reihe mhd. î, û, iu (mhd. û)

In der deutschen Standardsprache haben sich die Monophthonge mhd. î, û, iu durch die neuhochdeutsche Diphthongierung zu den Diphthongen /ãi/, /ãu/ und /ɔ̃i/ entwickelt. Diese Entwicklung ist für das mittelalemannische Gebiet von besonderem Interesse, da die Grenze der neuhochdeutschen Diphthongierung, je nach Einteilung der Dialekträume, durch das Untersuchungsgebiet verläuft (vgl. WIESINGER 1983) bzw. die Grenze zwischen dem Schwäbischen und dem Mittelalemannischen (vgl. STEGER 1983) kennzeichnet. Ungeachtet dieser Zuordnungsschwierigkeiten wird jedoch übereinstimmend beschrieben, dass in Tuttlingen diese Neuerung durchgeführt wurde, während die anderen beiden Untersuchungsorte die alten Monophthonge bewahrt haben (vgl. u. a. WIESINGER 1971, Karten 2, 3, 4; STEGER 1983, 20). Allerdings haben die Diphthonge im Tuttlinger Raum nicht die Qualität der standarddeutschen Diphthonge erreicht, sondern werden als flache (sekundäre) Diphthonge realisiert ([ɛ̃i, ɔ̃i]).⁸ Zudem liegt Tuttlingen laut WIESINGERS Karten direkt auf der Grenze zwischen dem Monophthong- und Diphthonggebiet.

⁸ Alle Untersuchungsorte liegen im Umlautentrundungsgebiet (vgl. Variablendefinition der Umlautentrundung).

Die Realisierung der Phoneme ist jedoch abhängig vom lautlichen Kontext. Die eben beschriebenen Verhältnisse gelten für die Position vor Konsonant, genauer vor Plosiv und Frikativ. In Hiatusstellung ist die Diphthongierung bereits deutlich weiter in den Süden bis über das Hochalemannische hinaus vorgedrungen. Mhd. \hat{i} und \hat{u} werden in dieser Position in allen Untersuchungsorten als Diphthonge der zweiten Stufe $[\hat{\epsilon}i, \hat{o}u]$ ⁹ realisiert (vgl. WIESINGER 1971, 70, Karten 5, 6). Für die aktuelle Untersuchung wird nur die Stellung vor Konsonant berücksichtigt.

Es stehen sich demnach für die Position vor Konsonant folgende Varianten gegenüber:

- mhd. \hat{i} : Standarddeutsches Phonem $[\hat{a}i/$
Dialektales Phonem $/i:, i/$ (VS und RV) oder $[\hat{\epsilon}i/$ (TUT)
- mhd. \hat{u} : Standarddeutsches Phonem $[\hat{a}u/$
Dialektales Phonem $/u:, u:/$ (VS und RV) oder $[\hat{o}u/$ (TUT)
- mhd. iu : Standarddeutsches Phonem $[\hat{o}i/$
Dialektales Phonem $/i:/$ (VS und RV) oder $[\hat{\epsilon}i/$ (TUT)

Die Variable Umlautentrundung

Alle Untersuchungsorte gehören zum Umlautentrundungsgebiet (vgl. WIESINGER 1983, 831). Berücksichtigung in der Variablenanalyse finden alle mittelhochdeutschen Phoneme, die Umlaute sind oder im Diphthong einen Umlaut enthalten. Die Umlautentrundung hat keine Positionsbeschränkung, entsprechend werden folgende Phoneme in der Analyse berücksichtigt:

⁹ Mhd. \hat{u} aus ahd. \hat{u} tritt nur in sehr wenigen starken Pluralen auf (z. B. Säue). Überwiegend geht es auf nicht umgelautes ahd. iu zurück (vgl. WIESINGER 1971, 179).

- mhd. iu: Standardsprachliches Phonem / $\widehat{\text{oi}}$ /
Dialektales Phonem / $\widehat{\text{ei}}$ / (TUT und RV) oder /i:/ (VS)
- mhd. ö: Standardsprachliches Phonem / $\text{ø}:/$ oder / $\text{œ}/$
Dialektales Phonem / $\text{ɛ}:/$ oder / $\text{ɛ}/$
- mhd. œ: Standardsprachliches Phonem / $\text{ø}:/$
Dialektales Phonem / $\text{ɛ}:/$
- mhd. ü: Standardsprachliches Phonem /y/
Dialektales Phonem /i/
- mhd. üe: Standardsprachliches Phonem /y:/
Dialektales Phonem / $\widehat{\text{iö}}$ /
- mhd. öü: Standardsprachliches Phonem / $\widehat{\text{oi}}$ /
Dialektales Phonem / $\widehat{\text{ei}}$ /
- mhd. e: Standardsprachliches Phonem / $\text{œ}/$ ¹⁰
Dialektales Phonem / $\text{ɛ}/$

Die Variablen der Reihe mhd. ie, uo, üe

Die mittelhochdeutschen Diphthonge ie, uo, üe sind im gesamten alemannischen Gebiet, bis auf wenige, kleinräumige Ausnahmen, erhalten geblieben (vgl. WIESINGER 1970, Bd. 2, 4), während sie in der deut-

¹⁰ In der Regel ist mhd. e in der deutschen Standardsprache bis auf wenige Ausnahmen als / $\text{ɛ}/$ erhalten geblieben. Lediglich in einzelnen Lexemen hat es sich zu standarddeutsch / $\text{œ}/$ entwickelt, z. B. in *zwölf* und *Löffel*. Setzt man den mittelhochdeutschen Vokal als Bezugslaut an, handelt es sich hierbei im Dialekt genau genommen nicht um eine Umlautentrundung, sondern um den Erhalt der mittelhochdeutschen Lautung. Die beiden genannten Lexeme, wie sie in den Wenkersätzen auftreten, werden dennoch in der Zählung berücksichtigt, da eine systematische Opposition zwischen dialektaler und standardsprachlicher Variante besteht.

schen Standardsprache zu /i:/, /u:/ und /y:/ monophthongiert wurden. Ähnlich wie bei der Reihe mhd. *î, û, iu* entwickelte sich die Diphthongreihe in Hiatusstellung anders als in Stellung vor Konsonant (vgl. WIESINGER 1970, Bd. 2, 4). Im Folgenden beziehen sich die Ausführungen auf die Position vor Konsonant, insbesondere Plosive und Frikative, sowie im absoluten Auslaut. Durch die Umlautentrundung entwickelte sich die dreigliedrige Diphthongreihe im Mittellalemannischen (sowie in anderen Umlautentrundungsgebieten) zur zweigliedrigen Reihe *ie-uo*. Die Qualität der Diphthonge im Untersuchungsgebiet wird mit einer halblangen bis langen geschlossenen ersten Komponente und einer indifferenten, ə-artigen zweiten Komponente beschrieben (vgl. WIESINGER 1970, Bd. 2, 14).

Es stehen sich in der Position vor Konsonant und im Auslaut entsprechend folgende Varianten gegenüber:

- mhd. *ie*: Standardsprachliches Phonem /i:/
Dialektales Phonem /iə/
- mhd. *uo*: Standardsprachliches Phonem /u:/
Dialektales Phonem /uə/
- mhd. *üe*: Standardsprachliches Phonem /y:/
Dialektales Phonem /yə/

3.3.2 Konsonantische Variablen

Im Folgenden werden die untersuchten konsonantischen Variablen definiert. Dabei werden die dialektalen Varianten in Bezug zu den standardsprachlichen gesetzt. Ein gemeinsames Bezugssystem, wie für die vokalischen Variablen, kann hier nicht angesetzt werden. Entsprechend werden die individuellen Bezugssysteme in den Variablendefinitionen genannt. Beispielwörter für die jeweiligen Varianten einer Variablen finden sich in Tab. 1.

Die /s/-Palatalisierung

Die Variable /s/-Palatalisierung behandelt das Phänomen, wonach standardsprachliches /s/, das auf germ. s zurückgeht, in den Lautkombinationen /st/ und /sp/ in den alemannischen Dialekten in allen Positionen außer, wenn zwischen Frikativ und Plosiv eine Morphemgrenze liegt,¹¹ zu /ʃt/ bzw. /ʃp/ rückverlagert wird. Standardsprachlich tritt diese Palatalisierung nur morphemanlautend auf, während sie dialektal somit auch morphemin- und morphemauslautend vorkommt (für genauere Ausführungen vgl. KEHREIN 2012, 119–121).

Es stehen sich folglich gegenüber:

- standardsprachliches /st/ bzw. /sp/ im Morphemin- und Morphemauslaut, wenn Frikativ und Plosiv zum selben Morphem gehören
- dialektales /ʃt/ bzw. /ʃp/ im Morphemin- und Morphemauslaut, wenn Frikativ und Plosiv zum selben Morphem gehören

Die Variable /ç, x, χ/

In der Standardsprache besteht eine komplementäre Distribution der Allophone [ç] und [x] bzw. [χ] in Abhängigkeit des ihnen vorangehenden Lautes. Für <ch>, das auf Nasal, Liquid oder einen vorderen Vokal folgt, wird standardsprachlich der palatale Frikativ [ç] realisiert. Dieser erscheint ebenso morpheminitial. Nach hinteren Monophthongen und Diphthongen wird der velare bzw. uvulare Frikativ [x] bzw. [χ] eingesetzt, wobei hier von freier Variation ausgegangen werden kann (vgl. KEHREIN 2012, 116). In einigen Gebieten des Alemannischen existiert diese Verteilung nicht, was dazu führt, dass in allen Positionen der velare bzw. uvulare Frikativ realisiert wird.

¹¹ Abgesehen von Wochentagen.

Diese Velarisierung kann im Dialekt in allen Positionen auftreten. Die Grenze dieser Erscheinung verläuft im Süden im Untersuchungsgebiet, weshalb für die drei Erhebungsorte unterschiedliche Verhältnisse zugrunde gelegt werden müssen. In Bräunlingen, dem am nächsten zum hochalemannischen Gebiet liegenden Erhebungsort, tritt der standardsprachliche Frikativ [ç] als velarisiertes [x] bzw. [χ] auf, während Tuttlingen und Ravensburg standardkonforme Verhältnisse aufweisen (vgl. SSA Karte 105.00a). Dementsprechend bezieht sich diese Variable ausschließlich auf Bräunlingen.

Hier stehen sich folgende Varianten gegenüber

- standardsprachliche, palatale Realisierung von [ç] als [ç]
- dialektale, velare oder uvulare Realisierung von std. [ç] als [x] bzw. [χ]

Die <ch>-Tilgung

Diese Variable behandelt die Tilgung von <ch> im Auslaut, unabhängig davon, ob hier standardsprachlich aufgrund der lautlichen Umgebung der palatale Frikativ [ç] oder der velare bzw. uvulare Frikativ [x] oder [χ] realisiert wird (zur komplementären Distribution von [ç] und [x] bzw. [χ] vgl. auch die Variablendefinition der Variablen „/ç, x, χ/“). In einigen Lexemen (z. B. *Nacht*, *Knecht*, *schlecht*, *recht*) kann der Frikativ dialektal auch inlautend getilgt werden. Diese Belege bleiben jedoch an dieser Stelle unberücksichtigt. Der Ausfall des auslautenden Frikativs beschränkt sich ausschließlich auf einsilbige Wörter (vgl. KEHREIN 2012, 115).

Es stehen sich die folgenden Varianten gegenüber:

- standardkonforme Realisierung von [ç] und [x] bzw. [χ]
- dialektale Tilgung von [ç] und [x] bzw. [χ]

Die Variable standardsprachlich /z/

Das Graphem <s> wird im Standarddeutschen je nach lautlichem Kontext als stimmhaftes [z] oder stimmloses [s] realisiert. Im Anlaut vor Vokal sowie zwischen Liquid oder Nasal und Vokal wird es stimmhaft realisiert. Intervokalisch kann es sowohl stimmhaft als auch stimmlos produziert werden. Dies ist die einzige Position, in der eine phonologische Opposition zwischen den beiden Realisierungen besteht, die bspw. Minimalpaare wie *reisen* und *reißen* hervorbringt. In anderen Positionen haben [z] und [s] keine bedeutungsunterscheidende Funktion. Im Mittellalemannischen wie auch im gesamten Alemannischen wird nicht zwischen stimmhafter und stimmloser Realisierung unterschieden. Hier wird ausschließlich der stimmlose Frikativ [s] verwendet (vgl. KEHREIN 2012, 125).

Für diese Variable stehen sich demnach folgende Varianten gegenüber:

- standardsprachliches Phonem [z] im Anlaut vor Vokal, intervokalisch und zwischen Liquid oder Nasal und Vokal
- dialektales Phonem [s] im Anlaut vor Vokal, intervokalisch und zwischen Liquid oder Nasal und Vokal

Die /t/-Tilgung

Die /t/-Tilgung bezieht sich hier ausschließlich auf den Kontext nach palatalisiertem /s/ (vgl. /s/-Palatalisierung) bzw. auf Lautkombinationen, in denen das /s/ dialektal palatalisiert werden kann, auch wenn es in den untersuchten Aufnahmen nicht palato-alveolar, sondern standardkonform alveolar realisiert wurde. Weiterhin beschränkt sich die Realisierung bzw. Nicht-Realisierung von /t/ auf den absoluten Auslaut. Insbesondere in der 2. Ps. Sg. aller regelmäßigen Verben und in der 3.

Ps. Sg.¹² von *sein*, aber auch in Adverbien wie *sonst* oder *selbst* kann diese /t/-Tilgung im Dialekt beobachtet werden. Da die Tilgung nicht nur im Verbalparadigma der 2. Ps. Sg. auftritt, wird die Variable als phonetisch-phonologische Erscheinung als Vereinfachung der Silbencoda eingestuft und nicht als morphologische Variable behandelt (vgl. KEHREIN 2012, 122–123).

Es stehen sich folgende Varianten gegenüber:

- standardkonforme Realisierung von /t/ nach /s/, das palatalisiert werden kann
- dialektaler Ausfall von /t/ nach /s/, das palatalisiert werden kann

Variable	standard-sprachliche Variante	dialektale Variante(n)			Beispiele
		TUT-ALT2	RV-ALT	VS-ALT2	
mhd. â, /a/-Verdampfung	[a:]	[ɔ:, a:, aʊ]	[ɔ:, a:]	[ɔ:, a:, aʊ]	(ge)bracht, gehen (mhd. gân), da

¹² In der Standardkompetenzerhebung werden standardkonforme schwache Formen von *ist* [is] (vgl. KOHLER 1995, 215–216) nicht gezählt, da diese mit der dialektalen Variante ohne palatalisiertes [s] und mit getilgtem -t zusammenfallen. Es kann angenommen werden, dass diese hochfrequente Form auch von Dialektsprechern als standardkonform betrachtet wird und aufgrund dessen nicht als dialektal gewertet werden kann. Umgekehrt kann sie jedoch auch nicht als standardkonform gewertet werden, da dies die Häufigkeitsverteilung dialektaler und standardkonformer Varianten verzerren würde.

mhd. î	[ã]	[ɛ̃]	[ɛ̃]	[i:, i]	<i>Eis, Zeiten, beißen</i>
mhd. û	[ãu]	[ɔ̃u]	[ɔ̃u]	[u:, u:]	<i>Haus, laut, braun</i>
mhd. iu	[ɔ̃]	[ɛ̃]	[ɛ̃]	[i:, i]	<i>euch, Leute, neu</i>
Umlautent- rundung	[ɔ̃, ø:, œ, y, y:]	[ɛ̃, ε:, ε, iə̃]	[ɛ̃, ε:, ε, iə̃]	[i:, ε:, ε, i, iə̃]	<i>Böse, müde, Leute</i>
mhd. ie	[i:]	[iə̃]	[iə̃]	[iə̃]	<i>Fliegen, lieb</i>
mhd. uo	[u:]	[uə̃]	[uə̃]	[uə̃]	<i>gut, Kuchen, Bruder</i>
mhd. üe	[y:]	[iə̃]	[iə̃]	[iə̃]	<i>Füße, müde, Kühe</i>
/s/-Palatali- sierung	[st, sp]	[ʃt, ʃp]	[ʃt, ʃp]	[ʃt, ʃp]	<i>ist, erst, Schwester</i>
/ç, x, χ/	[ç]	[ç]	[ç]	[x, χ]	<i>Milch, schlecht, ich</i>
<ch>-Tilgung	[ç, x, χ]	∅	∅	∅	<i>gleich, hoch, auch</i>
std. /z/	[z]	[s]	[s]	[s]	<i>Salz, böse, unsere</i>
/t/-Tilgung	[t]	∅	∅	∅	<i>ist, sonst, selbst</i>

Tab. 1: Übersicht über die Variablen

4. Ergebnisse

Ziel der aktuellen Untersuchung ist es, die variative Kompetenz von Dialektsprechern zu ermitteln. Dazu werden die Sprachdaten aus den Kompetenzerhebungen (Wenkersätze) analysiert. Dabei sollten sowohl die dialektalen Varianten aufgedeckt werden als auch festgestellt werden, welche davon in der standardnächsten Sprechweise erhalten bleiben. Im Folgenden werden die Ergebnisse der Variablenanalyse erläutert.

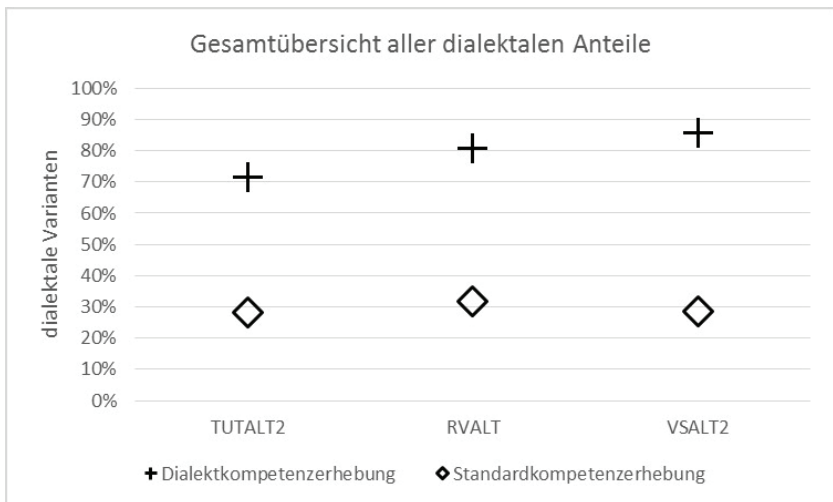


Abb. 2: Gesamtübersicht dialektaler Anteile aller Variablen in der Standard- und Dialektkompetenzerhebung

Für Abb. 2 wurde jeweils für beide Erhebungssituationen ein Mittelwert über alle dialektalen Varianten aller Variablen errechnet. Die Basis für die Berechnung der relativen Anteile umfasst pro Erhebungssituation circa 480 Wörter der Wenkersätze. Davon ist in circa 200 der Wörter pro Sprecher und Situation eine der untersuchten Variablen

belegt. Tab. 2 zeigt, wie sich die Anzahl der Wörter auf die einzelnen Variablen verteilt.¹³

Variable	Dialektkompetenz- erhebung			Standardkompetenz- erhebung		
	TUT- ALT2	RV- ALT	VS- ALT2	TUT- ALT2	RV- ALT	VS- ALT2
mhd. â	16	13	19	15	15	15
mhd. î	17	20	19	17	19	15
mhd. û	10	14	14	14	13	14
mhd. iu	11	16	14	14	14	17
Umlaut- entrundung	29	37	31	34	36	38
mhd. ie	2	2	3	2	2	2
mhd. uo	11	12	14	14	10	11
mhd. üe	3	3	3	4	4	3
[s]-Palatali- sierung	22	21	25	22	22	20
ch-Velari- sierung	11	9	15	22	22	28
ch-Tilgung	20	16	9	21	13	10
std. /z/	35	32	34	38	36	39
t-Tilgung	14	10	15	9	8	13

Tab. 2: Belegwörter pro Variable, Informant und Erhebungssituation

Abb. 2 zeigt, dass die drei Sprecher bei der Analyse der dialektalen Wenkersätze mit Werten zwischen 71 und 86 Prozent dialektaler Varianten eine vergleichbare dialektale Kompetenz besitzen. Ebenso verhält

¹³ Belegwörter der Dialektkompetenz-erhebung: TUTALT2 201, RVALT 205, VSALT2 215. Belegwörter der Standardkompetenz-erhebung: TUTALT2 226, RVALT 214, VSALT2 225.

es sich mit der Standardkompetenzerhebung. Alle drei Informanten liegen mit Werten zwischen 28 und 32 Prozent dialektaler Varianten in ihrem individuell „besten Hochdeutsch“ deutlich von der Standardsprache entfernt. Für alle drei Informanten kann aber auch festgestellt werden, dass die dialektalen Anteile bei der Dialektkompetenzerhebung im Mittel deutlich über den dialektalen Werten der Standardkompetenzerhebung liegen.

Abb. 3 und 4 zeigen ein differenziertes Bild über die untersuchten Variationsphänomene, die im Folgenden einzeln erläutern werden.¹⁴

¹⁴ Aus Platzgründen werden in Abb. 3 und 4 nur die Abkürzungen TUT, RV und VS anstatt der vollständigen Informantenbezeichnungen verwendet.

4.1 Die vokalischen Variablen

Mhd. â, /a/-Verdumpfung

Die dialektalen Varianten zu mhd. â treten in der Dialektkompetenzerhebung sehr häufig auf. Alle Informanten zeigen Werte zwischen 94 und 100 % dialektaler Varianten. Entgegen der Beschreibung in der Literatur (vgl. WIESINGER 1970, Bd. 1, 301, Karte 10 mhd. â) tritt die Diphthongvariante [aũ] nicht nur in Tuttlingen, sondern auch in Bräunlingen auf. Dies bezieht sich in beiden Orten jedoch nur auf die Flexionsparadigmen von „(ver)stehen, gehen, (lassen)¹⁵“, die auf die kontrahierten Formen mhd. *gân*, *stân* (und *lân*) zurückgehen. Der Ravensburger Informant nutzt andere Flexionsparadigmen, die auf mhd. *standen* und *gangen* zurückgehen und damit kein langes â besitzen. Entsprechend können diese Formen dialektal nicht als *[fðondə] und *[gõŋə] verdumpft werden, weshalb sie beim Ravensburger Informanten in der Frequenzanalyse nicht berücksichtigt werden. Die Diphthongvarianten treten jedoch auch bei den anderen beiden Sprechern ausschließlich bei diesen kontrahierten Verben auf. Reliktformen wie [q̥l̥aũfə] ‘geschlafen’ oder [aũbət] ‘Abend’ können nicht beobachtet werden.

¹⁵ *lassen* ist laut Vorlage kein Erhebungswort der Wenkersätze. Der Bräunlinger Informant übersetzt Wenkersatz 22 „Man muss laut schreien, sonst versteht er uns nicht.“ als „Man muss laute Schreie lassen, sonst versteht er uns nicht“.

Auch die von KLAUSMANN u. a. (1994, 77, Karte 45) und SEIDELMANN (1991, 309) beschriebenen „seealemannischen“ Sonderformen wie [loŋ] ‘lassen’ und [gɔŋ] ‘gehen’ können in den vorliegenden Aufnahmen des Ravensburger Sprechers nicht festgestellt werden.

In der Standardkompetenzerhebung sind alle Informanten in der Lage, die dialektalen Varianten durch ihre standardkonforme Entsprechung zu ersetzen.

Die Reihe mhd. \hat{i} , \hat{u} , iu (mhd. \hat{u})

Die verwendeten Varianten spiegeln die Beschreibungen aus der Literatur nur teilweise wider. Entgegen der dortigen Ausführungen, in Ravensburg seien die alten Monophthonge bewahrt, verwendet der Ravensburger Informant einen flachen Diphthong, der dem des Tuttlinger Sprechers entspricht. Dies betrifft alle drei Laute der mittelhochdeutschen Reihe. Lediglich der Bräunlinger Informant verwendet im Dialekt die Monophthonge.

Mhd. \hat{i} hat bei TUTALT2 und RVALT in beiden Kompetenzerhebungen annähernd die gleiche Anzahl dialektaler Varianten [\widehat{ei}], das heißt, diese Variable kann bei der Annäherung an die Standardsprache nicht kontrolliert werden. Anders sieht das bei VSALT2 aus, der in der Standardkompetenzerhebung keine dialektalen Varianten [$i:$, i] mehr realisiert. Anstatt seiner dialektalen monophthongischen Variante realisiert er in der Standardkompetenzerhebung einen standardkonformen Diphthong.

Für mhd. \hat{u} zeigt sich ein ähnliches Ergebnis. TUTALT2 und RVALT verwenden in der Standardkompetenzerhebung weiterhin ihren dialektalen Flachdiphthong [\widehat{ou}], wobei dieser im Verhältnis häufiger standardkonform realisiert wird, als dies bei mhd. \hat{i} der Fall ist. Ein anderes Bild zeigt jedoch der Bräunlinger Sprecher, der hier einen Sonderfall darstellt. Deshalb werden in Abb. 3 zwei unterschiedliche Verteilungen der Varianten bei VSALT2 gezeigt. In der Dialektkompetenzerhebung realisiert er ausschließlich dialektale Monophthongvarianten [$u:$, $u:$]. In der Standardkompetenzerhebung realisiert er zwar

nicht mehr seine dialektale Variante [u:], erreicht jedoch auch nicht die standardsprachliche Variante [aʊ], sondern produziert einen flachen Diphthong, der der dialektalen Variante des Tuttlinger oder Ravensburger Sprechers entspricht. Diese Variante kann weder als dialektale noch als standarddeutsche Form gewertet werden und muss deshalb gesondert behandelt werden (siehe Kap. 4).

Bei mhd. *iu* sind die Verhältnisse für alle drei Informanten gleich. Im Dialekt produzieren der Ravensburger und der Tuttlinger Sprecher, beeinflusst durch die Umlautentrundung und aufgrund durchgeführter oder nicht durchgeführter Diphthongierung, die Flachdiphthongvariante [ɛi], während der Bräunlinger Sprecher die monophthongische Variante [i:] verwendet. Unabhängig von den dialektalen Varianten sind alle Sprecher in der Lage, bei der Annäherung an die Standardsprache, die Varianten vollständig durch ihre standarddeutsche Entsprechung zu ersetzen.

Die Umlautentrundung

Bei allen Informanten stehen sich relativ hohe Werte in der Dialektkompetenzerhebung (zwischen 72 und 84 % dialektaler Varianten) und sehr niedrige Werte in der Standardkompetenzerhebung gegenüber (0–9 % dialektale Varianten). Damit zählt auch diese Variable zu den gut kontrollierbaren. Die verwendeten dialektalen Varianten entsprechen den in der Variablendefinition beschriebenen.

Die Reihe mhd. *ie-uo-üe*

Die Entsprechungen der mittelhochdeutschen Diphthongreihe zeigen ein sehr differenziertes Bild. Während mhd. *ie* sowohl in der Varietät Dialekt als auch in der Standardkompetenzerhebung kaum mehr als dialektale Variante auftritt, sind dialektale Varianten von mhd. *uo* und *üe* in der Dialektkompetenzerhebung häufiger festzustellen.

Mhd. *ie* wird von TUTALT2 in keiner Erhebungssituation dialektal realisiert. Auch der Bräunlinger Sprecher VSALT2 zeigt fast aus-

schließlich standardkonforme Realisierungen. Der einzige Informant, für den dialektale Varianten anhand der Stichprobe im Dialekt noch nachweisbar sind, ist RVALT mit 26 % dialektalen Varianten. Jedoch ist auch er in der Lage, die dialektalen Varianten vollständig durch die standardsprachlich monophthongische Variante /i:/ zu ersetzen.

Dialektale Varianten zu mhd. *uo* mit Werten zwischen 38 und 71 % in der Dialektkompetenzerhebung treten bei allen Informanten auf. In der Standardkompetenzerhebung sind alle Sprecher in der Lage, die dialektalen Varianten durch ihre standardsprachlichen Entsprechungen zu ersetzen.

Auf den ersten Blick scheint die Variable mhd. *üe* vollständig kontrollierbar zu sein. Das heißt, alle drei Sprecher realisieren in der Dialektkompetenzerhebung ausschließlich dialektale Varianten und in der Standardkompetenzerhebung ausschließlich standardkonforme Varianten. Dieses Ergebnis müsste jedoch aufgrund der sehr geringen Anzahl¹⁶ an Belegwörtern in den Wenkersätzen (*Kühe*, *Füße* und *müde*) anhand zusätzlicher Belege überprüft werden.

¹⁶ Siehe Tab. 2.

4.2 Die konsonantischen Variablen

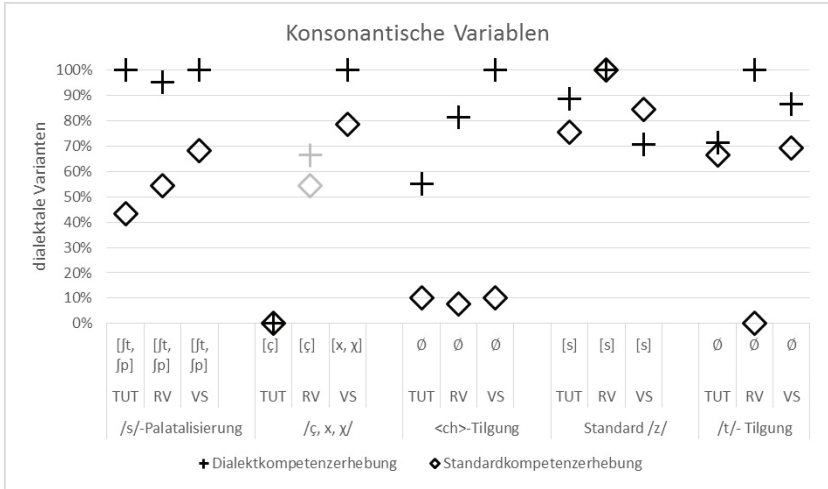


Abb. 4: Die konsonantischen Variablen

/s/-Palatalisierung

Die dialektalen Varianten zu diesem Variationsphänomen sind bei allen drei Informanten in der Varietät Dialekt sehr häufig zu finden und auch in der Standardkompetenzerhebung bleiben Anteile von 43–68 % dialektaler Varianten erhalten. Es kann keine Aussage darüber getroffen werden bei welchen Wortarten die /s/-Palatalisierung am häufigsten auftritt. Es treten in beiden Erhebungssituationen bei allen Informanten sowohl Verben in der 2. Ps. Sg., *sein* in der 3. Ps. Sg., Adverbien wie *sonst* und *erst* sowie auch Substantive wie *Schwester* oder *Bürste* mit der dialektalen Variante auf. Im untersuchten Korpus finden sich jedoch ausschließlich Formen mit der Lautkombination /st/. Belegwörter für die Palatalisierung in der Konsonantenkombination /sp/ treten nicht auf.

Variable /ç, x, χ/

Zunächst ist zu sagen, dass in Tuttlingen und in Ravensburg die Velarisierung von /ç/ kein dialektales Phänomen darstellt. So überrascht auch das Ergebnis für den Tuttlinger Sprecher nicht, der in beiden Situationen ausschließlich standardkonforme Varianten realisiert. Weiterhin können die Ergebnisse von RVALT nicht weiter interpretiert werden, da der Sprecher Ausspracheprobleme bei dem palatalen Frikativ hat.¹⁷ Er realisiert den palatalen Frikativ tendenziell palato-velar mit leicht lateraler Aussprache, sodass eine Zuordnung zum palatalen bzw. velaren Allophon akustisch kaum vornehmbar ist. Somit bleibt nur der Bräunlinger Sprecher VSALT2, für den diese Variable auch anhand der Stichprobe gut belegt werden kann. Mit 79 % dialektalen Varianten in der Standardkompetenzerhebung bleibt dieses Variationsphänomen bei ihm zu großen Teilen erhalten.¹⁸

<ch>-Tilgung

Der Bräunlinger Informant tilgt in der Dialektkompetenzerhebung 100 % der Frikative, während die beiden anderen Sprecher mit Werten von 55 bzw. 81 % dialektal getilgter Varianten keine vollständige Dialektalität für diese Variable zeigen. Der Unterschied zwischen RVALT und TUTALT2 im Vergleich zu VSALT2 besteht darin, dass der Bräunlinger Sprecher im Dialekt zwischen zwei dialektalen Formen der Frikativverwendung im Auslaut auswählen kann – zwischen der Tilgung und der Velarisierung. Das heißt, dass VSALT2 immer, wenn

¹⁷ In Abb. 4 sind die Symbole von RVALT deshalb grau eingefärbt.

¹⁸ In absoluten Zahlen kann man feststellen, dass in der Standardkompetenzerhebung mit 22 von 28 dialektalen Wörtern deutlich mehr Belege vorhanden sind, als in der Dialektkompetenzerhebung (15 Belegwörter). Dies steht im Zusammenhang mit der Variable <ch>-Tilgung. Da in der Annäherung an die Standardsprache der auslautende Frikativ häufiger erhalten bleibt als im Dialekt, ergeben sich so mehr Möglichkeiten für die Realisierung des Frikativs.

ein Belegwort keine getilgte Form enthält, den velaren Frikativ wählt, der in der Variablenanalyse der <ch>-Tilgung jedoch nicht als standardkonform gewertet werden kann. Diese Möglichkeit der Auswahl zwischen zwei Dialektvarianten besteht für TUTALT2 und RVALT nicht, weshalb sie, wenn der auslautende Frikativ nicht getilgt wird, ihn standardkonform realisieren. Hochfrequente Wörter wie *ich*, *gleich* und *auch* können auch in der Standardkompetenzerhebung nicht immer vollständig standardkonform realisiert werden.

Standardsprachlich /z/

Die Realisierung von [z] als [s] ist bei allen drei Informanten sowohl dialektal als auch in der Annäherung an die Standardsprache konstant vorzufinden. Besonders bemerkenswert sind die Ergebnisse des Bräunlinger Sprechers VSALT2, der in der Standardkompetenzerhebung sogar mehr dialektale Varianten zeigt, als in der Dialektkompetenzerhebung. Der Ravensburger Sprecher besitzt keinen stimmhaften [z]-Laut in seinem Phoneminventar. Er realisiert geschriebenes <s> immer als [s]. Dies stimmt auch mit den Beobachtungen KEHREINS (2012, 125) für Sprecher aus Waldshut-Tiengen überein. Die anderen beiden Informanten realisieren in beiden Erhebungssituationen vereinzelt standardkonforme stimmhafte [z]-Laute.

/t/-Tilgung

Im Dialekt zeigen alle drei Sprecher eine hohe Anzahl dialektaler Varianten. RVALT ist jedoch der einzige, der in der Standardkompetenzerhebung einen Wert von 0 % erreicht und damit als einziger in der Lage ist, diese Variable zu kontrollieren. Ein ganz anderes Bild zeigen VSALT2 und TUTALT2, die in der Annäherung an die Standardsprache noch immer 60 % dialektale Varianten realisieren.

5. Diskussion

Die Variablenanalyse hat gezeigt, welche Varianten der berücksichtigten Variationsphänomene im Mittellalemannischen die standardfernste Sprechweise, den Dialekt, konstituieren, wobei es Unterschiede zwischen dem Bräunlinger Informanten und den anderen beiden gibt. Für alle drei Erhebungsorte gelten die folgenden Variationsphänomene als dialektkonstituierend: mhd. â, mhd. î, mhd. û, mhd. iu, Umlautentrundung, mhd. üe, /s/-Palatalisierung, Standard /z/ und /t/-Tilgung. Für den Bräunlinger Informanten kommen noch weitere Variationsphänomene hinzu: die Varianten zur Variable /ç, x, χ/ und <ch>-Tilgung.

Weiterhin konnten die individuellen System- und Registerkompetenzen der drei Informanten herausgearbeitet werden. Alle drei Sprecher zeigen vergleichbare dialektale Kompetenzen und weisen auch in der standardnächsten Sprechweise gleich hohe relative Anteile an Regionalismen auf, wobei die drei Informanten auch hier noch deutlich von der Standardsprache entfernt sind. Es kann festgestellt werden, dass dialektale Varianten in der standardnächsten Sprechweise unterschiedlich gut kontrolliert werden können und sich auch Differenzen zwischen den Sprechern aus den drei Erhebungsorten zeigen. Die variative Kompetenz der Sprecher liegt darin, welche und wie viele dialektale Varianten in der Standardkompetenzerhebung durch ihre standardsprachlichen Varianten ersetzt werden können bzw. welche und wie viele erhalten bleiben.

Der Frage, welche Faktoren für diese Kontrollierbarkeit eine Rolle spielen, hat sich KEHREIN (2012 und 2015) gewidmet. Dialektale Varianten, die in der Standardkompetenzerhebung auf Aufforderung hin vollständig durch ihre standarddeutschen Entsprechungen ersetzt werden können, bezeichnet er als **Varianten des Typs 1**. Warum diese Ersetzung möglich ist, erklärt er folgendermaßen: „Dialektale Varianten des Typs 1 lassen sich über die Schreibung des betreffenden Wortes in der Standardsprache eindeutig auf die lautliche Variante der Standardvarietät beziehen“ (KEHREIN 2015, 17). Dem gegenüber stehen die **Varianten des Typs 2**, bei denen in der standardnächsten Sprechweise dialektale Varianten weitestgehend erhalten bleiben. Sie können nicht

kontrolliert werden oder entstehen erst durch die Orientierung an der Schreibung (vgl. KEHREIN 2015, 17).

Gründe für den Erhalt dieser dialektalen Varianten können in der perceptiven Salienz, der systemischen Relevanz oder auch der nicht eindeutigen Graphem-Phonemkorrespondenz liegen (vgl. KEHREIN 2012, 166).

Geringe perzeptive Salienz bedingt mangelndes Bewusstsein für eine dialektale Variante. Wenn zwischen einer standardsprachlichen und einer dialektalen Variante keine oder eine nur schwach belastete phonologische Opposition besteht oder die dialektale Variante gar kein Phonem der Standardvarietät ist, dem korrespondierenden Phonem jedoch so ähnlich ist, dass sie als Realisierung der entsprechenden Schreibung erkannt und akzeptiert werden kann, dann kommt es in der Konversation in der Regel nicht zu Verständnisschwierigkeiten. Entsprechend ist in Mikro- und Mesosynchronisierungsprozessen kein Umbau des phonologischen Systems erforderlich. Diese erfolgreichen Sprech- bzw. Verstehensakte führen zur Stabilisierung der System- und Registerkompetenz und wirken somit Abbauprozessen der dialektalen Varianten des Typs 2 in standardorientierten, regiolektalen Sprechlagen entgegen. Der dritte Grund für die Abbauresistenz der Typ-2-Varianten ist die nicht-eindeutige Graphem-Phonemkorrespondenz, die dem Sprecher somit nicht die Möglichkeit bietet, seine Aussprache an der Schreibung auszurichten, z. B. bei der /s/-Palatalisierung oder der Variablen /ç, x, χ/.

KEHREINS Ansatz orientiert sich bei der Zuordnung der Variantentypen hauptsächlich an dem Definitionskriterium der Kontrollierbarkeit vermittelt über die Schreibung. Damit, so KEHREIN (2015, 20), unterscheidet sich sein Ansatz deutlich von dem SCHIRMUNSKIS (1928/29), der dialektale Varianten primären und sekundären Merkmalen zuordnet. Bei SCHIRMUNSKI (1928/29) liege das wichtigste Einteilungskriterium in der unterschiedlichen „[...] Auffälligkeit, die durch ihre artikulatorische Ähnlichkeit bzw. Abweichung von der Vergleichsvarietät zustan-

de komme, die sich in einer größeren bzw. geringeren akustischen Ähnlichkeit zur Vergleichsvarietät niederschlage“ (KEHREIN 2015, 20).

Primäre Merkmale seien demnach akustisch besonders auffällige Abweichungen, die aufgrund größerer artikulatorischer Gegensätze entstünden (vgl. KEHREIN 2015, 19). Diesem Kriterium zugehörige Varianten können in der standardnächsten Sprechweise gut kontrolliert und damit durch ihre standardsprachlichen Varianten ersetzt werden.

Sekundäre Merkmale seien dagegen weniger auffällig, da ein geringerer artikulatorischer Gegensatz und damit einhergehender geringerer akustischer Unterschied zur Variante der Vergleichsvarietät bestehe (vgl. KEHREIN 2015, 19–20). Diese Varianten bleiben auch in der standardnächsten Sprechweise erhalten.

Die Schwierigkeit, die Merkmale anhand dieser Kriterien zu operationalisieren, erklärt KEHREIN (2015, 20) anhand zweier Beispiele. Die verschiedenen, allophonischen Varianten von /r/ unterscheiden sich hinsichtlich ihres Artikulationsortes (z. B. apikal vs. velar/uvular) und ihrer Artikulationsart (z. B. Frikativ vs. Trill) deutlich voneinander. Aufgrund dieser großen artikulatorischen und akustischen Abweichungen müsse man diese Varianten nach SCHIRMUNSKI als primäre Merkmale einstufen, die entsprechend bei der Annäherung an die Standardsprache vollständig durch ihre standardsprachlichen Varianten ersetzbar sein sollten. KEHREIN (2015, 20) beobachtet in seiner Untersuchung jedoch, dass die dialektalen apikalen [r]-Varianten regelmäßig erhalten bleiben, da keine phonologische Opposition besteht und damit keine systemische Relevanz. Das zweite Beispiel, das KEHREIN (2015, 20–21) nennt, bezieht sich auf die obersächsische Zentralisierung. Bei der Zentralisierung handelt es sich um minimale artikulatorische Abweichungen, die jedoch perzeptiv stark auffallen. Hier überschneiden sich die Definitionskriterien von SCHIRMUNSKI, was eine Zuordnung zu einem seiner Merkmalstypen nicht möglich macht. Einerseits spricht eine minimale artikulatorische Abweichung dafür, diese Varianten den sekundären Merkmalen zuzuordnen, andererseits erfordert die große akustische Abweichung eine Zuordnung zu den primären Merkmalen.

Diese Einteilungsschwierigkeiten treten nach der Variantenzuordnung KEHREINS nicht auf, da artikulatorische und akustische Ähnlichkeit der Varianten nicht zwangsläufig zusammenhängen und damit in diesem Ansatz nur eine untergeordnete Rolle spielen. In beiden genannten Beispielen handelt es sich nach KEHREIN um Varianten des Typs 2, da keine Information zur standardkonformen Aussprache der Laute der Schreibung entnommen werden kann und beide dialektalen Varianten in der standardnächsten Sprechweise nicht kontrolliert werden können.

Legt man die Variantenzuordnung von KEHREIN zugrunde, so kann für die vorliegende Studie folgende Zuordnung für das Mittelalemannische getroffen werden:

Varianten des Typs 1 können bei der Annäherung an die Standardsprache (fast) vollständig durch ihre standardsprachlichen Entsprechungen ersetzt werden. Zu diesen Varianten gehören im Mittelalemannischen:

- /a/-Verdampfung
- mhd. î (beim Bräunlinger Sprecher)
- mhd. û (beim Bräunlinger Sprecher)
- mhd. iu
- mhd. Umlaute
- mhd. Diphthonge ie, uo, üe
- <ch>- Tilgung
- /t/-Tilgung (beim Ravensburger Sprecher)

Variable	Std. Variante	Dialektale Variante(n) in der Dialektkompetenz-erhebung			Beispiele
		TUT-ALT2	RV-ALT	VS-ALT2	
mhd. â, /a/-Verdampfung	[ā:]	[ɔ:, ɤ:, ɑ:, ɑ:, aʊ, ɔʊ]	[ɔ:, ɤ:, ɑ:, ɑ:]	[ɔ:, ɤ:, ɑ:, ɑ:, aʊ, ɔʊ]	<i>(ge)bracht, gehen</i> (mhd. <i>gân</i>), <i>da</i>
mhd. î	[ai̯]	[ei̯]	[ei̯]	[i:, i]	<i>Eis, Zeiten, beißen</i>
mhd. û	[āʊ]	[ɔʊ]	[ɔʊ]	[u:, ʊ:]	<i>Haus, laut, braun</i>
mhd. iu	[ɔi̯]	[ei̯]	[ei̯]	[i:, i]	<i>euch, Leute, neu</i>
Umlaut-entrundung	[ɔi̯, ø:, œ, y, y:]	[ei̯, ε:, ε, iə]	[ei̯, ε:, ε, iə]	[i:, ε:, ε, i, iə]	<i>böse, müde, Leute</i>
mhd. ie, uo, üe	[i:]	[iə, uə, iə]	[iə, uə, iə]	[iə, uə, iə]	<i>lieb, gut, müde</i>
<ch>-Tilgung	[ç, x, χ]	∅	∅	∅	<i>gleich, hoch, auch</i>
/t/-Tilgung	[t]	∅	∅	∅	<i>ist, sonst, selbst</i>

Tab. 3: Typ-1-Varianten

In Tab. 3 sind alle Variablen aufgeführt, deren dialektale Varianten in der Standardkompetenz-erhebung gut kontrollierbar sind. Das heißt, dass in den Wenkersatzaufnahmen zur Standardkompetenz (fast) ausschließlich die standardsprachlichen Varianten realisiert wurden. Die Aufstellung der dialektalen Varianten in den Untersuchungsorten dient als Erinnerungsstütze, welche dialektalen Varianten in der Dialektkompetenz-erhebung jeweils den standardsprachlichen Varianten gegenüber-

stehen. Die grau eingefärbten Varianten stellen jeweils keine Varianten des Typs 1 dar und werden somit unten in der Aufstellung der Typ-2-Varianten näher erläutert.

Generell werden alle Fälle, bei denen weniger als 10 % dialektale Varianten in der Standardkompetenzerhebung übrig bleiben, dem Variantentyp 1 zugeordnet. Ein häufiger Grund für den Verbleib einzelner dialektaler Varianten in der Standardkompetenzerhebung ist, dass hochfrequente Wörter (z. B. Auxiliare) dialektale Merkmale enthalten. Betreffende Varianten können nicht immer vollständig ersetzt werden.

Wie bereits erwähnt, können Typ-1-Varianten durch die Schreibung der Varianten in der Standardvarietät eindeutig auf ihre standard-sprachliche Lautung bezogen werden. Es können Analogien gebildet werden, wonach bspw. immer dort, wo ein geschriebenes <a> steht, in der Standardsprache [a:] gesprochen wird.

Es kann festgestellt werden, dass nicht alle Sprecher die dialektalen Varianten derselben Variationsphänomene bei der Standardkompetenzerhebung gleichermaßen kontrollieren können. Bei mhd. \hat{i} z. B. ist nur VSALT2 in der Lage, die Variante vollständig durch die standard-sprachliche Variante zu ersetzen. Grund hierfür ist die systemische Relevanz der konkurrierenden Varianten [a \hat{i}] und [i:]. [a \hat{i}] und [i:] haben z. B. in Minimalpaaren wie [bla \hat{e} b] und [bli:b] oder [vi:zə] und [va \hat{i} zə] durchaus grammatische bzw. semantische bedeutungsunterscheidende Funktion. In Mikro- und Mesosynchronisierungsprozessen käme es demnach bei Nicht-Ersetzung der dialektalen Varianten zu Missverständnissen, was dazu führt, dass der Sprecher seine System- und Registerkompetenzen modifizieren muss. Varianten wie diese werden entsprechend in der Annäherung an die Standardsprache, mit dem Ziel nicht missverstanden zu werden, vollständig abgebaut. Im Gegensatz zu den im Anschluss beschriebenen Verhältnissen von mhd. \hat{u} , kann VSALT2 die monophthongische Variante von mhd. \hat{i} nicht durch einen Flachdiphthong ersetzen, da in seinem phonologischen System kein flacher Diphthong [e \hat{i}] existiert (weil mhd. ei im Dialekt [e \hat{a}] entspricht). Deshalb muss VSALT2 den standarddeutschen Diphthong wählen (den er vermutlich neu lernen musste). Zwar hat sich mhd. \hat{i} in

Hiatusposition schon flächendeckend zu [ɛ̃] gewandelt, sodass man annehmen müsste, der Sprecher besitze dieses Phonem in seinem Inventar, schaut man sich jedoch die Belege für mhd. *î* im Hiatus an, so kann man feststellen, dass dieser Sprecher dort ebenfalls die standardkonforme Diphthongvariante verwendet. In seinem individuellen Phoneminventar existiert demnach kein flacher Diphthong zu mhd. *î*, der entsprechend auch in der Standardkompetenzerhebung nicht zur Verfügung steht.

Mhd. *û* stellt bei dem Bräunlinger Sprecher einen Sonderfall dar. Er realisiert bei der Standardkompetenzerhebung keine dialektalen Monophthongvarianten, weshalb es sich bei ihm hier um eine Typ-1-Variante handelt, die jedoch durch eine Typ-2-Variante ersetzt wird. Er verwendet in der Standardkompetenzerhebung zu 38 % den flachen Diphthong [ɔ̃], der weder der dialektalen noch der standardsprachlichen Form entspricht. Dieser Fall wird in der weiteren Beschreibung der Typ-2-Varianten näher erläutert. Eine vergleichbare Beobachtung konnte KEHREIN in seinen Untersuchungen zum Waldshut-Tienger Dialekt machen. Die Tilgung bzw. Fortisierung der Vorsilbe *ge-*, die als Typ-1-Variante regelmäßig in der Dialektkompetenzerhebung auftrat, wurde bei der Standardkompetenzerhebung nicht durch die standardsprachliche Form [gə], sondern durch die Typ-2-Variante [ge] mit Vollvokal ersetzt (vgl. KEHREIN 2012, 163, Tab. 6–9).

Varianten des Typs 2 bleiben in der Standardannäherung weitestgehend erhalten. Diese sind im Mittelalemannischen:

- mhd. *î* (beim Tuttlinger und Ravensburger Informant)
- mhd. *û*
- /s/-Palatalisierung
- Variable /ç, x, χ/ (Bräunlinger Informant)
- Standard /z/
- /t/-Tilgung (beim Bräunlinger und Tuttlinger Sprecher)

Variable	Std. Variante	Erhaltene dialektale Variante(n) in der Standardkompetenz-erhebung			Beispiele
		TUT-ALT2	RV-ALT	VS-ALT2	
mhd. î	[aî]	[ɛî]	[ɛî]		<i>Eis, Zeiten, beißen</i>
mhd. û	[aû]	[ɔû]	[ɔû]	[ɔû ¹⁹]	<i>Haus, laut, braun</i>
/s/-Palatalisierung	[st, sp]	[ʃt, ʃp]	[ʃt, ʃp]	[ʃt, ʃp]	<i>ist, erst, Schwester</i>
Variable /ç, x, χ/	[ç]			[x, χ]	<i>Milch, schlecht, ich</i>
std. /z/	[z]	[s]	[s]	[s]	<i>Salz, böse, unsere</i>
/t/-Tilgung	[t]	∅		∅	<i>ist, sonst, selbst</i>

Tab. 4: Typ-2-Varianten

Tab. 4 zeigt, im Unterschied zu Tab. 3, die in der Standardkompetenz-erhebung erhaltenen dialektalen Varianten. Die leeren Felder in der Tabelle zeigen an, dass es sich bei diesem Informanten für diese Variante nicht um eine Typ-2-, sondern um eine Typ-1-Variante handelt, die bereits oben beschrieben wurden.

Die Typ-2-Varianten sind Regionalismen, die in der standardnächsten Sprechweise der Informanten erhalten bleiben. Gründe für die Abbauresistenz sind, wie bereits erwähnt, ein geringes Bewusstsein für die

¹⁹ [ɔû] ist bei VSALT2 in der Dialektvarietät keine Variante für mhd. û. Er verwendet normalerweise [u:] als dialektale Variante. In der Annäherung an die Standardsprache wechselt er jedoch zu dem flachen Diphthong.

dialektale Variante, geringe bzw. keine systemische Relevanz sowie die nicht-eindeutige Graphem-Phonemkorrespondenz. Ein Beispiel, für das die beiden letztgenannten Gründe zutreffen, liegt bei der Variable *std. /z/* vor. Ein stimmloses [s] und ein stimmhaftes [z] sind graphematisch immer als <s> dargestellt, weshalb man sich bei der Aussprache nicht (eindeutig) an der Schreibung orientieren kann. Weiterhin stehen die beiden Laute nur in sehr wenigen Fällen in phonologischer Opposition zueinander, was die systemische Relevanz gering macht. An dieser Stelle sind außerdem die Ergebnisse des Bräunlinger Sprechers zur Variablenanalyse von *std. /z/* nochmals zu erwähnen. Er realisiert in der Standardkompetenzerhebung mehr dialektale stimmlose [s] als in der Dialektkompetenzerhebung. Das lässt darauf schließen, dass er die stimmlose Variante als standardkonforme Variante annimmt und sie entsprechend in diesem Kontext noch häufiger realisiert. Gleichzeitig hieße das jedoch, dass der Bräunlinger Sprecher sich des Unterschieds zwischen der stimmlosen und der stimmhaften Variante bewusst ist. Dieses Bewusstsein kann bei den anderen beiden Informanten nicht festgestellt werden. Dazu passen die Ergebnisse der Untersuchungen von KIESEWALTER (2014) zur Salienz und Pertinenz²⁰ remanenter Regionalismen, die zeigen, dass die Desonorisierung von */z/* regionsunabhängig als wenig salientes Merkmal mit geringer Pertinenz im Hörerurteil als standardkonforme Form toleriert wird (vgl. KIESEWALTER 2014, 130).

Im Gegensatz zur oben beschriebenen Typ-1-Variante zu *mhd. î* des Bräunlinger Sprechers, liegen bei *RVALT* und *TUTALT2* im Dialekt Typ-2-Varianten vor. Da sie, im Gegensatz zu *VSALT2*, in der Dialektvarietät einen (wenn auch flachen) Diphthong [ɛ̃i] verwenden, besteht nicht dieselbe systemische Relevanz zwischen den konkurrie-

²⁰ Unter Salienz versteht sich in diesem Zusammenhang die „wahrnehmungsbedingte subjektive Auffälligkeit von Regionalismen und damit [...] die Frage, ob Regionalismen hörer- bzw. sprecherseitig als Normabweichungen bewusst sind oder nicht“ (KIESEWALTER 2014, 112). Pertinenz dagegen beschreibt die subjektive Relevanz von Regionalismen für das Individuum (vgl. KIESEWALTER 2014, 112).

renden Varianten. $[\widehat{\epsilon i}]$ und $[\widehat{a i}]$ stehen in keinerlei phonologischer Opposition zueinander, zumal $[\widehat{\epsilon i}]$ kein Phonem des Standarddeutschen ist. Entsprechend kann es in der Interaktion zweier Sprecher nicht zu Verständnisproblemen kommen. KIESEWALTERS (2014) Untersuchungen zufolge gehört die Variation zwischen standardkonformem Extremdiphthong und dialektalem Flachdiphthong zu den perzeptiv salienten Phänomenen, die eine für ihre Untersuchungsgruppe pertinente dialektale Abweichung darstellen (vgl. KIESEWALTER 2014, 130). Dennoch bleiben diese Varianten in der Standardkompetenzerhebung des Tuttlinger und des Ravensburger Sprechers erhalten. Als Grund für die Abbauresistenz dieser Varianten kann entsprechend nur die geringe systemische Relevanz angenommen werden.

Mhd. \hat{u} ist bei TUTALT2 und RVALT eindeutig eine Typ-2-Variante. Nicht so einfach sind die Verhältnisse bei VSALT2, für den es sich hierbei, wie oben beschrieben, um eine Typ-1-Variante handelt, die er jedoch zu Teilen durch die Typ-2-Variante $[\widehat{\text{ɔ}}\widehat{\text{u}}]$ ersetzt. Er verwendet in der Standardkompetenzerhebung nicht mehr seine dialektale Monophthongvariante $[u:]$, erreicht jedoch auch nicht den standardsprachlichen Extremdiphthong $[\widehat{a}\widehat{u}]$, sondern realisiert einen flachen Diphthong $[\widehat{\text{ɔ}}\widehat{\text{u}}]$ wie TUTALT2 und RVALT. In Bräunlingen ist dieser Diphthong $[\widehat{\text{ɔ}}\widehat{\text{u}}]$ bereits aus der Entwicklung von mhd. ou im phonologischen System vorhanden, sodass dieser Laut verwendet werden kann. Weiterhin handelt es sich bei der Realisierung von $[\widehat{\text{ɔ}}\widehat{\text{u}}]$ anstatt $[u:]$ um einen Diphthongierungsprozess und damit klar um eine Annäherung an die Standardsprache. Diese Variante ist entsprechend als Variante des Regiolektivs zu bewerten.

Die anderen Typ-2-Varianten haben ebenfalls keine oder nur sehr geringe systemische Relevanz. Weitere Fälle abbauresistenter Typ-2-Varianten aufgrund nicht-eindeutiger Graphem-Phonemkorrespondenz sind die Variable $/ç, x, \chi/$ und die $/s/$ -Palatalisierung. Ein geschriebenes $\langle ch \rangle$ oder $\langle st \rangle$ geben keine eindeutige Information über die Aussprache dieser Grapheme an. Man kann sich also nicht zuverlässig an der Schreibung orientieren. Anders ist das bei der Variable $/t/$ -Tilgung. Da ein auslautendes $\langle t \rangle$ in der Schriftsprache eindeutig zu erkennen ist,

kann mit dieser Begründung nicht erklärt werden, weshalb es TUTALT2 und VSALT2 nicht gelingt, diese dialektale Variante zu kontrollieren. Es scheint einen Zusammenhang zwischen der /s/-Palatalisierung und der /t/-Tilgung bei der Standardkompetenzerhebung zu geben. In den meisten Fällen, in denen es nicht gelungen ist, den Frikativ in der Lautkombination /st/ standardkonform zu realisieren, wurde auch das auslautende /t/ getilgt. Bzw. immer, wenn das /t/ getilgt wurde, wurde auch das /s/ palatalisiert. Es treten also fast keine Formen auf, die ein palatalisiertes /s/ und ein nicht-getilgtes /t/ aufweisen, da diese Formen im Dialekt der Region nicht vorkommen. Man kann also mutmaßen, dass solche „falschen“ Dialektvarianten in Wörtern wie [haʃt] ‘hast’ oder [ɪʃt] ‘ist’ von den Informanten erkannt und vermieden werden. Und da die /s/-Palatalisierung kaum kontrolliert werden kann, wirkt sich dies gleichermaßen auf die /t/-Tilgung aus. Diese Darstellung kann jedoch nicht als abschließende Erklärung angenommen werden, da unklar bleibt, weshalb es dem Ravensburger Sprecher bei demselben zugrundeliegenden Variationsphänomen gelingt, die dialektalen Varianten vollständig zu kontrollieren.

Vergleicht man die vorliegenden Ergebnisse mit den Ergebnissen derselben Sprechergeneration im hochalemannischen Untersuchungsort Waldshut-Tiengen (vgl. KEHREIN 2012, 143–212), so lassen sich einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede feststellen. Die Zuordnung der dialektalen Varianten zu den Variantentypen im Mittellalemannischen deckt sich weitgehend mit der Zuordnung für den Raum Waldshut-Tiengen. Ausnahmen beziehen sich insbesondere auf die Variationsphänomene, die auch innerhalb des Mittellalemannischen diatopische Unterschiede aufweisen. Im vokalischen Bereich können die dialektalen Varianten zu mhd. *û* im Hochalemannischen vollständig kontrolliert werden, was im Mittellalemannischen bei keinem Informanten der Fall ist, da ein flacher Diphthong [ɔ̃ʊ] (im Gegensatz zur dialektalen monophthongischen Variante [u:] der hochalemannischen Sprecher und des Bräunlinger Sprechers) vermutlich weder hohe perzeptive Salienz noch systemische Relevanz besitzt. Da sich im Hochalemannischen, im

Gegensatz zum Mittellalemannischen, mhd. ou zu [äü] weiterentwickelt hat (vgl. WIESINGER 1970, Karte 16), während es im Mittellalemannischen erhalten geblieben ist, steht den hochalemannischen Sprechern dieser flache Diphthong im Phonemsystem nicht zur Verfügung. Entsprechend liegen nicht dieselben Voraussetzungen in den Dialekträumen vor. Darin liegt der Grund für die unterschiedliche Realisierung von VSALT2 im Vergleich zu den hochalemannischen Informanten bei der Standardkompetenzerhebung.

Im konsonantischen Bereich unterscheidet sich die Zuordnung der Variantentypen bei der /s/-Palatalisierung. Die alten hochalemannischen Sprecher können die dialektalen palatalisierten Varianten in der Standardkompetenzerhebung vollständig ersetzen, was den mittellalemannischen Informanten nicht annähernd gelingt. Interessant ist jedoch die Beobachtung KEHREINS (2012, 163), dass die Sprecher der mittleren Generation (Polizisten) in Waldshut-Tiengen nicht in der Lage sind, die dialektalen Varianten der /s/-Palatalisierung vollständig zu ersetzen. Sie realisieren in der Standardkompetenzerhebung immer noch zwischen 33 und 50 % dialektale Varianten, was mit dem Ergebnis der mittellalemannischen alten Informanten mit 43 bis 68 % dialektalen Varianten vergleichbar ist. KEHREIN begründet diesen Unterschied mit der Annahme, „[...] dass die Konzentration der Sprecher in den betreffenden Fällen jeweils stärker auf andere Einheiten in den entsprechenden Sätzen gelenkt war und somit die in allen anderen Erhebungssituationen hoch frequente dialektale Variante ‚herausgerutscht‘ ist“ (KEHREIN 2012, 164–165). Das lässt vermuten, dass die älteren Waldshut-Tienger Sprecher mindestens bei dem Variationsphänomen der /s/-Palatalisierung größere variative Kompetenz besitzen als die jüngeren Waldshut-Tienger Sprecher und die älteren mittellalemannischen Sprecher. Gleichzeitig sind jedoch die älteren Waldshut-Tienger Sprecher insgesamt dialektkompetenter (mit circa 90 % dialektalen Varianten in der Dialektkompetenzerhebung, wenn alle untersuchten Variablen zusammengenommen werden) als die älteren mittellalemannischen Sprecher (siehe Abb. 2), welche wiederum vergleichbare Werte zeigen wie die mittlere Generation aus Waldshut-Tiengen (vgl. KEHREIN 2012,

144, Abb. 6–10). Das bestätigt, wie eingangs erwähnt, die Annahme, dass das Hochalemannische im Vergleich zum Mittellalemannischen ein konservativeres Dialektgebiet ist (vgl. WIESINGER 1983, 832).

6. Zusammenfassung

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die untersuchte mittelalemannische Generation über 65 Jahre noch hohe Dialektkompetenz besitzt, die im Vergleich zum südlich gelegenen Hochalemannischen jedoch rückläufig zu sein scheint. Bei manchen Variablen lässt sich auch in der Dialektkompetenzerhebung feststellen, dass einige dialektale Varianten durch standardsprachliche ersetzt werden. Dazu gehört insbesondere mhd. *ie*, für das nur noch zwischen 0 und 26 % dialektale Varianten in der Dialektkompetenzerhebung festgestellt werden können. Aber auch mhd. *uo* sowie die <ch>-Tilgung werden nur noch zu Teilen dialektal realisiert.

Am anderen Pol des vertikalen Spektrums, der Annäherung an die Standardsprache, lässt sich eine Sprechweise feststellen, die durch einige Regionalismen gekennzeichnet ist. Dialektale Varianten, die bei allen drei Sprechern in der Standardkompetenzerhebung erhalten bleiben, treten bei folgenden Variationsphänomenen auf: /s/-Palatalisierung, std. /z/ und mhd. *û*. Außerdem bleiben bei einzelnen Sprechern in der standardnächsten Sprechweise Regionalismen folgender Variationsphänomene erhalten: /t/-Tilgung (VSALT2 und TUTALT2) und mhd. *î* (TUTALT2 und RVALT). Die Variable /ç, x, χ/ bei VSALT2 stellt ebenfalls eine Typ-2-Variante dar, die jedoch in den anderen beiden Erhebungsorten kein dialektales Variationsphänomen darstellt.

Die standardnächste Sprechweise der drei Informanten ist demnach durch einige gemeinsame Regionalismen geprägt, die individuell durch einzelne weitere dialektale Varianten gekennzeichnet ist. Diese Typ-2-Varianten der genannten Variablen können von den Informanten nicht oder kaum durch ihre standardsprachlichen Entsprechungen ersetzt werden. Es handelt sich dabei um großräumig verbreitete Varianten, wodurch sie abbauresistent sind (vgl. KEHREIN 2012, 203). Mit der

Begrifflichkeit der Sprachdynamiktheorie (SCHMIDT/HERRGEN 2011) ausgedrückt ist eine Umstrukturierung des sprachlichen Systems in Mikro- und Mesosynchronisierungsprozessen jedoch nicht notwendig, da keines der Variationsphänomene hohe systemische Relevanz besitzt und es in der Folge nicht zu Verständnisschwierigkeiten mit nicht-dialektkompetenten Gesprächspartnern kommt.

Im weiteren Verlauf des Dissertationsprojekts, aus dem hier Teilergebnisse vorgestellt wurden, wird die Untersuchung der variativen Kompetenz auf die anderen Sprechergenerationen (mittlere Generation zwischen 45 und 55 Jahren und junge Generation 18–20 Jahre) ausgeweitet, wodurch ein *apparent-time*-Vergleich möglich wird. Weiterhin sollen, mit dem Ziel, das gesamte vertikale Spektrum der Informanten darstellen zu können, die Analysen durch die anderen REDE-Erhebungssituationen vervollständigt werden. Nicht zuletzt werden dann die Ergebnisse zur Untersuchung der Dialektvarietät im *real-time*-Vergleich mit älteren erhobenen Daten, insbesondere des *Südwestdeutschen Sprachatlas* (STEGER/GABRIEL 1989) und des *Sprachatlas des Deutschen Reichs* (WENKER 1889–1923), in Bezug gesetzt.

Literatur

- BOHNENBERGER, KARL (1953): Die Alemannische Mundart. Umgrenzung, Innengliederung und Kennzeichnung. Tübingen.
- KEHREIN, ROLAND (2008): Regionalakzent und linguistische Variationsspektren im Deutschen. In: ERNST, PETER/PATOCKA, FRANZ (Hrsg.): Dialektgeographie der Zukunft. Akten des 2. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) am Institut für Germanistik der Universität Wien, 20. bis 23. September 2006. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 135), 131–156.
- KEHREIN, ROLAND (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 152).

- KEHREIN, ROLAND (2015): Deutsche Regionalakzente – ihre Entstehung, Form und mögliche Weiterentwicklung. In: ELEMENTALER, MICHAEL/HUNDT, MARKUS/SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hrsg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 158), 453–477.
- KIESEWALTER, CAROLIN (2014): Salienz und Pertinenz. Zur subjektiven Dialektalität remanenter Regionalismen des Mittelbairischen. In: CHRISTEN, HELEN/ZIEGLER, EVELYN (Hrsg.): Die Vermessung der Salienz(forschung). Linguistik Online 66 (4/14), 111–134.
- KLAUSMANN, HUBERT/KUNZE, KONRAD/SCHRAMBKE, RENATE (1994): Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Bühl/Baden.
- KOHLER, KLAUS J. (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. 2., neu bearbeitete Auflage. Berlin.
- MAURER, FRIEDRICH (1942): Zur Sprachgeschichte des deutschen Südwesten. In: MAURER, FRIEDRICH (Hrsg.): Oberrheiner, Schwaben und Südalemannen. Räume und Kräfte im geschichtlichen Aufbau des Südwestens von K. S. BADER, H.-W. KLEWITZ, G. KRAFT, F. MAURER und J. SCHÄUBLE. Straßburg, 167–336.
- MITZKA, WALTHER (1957): Hochdeutsche Mundarten. In: STAMMLER, WOLFGANG (Hrsg.): Deutsche Philologie im Aufriß. Band 1. 2. Auflage. Berlin, 1599–1728.
- NÜBLING, DAMARIS (2000): Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Analyse von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen. Tübingen. (Linguistische Arbeiten. 415).
- SCHIRMUNSKI, VIKTOR M. (1928/1929): Die schwäbischen Mundarten in Transkaukasien und Südukraine. In: Teuthonista. Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte 5, 38–60 und 157–171.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin.
- SEIDELMANN, ERICH (1994): „Schwäbisch“ und „Alemannisch“ am Bodensee. In: Alemannisches Jahrbuch 1993/94, 301–334.
- SEIDELMANN, ERICH (2004): Der Bodenseeraum und die Binnengliederung des Alemannischen. In: GLASER, ELVIRA/OTT, PETER/SCHWARZENBACH, RUDOLF (Hrsg.): Alemannisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.09.2002. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 129), 481–484.
- STEGER, HUGO (1981): Die Raumgliederung der Mundarten um 1950. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Stuttgart, Kt. XII/7.

- STEGER, HUGO (1983): Raumgliederung der Mundarten. Vorstudien zur Sprachkontinuität im deutschen Südwesten. Mit einem Beitrag von KARL-HEINZ JAKOB. Stuttgart. (Arbeiten zum Historischen Atlas von Südwestdeutschland. 7).
- STEGER, HUGO/SCHUPP, VOLKER/GABRIEL, EUGEN (Hrsg.) (1989 ff.): Südwestdeutscher Sprachatlas (SSA). Lieferung 1 ff. Marburg.
- WEDDIGE, HILKERT (2001): Mittelhochdeutsch – eine Einführung. 4., durchgesehene Auflage. München.
- WENKER, GEORG (1889–1923): Sprachatlas des Deutschen Reichs. Handgezeichnet von EMIL MAURMANN, GEORG WENKER und FERDINAND WREDE. Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas. Marburg. [publiziert als Digitaler Wenker-Atlas (DiWA)].
- WIESINGER, PETER (1970): Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. 2 Bände. Berlin. (Studia Linguistica Germanica. 2).
- WIESINGER, PETER (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: BESCH, WERNER/KNOOP, ULRICH/PUTSCHKE, WOLFGANG/WIEGAND, HERBERT E. (Hrsg.) (1982/1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), 807–900.

RUDOLF BÜHLER

Sprachgrenzen und -übergänge in Baden-Württemberg

Zur Neuvermessung der schwäbisch-fränkischen
Sprachgrenze auf der Grundlage des
Sprachatlas von Nord Baden-Württemberg (SNBW)

Abstract: Am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen entsteht seit 2009 der *Sprachatlas von Nord Baden-Württemberg* (SNBW) als letzter der regionalen Sprachatlanten im süddeutschen Sprachraum. Damit wird nicht nur eine lange bestehende Forschungslücke geschlossen, sondern auch eine neue Vergleichsebene für die Dialektgeographie geschaffen. Es ist nun einerseits möglich, diachrone Studien zu den Basisdialekten auch für den Norden von Baden-Württemberg durchzuführen. Zum anderen wurden die Gewährspersonen während der Erhebungen für den SNBW auch zu ihrem Dialektgebrauch in gegenwärtigen Alltagssituationen befragt. Für diesen kulturwissenschaftlichen Ansatz, der die Untersuchung von Reichweite und Funktion der Alltagssprache zum Ziel hat, sind sowohl die Einstellungen zum Dialekt aus der subjektiven Sicht der Sprecher bedeutsam als auch die daraus resultierenden Auswirkungen auf kulturelle Zugehörigkeit und räumliche Orientierung.

1. Einleitung

In den Jahren 2009–2012 wurden vom Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen im Rahmen des Forschungsprojektes *Sprachalltag in Nord Baden-Württemberg* Aufnahmen für den *Sprachatlas von Nord Baden-Württemberg* (SNBW) durchgeführt. In der Fortsetzung einer langen Forschungstradition konnte nun eine neue Vergleichsebene geschaffen werden, die für den übrigen Teil des oberdeutschen Sprachgebietes bereits seit Langem als Datengrundlage besteht: In der Dialektforschung wurden in den letzten

Jahrzehnten umfangreiche Regionalstudien zu den Mundarten im oberdeutschen Sprachraum abgeschlossen. Die breiteste Datenbasis hierfür wurde nach und nach durch die seit den 1940er Jahren entstandenen Regionalatlanten nach dem Vorbild des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (SDS) geschaffen. Für den westoberdeutschen Sprachraum wurden in den folgenden Jahren flächendeckende Erhebungen durchgeführt, sodass mit der Zeit eine geschlossene Decke nach Konzept und Bearbeitung vergleichbarer Sprachatlanten zur Verfügung stand. In dieser Entwicklung stand bisher die Forschung im Gebiet des nördlichen Baden-Württemberg noch zurück. Unter Trägerschaft des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg und der Eberhard Karls Universität Tübingen konnte, auch dank der Unterstützung durch das Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg und den Förderverein Schwäbischer Dialekt e.V., diese Forschungslücke nun geschlossen werden.

Die der traditionellen Methodik des SDS folgenden Kleinraumatlanten des südwestdeutschen Sprachraumes (vgl. Abb. 1) erhoben ihre Sprachdaten mittels eines in den 1930er Jahren entwickelten Fragebuchs, das überwiegend eine archaische, bäuerliche Lebenswelt erfasst. Voraussetzung dafür war ein detailliertes Sprachwissen in zahlreichen ländlichen Arbeitsbereichen, beispielsweise der Viehzucht, dem Ackerbau sowie der vormodernen Hauswirtschaft. Um die bestmögliche wissenschaftliche Vergleichbarkeit der erhobenen Dialektdaten der einzelnen Kartenwerke untereinander zu gewährleisten, war es für die Aufnahmen des SNBW von besonderer Bedeutung, dass die heute letzten Vertreter einer Generation befragt wurden, die – zumindest in der Erinnerung an ihre Kindheit – noch aus erster Hand von der auch in den benachbarten Regionalatlanten abgefragten Lebenswelt berichten konnten.

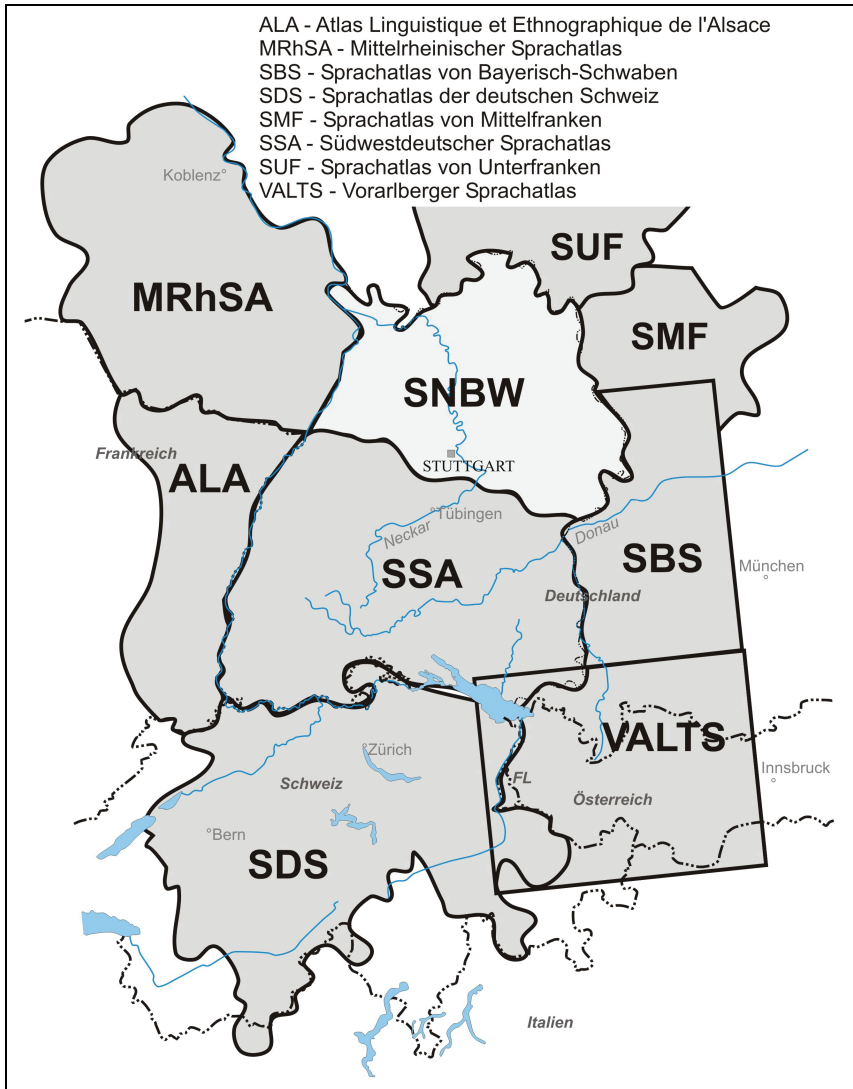


Abb. 1: Die Sprachatlanten im südwestdeutschen Sprachraum (BÜHLER [2016, 17, Kt. I] nach KÖNIG/SCHRAMBKE [1999, 38], KLAUSMANN/TSCHOFEN [2011, 92])

2. Tübingen als Ausgangspunkt der Dialektgeographie im deutschsprachigen Raum

Die erste flächendeckende empirische Untersuchung deutscher Mundarten war die des „schwäbischen Sprachschatzes“, die der Tübinger Philologe ADELBERT VON KELLER 1861 unter den Lehrern in Württemberg durchführte. Daraus resultierte eine Reihe von Aufsätzen über die Mundarten im Königreich Württemberg, die zunächst in den Württembergischen Oberamtsbeschreibungen, später in den Baden-Württembergischen Kreisbeschreibungen veröffentlicht wurden (zuerst: VON KELLER [1884]).

VON KELLERS Schüler GEORG WENKER und HERMANN FISCHER sammelten – beeinflusst von dessen empirischer Arbeitsweise – seit den 1870er Jahren mundartliches Material mit Hilfe von Fragebögen zur Erforschung der Verbreitung und Gliederung der deutschen Dialekte. FISCHER verschickte seine Fragen an die über 3000 Pfarrämter in Württemberg. Auf dieser Datengrundlage erschienen sein „Dialektatlas“ und – unter Verwendung der Materialien VON KELLERS – sein *Schwäbisches Wörterbuch* (FISCHER 1904–1936). WENKERS Fragebögen mit den bekannten 40 Sätzen erreichten nach Vorarbeiten im Rheinland und in Westfalen die Volksschulen im gesamten Deutschen Reich. Mit dem gesammelten Material aus circa 40.000 Orten entstand in Marburg bis 1956 der *Sprachatlas des Deutschen Reichs* mit insgesamt 1.646 handgefertigten Sprachkarten, der heute unter <www.diwa.info> online verfügbar ist.

Bereits zu Beginn wurde die indirekte Erhebung von sprachlichen Daten mittels Fragebögen stark kritisiert (z. B. BREMER 1895), sodass die Tübinger KARL HAAG (1898) und KARL BOHNENBERGER (1905, 1934, 1953) als erste die schwäbischen Mundarten durch persönliche Aufnahmen vor Ort in den Gemeinden in direkter Methode erfassten. In der Folge begann nun die systematische Erforschung des südwestdeutschen Sprachgebiets durch Regionalatlanten. In direkter Methode erhobene Kleinraumatlanten sollten ein detailliertes Bild der Sprachlandschaft zunächst im alemannischen Sprachraum geben. In der Schweiz

startete RUDOLF HOTZENKÖCHERLE 1935 mit der Planung des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (SDS).

Dieses Projekt war Vorbild für den *Südwestdeutschen Sprachatlas* (SSA), der als Impulsgeber die Erforschung der südwestdeutschen Dialekte von Freiburg aus maßgeblich beeinflusste: Am SSA war EUGEN GABRIEL mit der Aufnahmeleitung betraut, während er in Bregenz bereits mit den Arbeiten zum *Vorarlberger Sprachatlas* (VALTS) begann; WERNER KÖNIG nahm seine Erfahrungen als Mitarbeiter beim SSA mit nach Augsburg und begründete dort den *Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben* (SBS). Durch die Zusammenarbeit von EUGEN GABRIEL in Freiburg und ARNO RUOFF in Tübingen entwickelte sich bis zu ihrem Ausscheiden Ende der 1990er Jahre eine enge Verbindung zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft, aus der „zahlreiche gemeinsame Projekte in Baden-Württemberg und Vorarlberg“ (KLAUSMANN 2009, 114) hervorgingen.

In Frankreich wurden auch für das Elsass (ALA) und Lothringen (ALLG) entsprechende Werke erstellt. In Rheinland-Pfalz entstand der *Mittelrheinische Sprachatlas* (MRhSA) und für den benachbarten fränkischen Sprachraum in Bayern wurden der *Sprachatlas von Unterfranken* (SUF) sowie der *Sprachatlas von Mittelfranken* (SMF) erstellt.

Nach einem Generationenwechsel am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut wurde dort bei einer Arbeitstagung 2006 erneut Kontakt zwischen Sprach- und Kulturwissenschaftlern aufgenommen; auf Initiative von HUBERT KLAUSMANN – in Freiburg promovierter Sprachwissenschaftler und langjähriger Mitarbeiter des VALTS – und BERNHARD TSCHOFEN – zu diesem Zeitpunkt in Tübingen Professor für Empirische Kulturwissenschaft/Volkskunde mit Schwerpunkt Regionale Ethnographie – entstand die Idee, die gemeinsame Tradition zur Erforschung gesprochener Sprache wieder aufleben zu lassen. Angesichts der „ Vernachlässigung unseres Forschungszweiges“ und weil „die Erforschung der Basisdialekte auch für die Erforschung der heute im Alltag besonders wichtigen Stufen zwischen Basisdialekt und Standard“ (KLAUSMANN 2009, 124) bedeutsam ist, fiel der Blick besonders auf Nord Baden-Württemberg. Zügig sollten nun die Vorarbeiten für den letzten

noch fehlenden KleinraumAtlas im südwestdeutschen Sprachgebiet beginnen.

3. Planung und Durchführung der Aufnahmen zum SNBW

Die Aufnahmen wurden wie bei den vorangegangenen Regionalatlanten nach der direkten Methode durchgeführt, bei der Vertreter der ältesten verfügbaren Generation aus der ortsansässigen Bevölkerung durch geschulte Exploratoren zu ihrer Alltagssprache befragt werden¹. Nur durch die Verwendung der traditionellen Aufnahmemethode und die Auswahl entsprechender Repräsentanten der örtlichen Mundart bleibt eine Vergleichbarkeit mit den benachbarten Projekten gewährleistet.

Das Aufnahmegebiet des SNBW wird im Westen, Norden und Osten durch die Landesgrenzen Baden-Württembergs begrenzt. Damit schließt es an die Untersuchungsgebiete des MRhSA in Rheinland-Pfalz sowie des SUF, SMF und SBS in Bayern an. Die Abgrenzung in Richtung Süden erfolgt durch eine Linie Karlsruhe – Stuttgart – Ulm und damit zum Untersuchungsgebiet des SSA.

Das Ortsnetz des SNBW wurde so gewählt, dass sich zunächst 90 Orte in einem gleichmäßigen Raster über das Aufnahmegebiet verteilen ließen. In den sprachlichen Grenz- und Übergangsgebieten wurden weitere Aufnahmeorte hinzugefügt, sodass insgesamt die Ortsmundarten aus 160 Gemeinden erfasst werden konnten.² Die Anzahl der Aufnahmeorte sowie die Größe des Fragebuches richteten sich dabei im Wesentlichen nach den finanziellen Möglichkeiten des Projekts; die Erhebungen sollten durch vier Exploratoren innerhalb von zwei Jahren abgeschlossen werden können.

Die erforderlichen Gewährsleute wurden von Mitarbeitern der örtlichen Bürgermeisterämter und Gemeindeverwaltungen ausgewählt; dafür erhielten die Bürgermeister bzw. Ortsvorsteher ein entsprechen-

¹ Zum Aufnahmeverfahren ausführlich z. B.: HOTZENKÖCHERLE (1962).

² Eine vollständige Liste aller Aufnahmeorte findet sich über <www.sprachalltag.de>.

In großen Teilen konnte das Fragebuch des SSA – der wiederum „eine große Zahl der Fragen für das [eigene] Aufnahmegebiet“ (KÖNIG/SCHRAMBKE 1999, 103) vom SDS übernommen hatte – verwendet werden; angesichts des relativ engen zeitlichen und finanziellen Rahmens musste das Fragebuch des SSA für die Aufnahmen des SNBW gekürzt werden. Aufgrund seiner Erfahrung als Explorator für den VALTS bearbeitete HUBERT KLAUSMANN gemeinsam mit der langjährigen Mitarbeiterin des SSA RENATE SCHRAMBKE das Fragebuch redaktionell und stellte eine von 2.500 auf 1.500 Fragen verschlankte Version her. Durch Probeaufnahmen war es möglich gewesen, für die Kürzungen solche Themen auszuwählen, die den Befragten größtenteils nicht mehr bekannt waren; dabei wurden vor allem Wortfragen im Bereich Geräte, Werkzeuge und Gefäße sowie auf dem Gebiet der Viehzucht in der vormodernen Landwirtschaft eingesparrt. Dennoch beinhaltet das Fragebuch des SNBW alle grundlegenden Probleme zur Phonologie, Morphologie, Syntax und Lexik. Wie die Fragebücher von SDS und SSA ist auch der Katalog des SNBW thematisch aufgebaut: In einem ersten, landwirtschaftlichen Teil überwiegen Fragen zur Viehzucht, zur Feld- und Waldarbeit, zur Landschaftsform und zum Obstbau. Im zweiten Teil werden zusätzlich Fragen zum Gemeinschaftsleben und zur Verwandtschaft, dem Wetter und der Zeiteinteilung, der Garten- und Hausarbeit, zur Wohnung und zu den Mahlzeiten gestellt. Nachdem die ersten 90 Orte mit diesem Fragebuch erhoben worden waren, kam eine nochmals gekürzte Ausführung mit 350 Fragen zum Einsatz. Damit wurde während weiterer 50 Nacherhebungen die Belegdichte in sprachlich besonders interessanten Gebieten vergrößert.

Die Notation der Antworten erfolgte nicht per IPA-Transkription, sondern – wie bei den vorangegangenen Regionalatlasprojekten – mittels Teuthonista-Lautschrift, bei der vorwiegend mit dem lateinischen Alphabet unter Zuhilfenahme von diakritischen Zeichen gearbeitet wird. Dadurch ist diese Lautschrift „leicht lernbar, flüssig schreibbar und gut lesbar“ (TRÜB 2003, 4). Das Fragebuch wurde auf einem hochformatigen DIN-A4-Vordruck (Loseblattsammlung, 60 Seiten) von den Exploratoren ausgefüllt; die Niederschrift wurde jeweils un-

mittelbar während des Gesprächs durchgeführt, sodass bei lautlichen oder sachlichen Unsicherheiten jederzeit Nachfragen an die Gewährsperson gestellt werden konnten.

Eine Einspeisung Wort für Wort in die EDV, wie beim SSA geschehen, erlaubte der enge finanzielle und zeitliche Rahmen des SNBW nicht. Zur digitalen Archivierung konnten jedoch sämtliche Fragebücher eingescannt und die einzelnen Seiten im .jpg-Format gesichert werden; für jeden Ort ergibt das 60-seitige Dokument eine durchschnittliche Bilddatenmenge von 30 MB. Außerdem wurden alle Befragungen durch eine Audio-Datei dokumentiert – ein digitales Aufnahmegerät hatten die Exploratoren ständig dabei. Durchschnittlich etwa zehn Stunden Gespräch ergaben pro Ort ungefähr 500 MB Tonmaterial im .wma-Format.

Die ersten Lieferungen des SNBW umfassen phonologische Karten in Band 1 zum Kurzvokalismus sowie in Band 2 zum Langvokalismus, Konsonantismus und zu Vokalquantitäten. Sie wurden online veröffentlicht und sind über <www.sprachalltag.de> zu erreichen. In weiteren Lieferungen sollen bis zum Jahr 2020³ Karten zu morphologischen Themen sowie wortgeographische Karten veröffentlicht werden.

4. Der SNBW als Forschungsinstrument

Die neu gewonnenen Sprachdaten des SNBW ermöglichen einerseits die Herstellung eines synchronen Abbildes der Sprachlandschaft in Nord Baden-Württemberg. Die hier verlaufenden Isoglossen zwischen den fränkischen und den schwäbischen Mundartarealen bilden die Verbreitung der Dialekte ab, wie sie von der älteren Generation zu Beginn

³ „Mit der Genehmigung des Nachfolgeprojekts ‚Sprachalltag II: Sprachatlas – Digitalisierung – Nachhaltigkeit‘ durch das Ministerium für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg und die Universität Tübingen, wiederum unterstützt vom Förderverein Schwäbischer Dialekt e.V., ist es nun möglich, die Kartierungsarbeit bis zu einem Abschluss im Jahre 2020 fortzusetzen.“ (SNBW, Vorwort).

des 21. Jahrhunderts im Untersuchungsgebiet gesprochen wurden. Die Mundartlandschaft im Norden des Bundeslandes ist zunächst geprägt von einem Gegensatz zwischen Schwäbisch im südlichen Drittel und Fränkisch im Norden. Dazwischen erstreckt sich ein breites Übergangsbereich, das sich lediglich im Osten zwischen Ostalb und Hohenlohe zu einem ausgeprägten Isoglossenbündel konzentriert. Innerhalb des fränkischen Mundartareals war zwischen Rhein- bzw. Südfränkisch im Westen sowie Ostfränkisch im Osten – im äußersten Nordosten: Unterostfränkisch – zu trennen.

Die Hinzunahme älterer Forschungsergebnisse im gleichen Raum gestattet andererseits den diachronen Vergleich der neu erhobenen mit den historischen Sprachaufnahmen. Damit ist es nun möglich, diachrone Betrachtungen auch für den Norden von Baden-Württemberg anzustellen, um sprachgeographische Bewegungen, Entwicklungen und deren Antrieb erkennbar zu machen. In meiner Dissertation *Sprachwandel-tendenzen in Baden-Württemberg* (BÜHLER 2016) integriere ich neben den sprachwissenschaftlichen Beobachtungen Überlegungen zu extralinguistischen Faktoren in diesen Interpretationsprozess. Das betrifft nicht nur die Berücksichtigung von Siedlungsgrenzen, historischen, politischen und geographischen Grenzen und die Auswirkungen von Verkehrswegen, die immer schon für Erklärungsversuche zum Lautwandel und zu Sprachwandeltheorien herangezogen wurden. Vielmehr sollen die Sprecher, die bei der Herstellung von Sprachatlanten bisher meist nur als Gewährspersonen, als untersuchtes Objekt und reine Informationsgeber in Erscheinung getreten sind, als aktive Sprecher mit in die Bewertung der Raumbildung einbezogen werden. Ihre Aussagen zur eigenen Identität, die sie durch ihre Mundart mit ausbilden, ihr regionales Selbstverständnis als Mundartsprecher, die über ihre Sprache und ihr Sprachverhalten reflektiert Auskunft geben, eröffnen weitere Forschungsperspektiven (z. B. LEONHARDT 2014). Besonders die Bedeutung ehemaliger Grenzen ist heute noch im sprachlichen Duktus der Sprecher, in ihrer subjektiven Wahrnehmung vorhanden.

Als Grundlage für die diachrone Betrachtung der phonologischen Verhältnisse an der schwäbisch-fränkischen Sprachgrenze dienen vor-

nehmlich die historischen Arbeiten von GEORG WENKER und HERMANN FISCHER als Repräsentanten der indirekten Aufnahmemethode; als Vertreter der direkten Methode dienen die Tübinger KARL HAAG und KARL BOHNENBERGER, die für ihre Beiträge die schwäbischen Mundarten durch persönliche Aufnahmen vor Ort in den Gemeinden erhoben. Hinzu kommen verschiedene kleinräumliche Monographien, die um 1900 entstanden sind. Die zweite Vergleichsebene wird durch die Regionalatlanten Baden-Württembergs – den SSA sowie den SNBW – gebildet; Detailuntersuchungen (JAKOB [1985] und RUOFF [1992]) verdichten das Datennetz.

Ausgehend vom mittelhochdeutschen Lautstand können nun die Isoglossen aus den Daten der Vergleichsebenen kartiert und gemeinsame Lautareale bestimmt werden⁴. Die Angaben aus den Korpora der Regionalatlanten werden dabei als Einzelsymbole auf die Karte übertragen. Übereinstimmende Nennungen werden getilgt, sodass das Kartenbild Gebiete anzeigt, in denen es zwischen den einzelnen Korpora keine Unterschiede zum behandelten Thema gibt und solche, in denen die Daten voneinander abweichen.⁵

Die Karte zur Aussprache von mhd. *ei* (Abb. 3) illustriert mit den Isoglossen aus den Vergleichsdatenkorpora und den Nennungen aus SSA und SNBW die angrenzenden Mundartareale des Übergangsgebiets zwischen Schwäbisch und Fränkisch. Die südliche Kartenhälfte wird geprägt von den schwäbischen Lautungen *-oə-* und *-oi-*, im Norden steht südfränkisches *-ai-* gegen ostfränkisches *-ā-*. Die in sich auch im diachronen Vergleich homogenen Gebiete zeigen an ihren Rändern dynamische Strukturen, die auf einen Real-Time-Sprachwandel in hori-

⁴ DSA, FISCHER (1895), HAAG (1898), BOHNENBERGER (1905, 1934) und RUOFF (1992) arbeiten mit Isoglossen, die übernommen werden konnten. Isoglossen zu den Einzelsymbolkarten von JAKOB (1985) wurden vom Autor selbst gezeichnet.

⁵ Bei der Kartierung wurden in der Regel die Notationen aus den WENKER-Karten übernommen.

zontaler Richtung schließen lassen. Dabei ist zu beobachten, dass das westschwäbische *-oa-* Gebiet zugunsten der benachbarten Lautungen *-oi-* und *-ai-* nachgibt. Die südfränkische Lautung *-ai-* dringt dabei auch in das ostfränkische *-ā-* Gebiet vor.

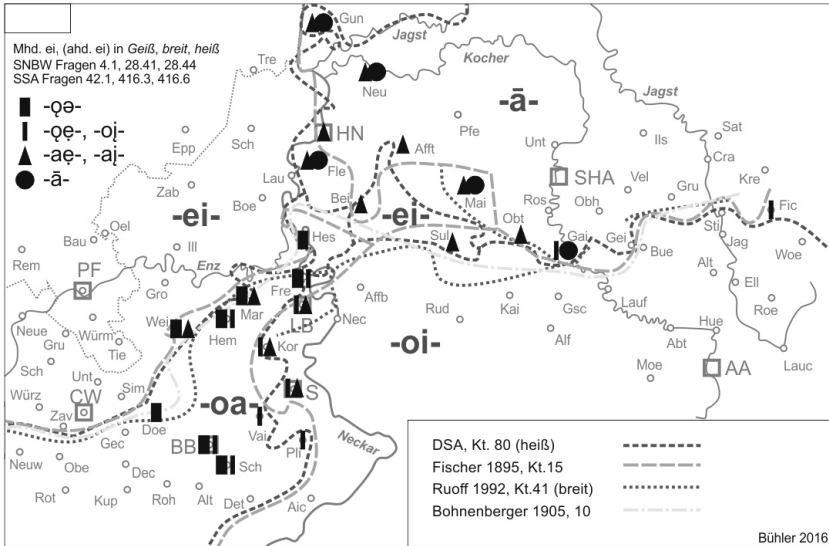


Abb. 3: Mhd. ei in *Geiß, breit, heiß* (BÜHLER 2016, Kt. 23)

Abb. 4 zeigt die Verteilung der Lautung von mhd. *ô* im Lemma *groß* im Raum zwischen Pforzheim und Stuttgart. Die Einzelsymbole repräsentieren die Notierungen in SSA und SNBW, die gepunktete Isoglosse entspricht den Daten aus dem WENKER-Atlas. Im Norden überwiegt südfränkisches *-ō-*, der Süden ist vom altwürttembergischen Diphthong *-ao-* geprägt. Hier ist ebenso ein Vordringen der standardnäheren Lautung gegen die schwäbische diphthongierte Form zu erkennen, die bereits bei der Stadtaufnahme in Calw als Sekundärbeleg notiert wurde. In den Ballungsgebieten des schwäbischen Sprachraumes (hier: Böblingen-Sindelfingen, Stuttgart) konnte die ältere Lautung bei den Aufnahmen zum SNBW nicht mehr erhoben werden.

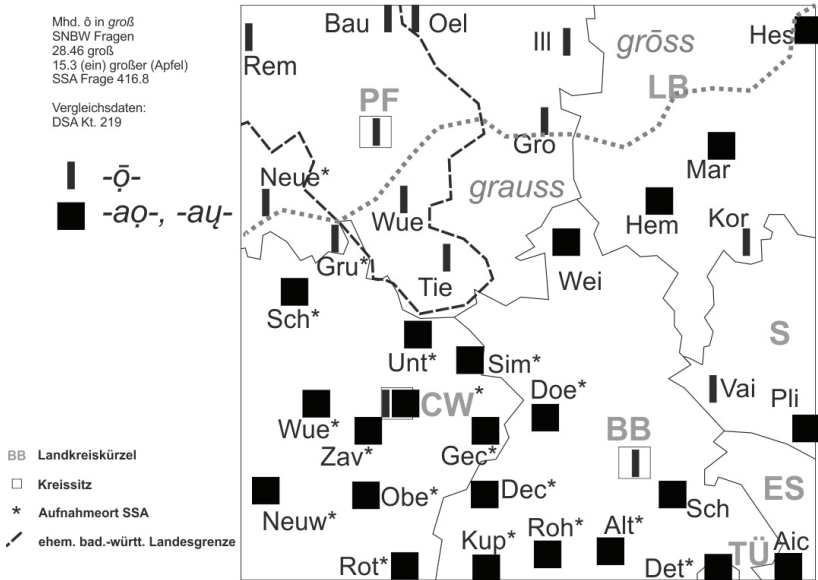


Abb. 4: Mhd. \hat{o} in *groß* (nach BÜHLER 2016, Kt. 14)

Die Verschiebung einer Isoglosse entlang des gesamten Übergangsbereichs ist für mhd. \hat{u} im Beispielwort *Haus* zu beobachten (Abb. 5); dabei stehen sich der fränkische standardnahe Diphthong $-au-$ im Norden und der zentralisierte schwäbische Diphthong $-ou-$ im Süden gegenüber. Die historischen Isoglossen und diejenige, die RUOFF noch 1992 ermittelt hat, verlaufen noch relativ einheitlich. Die 2010 und 2011 erhobenen Daten des SNBW zeigen jedoch einen großflächigen Rückgang der zentralisierten Lautung. Aufgrund der räumlichen Verteilung der Neuerungen kann von einem horizontalen Wandel in Form einer Wellenbewegung von Norden nach Süden ausgegangen werden. Daraus lässt sich schließen, dass hier nicht ein Einfluss durch die Standardsprache vorliegt, sondern sich ein durch Sprachkontakt mit der Nachbarmundart ausgelöster Wandel vollzieht. Auch bei der Laienschreibung der WENKER-Bögen lässt sich der Gegensatz von fränkischer und schwäbischer Lautung von mhd. \hat{u} bereits feststellen: Von den schwäbi-

schen Gewährsleuten wird die eigene zentralisierte Lautung nicht besonders markiert; wie kann nun die Ausdehnung der zentralisierten Lautung im WENKER-Material festgestellt werden? Insbesondere die ostfränkischen Schreiber markierten die eigene Lautung mit einem hyperkorrekten *-āu-* (auf der Karte mit ‚Stern‘ symbolisiert), um sich deutlich von der salienten Lautung der schwäbischen Nachbarn abzusetzen. Während die schwäbischen Sprecher die eigene vom Standard abweichende Lautung nicht in ihr WENKER-Notat übertragen, ist den fränkischen Nachbarn die persönliche, vom schwäbischen Nachbarn abweichende Lautung voll bewusst und wird im WENKER-Bogen speziell markiert. Die besondere graphematische Markierung ermöglicht es hingegen dem Dialektgeographen, auch phonologische Themen zu behandeln, die nicht mit den Mitteln der Gewährsleute der WENKER-Aufnahmen darzustellen waren.

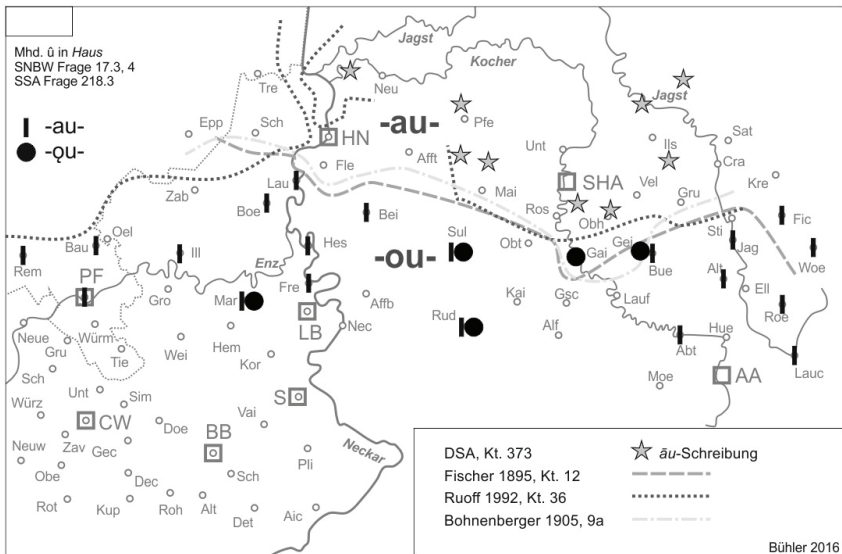


Abb. 5: Mhd. ũ in Haus (BÜHLER 2016, Kt. 17)

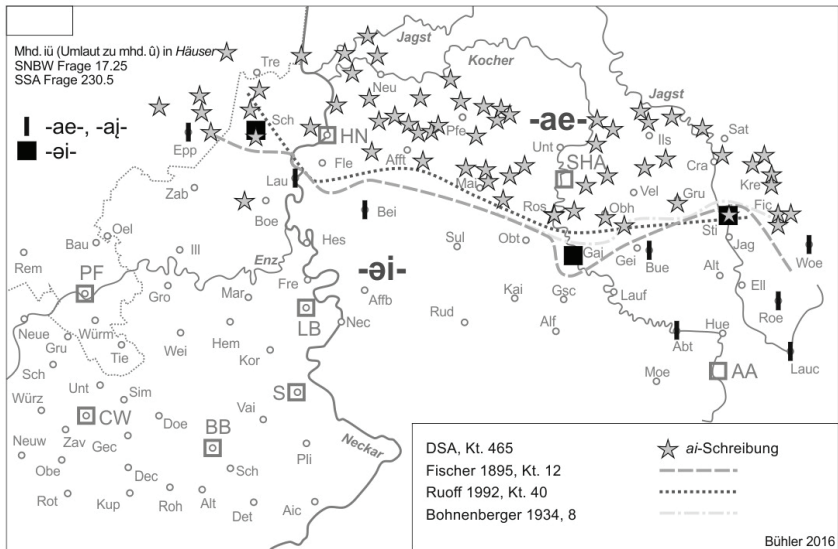


Abb. 6: Mhd. iu in *Häuser* (BÜHLER 2016, Kt. 18)

Noch deutlicher zeigt sich dieses Phänomen bei der Notierung der Entsprechung von mhd. iu im Belegwort *Häuser* (Abb. 6). Auch hier gilt für das schwäbische Sprachgebiet eine zentralisierte Lautung: *-ai-*. Da die Gewährsleute aus dem schwäbischen Sprachgebiet ihre graphematische Übersetzung im WENKER-Bogen mit *Heiser* bzw. orthographisch mit *Häuser* angeben, kann über die Verbreitung dieser zentralisierten Lautung anhand der Schreibung der Gewährsleute aus dem schwäbischen Sprachgebiet keine Aussage getroffen werden. Jedoch grenzen sich die fränkischen BB Schreiber mit der Notation *Haiser* ab. Hier steht bei der Schreibung von Seiten der Gewährsleute aus dem fränkischen Sprachgebiet nicht die bewusste Abgrenzung von den schwäbischen Nachbarn im Vordergrund; es lässt sich allerdings auf diese Weise die Verbreitungsgrenze der nicht markierten Zentralisierungen ableiten.

Ein reiner Nord-Süd-Gegensatz zeigt sich bei der Lautung von mhd. ou. Hier steht fränkisches *-ā-* im Norden schwäbischem *-au-* im Süden gegenüber. Abgebildet ist hier die Verbreitung der Lautung von

mhd. ou in *glauben* (Abb. 7). An Neckar und Kocher scheint sich die südliche – standardnähere – Lautung gegen den fränkischen Nachbarn durchzusetzen. Im Westen des Übergangsgebiets hält sich entgegen dem Trend die fränkische Lautung und wird im Material des SNBW auch südlich der von WENKER ermittelten Isoglosse notiert. An dieser Stelle korreliert die Verbreitung der südfränkischen Lautung mit dem Verlauf der ehemaligen badisch-württembergischen Landesgrenze, die bei der subjektiven Wahrnehmung von Dialekträumen bei den lokalen Sprechern heute noch eine große Rolle spielt. Die bewusste Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen historisch-kulturellen Raum kann so auch das sprachliche Verhalten beeinflussen und wird nicht nur besonders an Sprachgrenzen sichtbar, sondern vermag es auch, diese mit zu prägen.

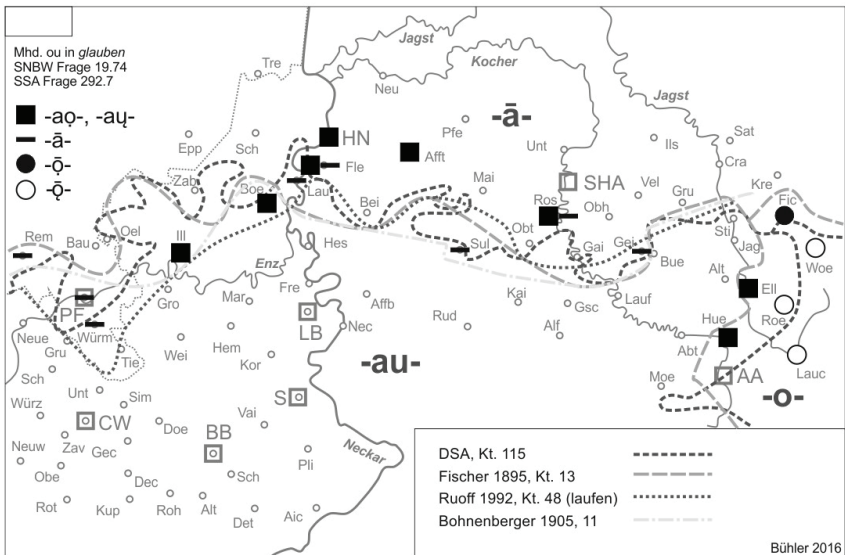


Abb. 7: Mhd. ou in *glauben* (BÜHLER 2016, Kt. 24)

Erhebungsbegleitend zu den Aufnahmen für den SNBW wurde metasprachliches Wissen abgefragt, wobei auch Bezeichnungen der Gewährsleute für ihren eigenen Dialekt erfasst wurden. Diese Bezeich-

nungen sind in jeder Mundartlandschaft beeinflusst von metasprachlichem Wissen der Gewährsleute, das Kenntnis über extralinguistische Faktoren umfasst, wie den Verlauf von historischen Verwaltungsgrenzen, Landschaftsbezeichnungen oder Pendlerströme. Kartiert man die gesammelten Selbstterminologien, ergibt sich eine Sprachlandschaft, die das kollektive subjektive Wissen um die Zugehörigkeiten zu den Dialektlandschaften in Nord Baden-Württemberg abbildet (Abb. 8). Konzentriert man die Angaben der Gewährsleute auf die Aussagen ‚schwäbisch‘ bzw. ‚fränkisch‘ ergibt sich zunächst ein erwartbarer Nord-Süd-Gegensatz. Kombiniert man nun objektive (phonologische) und subjektive Sprachdaten, ergibt sich ein ambivalentes Kartenbild. Die schwäbisch-fränkische Übergangslandschaft ist mit Flächenfärbung gekennzeichnet; die gepunktete Linie markiert die nördlichste Verbreitung der Angabe ‚schwäbisch‘ bei den Selbstterminologien im UG des SNBW. So entsteht ein Dreieck im Landkreis Heilbronn mit Einschluss der Stadt Schwäbisch-Hall⁶, die nach objektiven Kriterien zum fränkischen Sprachgebiet gehören würde; dessen Dialektsprecher zählen sich andererseits nach eigener Auskunft zum schwäbischen Mundartareal. Warum also fällt die (subjektive) sprachliche Orientierung hier entgegen des objektiven Befundes aus und warum zählt man sich ausgerechnet zum sprachlich am weitesten entfernten Sprachraum?

Die Städte Heilbronn und Hall waren bis zur napoleonischen Reorganisation der deutschen Territorien Reichsstädte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erwuchs also die Notwendigkeit, sich räumlich neu zu orientieren. Dabei kamen die benachbarten Gebiete in Frage; das fragliche Dreiecksgebiet grenzt neben dem schwäbischen an zwei weitere Dialekträume:

Das Südfränkische, dessen westlich der ehemaligen badisch-württembergischen Landesgrenze lebenden Sprecher den eigenen Dialekt

⁶ Die nicht, wie ihr Name erwarten ließe im schwäbischen, sondern im (ost-)fränkischen Sprachgebiet liegt.

als ‚badisch‘ bezeichnen⁷, beschränkt sich heute in seiner Ausbreitung nicht auf das frühere großherzogliche Territorium. Obwohl zu diesem Südfränkischen phonologisch die größte Nähe besteht, verhindert das Wissen um dessen Eigenschaft ‚+badisch‘ die Zugehörigkeit zu diesem Nachbarn. Die ehemalige Landesgrenze zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Königreich Württemberg ist bis heute kognitiv derart präsent, dass die Westgrenze der Selbstterminologie ‚+schwäbisch‘ exakt auf eben dieser historischen politischen Grenze verläuft. Die Eigenschaft ‚+schwäbisch‘ korreliert also mit der Eigenschaft ‚+württembergisch‘ bzw. schließt ‚+badisch‘ aus.

Nach Osten schließt sich das Ostfränkische an, das mit der Selbstbezeichnung ‚Hohenlohisch‘ vom hohen Prestige des (territorialen) Landschaftsnamens profitiert und in sich ein relativ homogenes Sprachgebiet bildet. Dies führt auch subjektiv zu einer stabilen Abgrenzung.

Die Einverleibung der beiden Reichsstädte Heilbronn und Hall durch das eben errichtete Königreich Württemberg ermöglichte erst eine Gleichsetzung von ‚+württembergisch‘ und ‚+schwäbisch‘ in diesem Gebiet. So schien letztlich eine räumlich-kulturelle Orientierung zum schwäbischen Sprachraum die einzige Option und ist bis heute in den Selbstterminologien der Dialektsprecher entlang der Sprachgrenze präsent.

⁷ Der Fachterminus ‚südfränkisch‘ wird bei den Bezeichnungen durch Laien nicht verwendet.

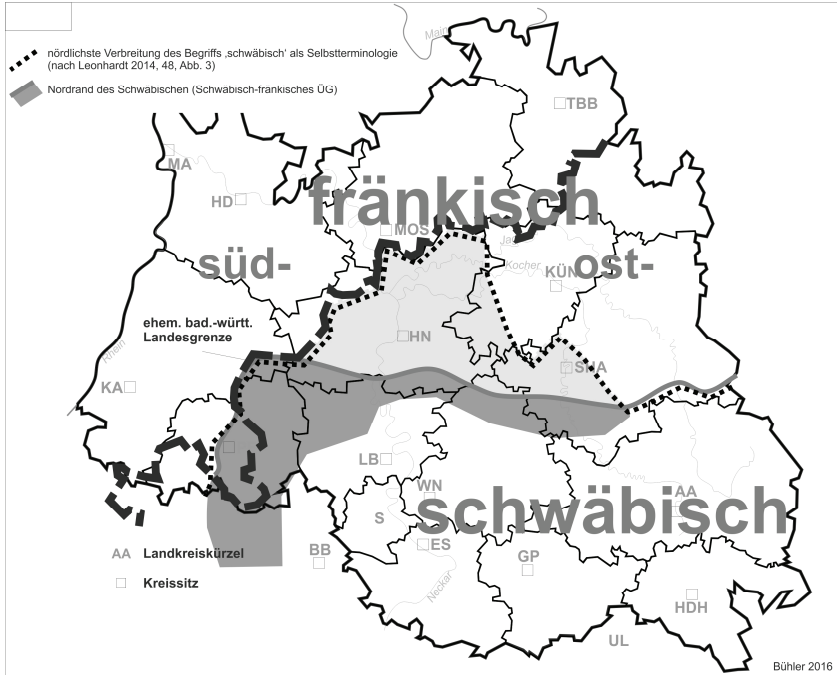


Abb. 8: Objektive vs. subjektive Sprachgrenze (BÜHLER [2016, Kt. IV], nach LEONHARDT [2014, 48, Abb. 3])

Das gesellschaftliche Wissen über eine soziale Einheit wird also per Sprache auf die Mentalität der gesellschaftlichen Gruppe übertragen. ERIKA WERLEN beschreibt diesen Vorgang im Zusammenhang von Sprache, Kommunikationskultur und Mentalität:

Wir betrachten Mentalität als gesellschaftliches Wissen und als kollektive Verhaltensdispositionen, handlungsbestimmende Gefühle und Verhaltensgewohnheiten, die zugleich moralischen Charakter haben. (WERLEN 1998, 80)

Hier lässt sich das sprachliche Handeln der Menschen im Sinne HANNAH ARENDTS verstehen, nach der die Person sich erst und einzig im Handeln und Sprechen preisgibt. Danach dient das Sprechen als höchste Form menschlichen Handelns, der Identifikation des Anderen und

seiner Lebenswelt und stellt ihn in Zusammenhang mit seinem „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“ (ARENDDT 1960, 164). Die Gewährsleute des SNBW ordnen in den erhebungsbegleitenden Gesprächen Raum und Sprache einander zu und bewerten sie auf vielfältige Weise. Dabei spielen sowohl das landesgeschichtliche Wissen um Grenzen eine Rolle wie auch die Kenntnis über regionale Raumstrukturen – ein Gegensatz, der in der Forschung ebenso seit Langem für unterschiedliche Herangehensweisen steht. Das sprachliche Handeln jedes einzelnen Sprechers löst einen Mechanismus aus, der die Zugehörigkeit desselben zu einer (sprachlichen) Gruppierung überprüft.

Da sich der sprachliche Alltag in Baden-Württemberg in der Erfassung der lokalen Mundarten durch rein objektive Daten nur unzureichend widerspiegelt, scheint es unerlässlich, bei der zukünftigen Erforschung der gesprochenen Sprache besonders in Baden-Württemberg vermehrt subjektive Angaben der Sprechenden in die Analyse mit einzubeziehen. Die Funktion der Alltagssprache und ihre Reichweite in Zusammenhang mit räumlicher Orientierung und kultureller Zugehörigkeit können hierbei zusätzliche Perspektiven ermöglichen. Ausgehend von den US-amerikanischen Sozialwissenschaften (z. B. PRESTON 2010) sind das metasprachliche Wissen der Informanten und seine soziale Bedeutung für die Wahrnehmungsdialektologie im Südwesten des deutschen Sprachraumes von großem Interesse.

Literatur

- ARENDDT, HANNAH (1960): *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. Stuttgart.
- BOHNENBERGER, KARL (1905): Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech. Heidelberg (zugleich in: *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten* 6, 129–205).
- BOHNENBERGER, KARL (1934): Die schwäbisch-fränkische Sprachgrenze um Jagst und Kocher. In: *Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde* 1932/33, 18–52.
- BOHNENBERGER, KARL (1953): *Die alemannische Mundart. Umgrenzung, Innengliederung und Kennzeichnung*. Tübingen.

- BÜHLER, CARL RUDOLF (2016): Sprachwandeltendenzen in Baden-Württemberg. Eine diachrone Untersuchung am Beispiel der schwäbisch-fränkischen Dialektgrenze. Teil I: Textband. Teil II: Kartenband. Tübingen [URL: <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-dspace-692666>>].
- BREMER, OTTO (1895): Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten, in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs. Leipzig. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten. 3).
- FISCHER, HERMANN (1904–1936): Schwäbisches Wörterbuch. Tübingen.
- HAAG, KARL (1898): Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes. Reutlingen.
- HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF (1962): Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. A. Zur Methodologie der Kleinraumatlanten. B. Fragebuch, Transkriptionsschlüssel, Aufnahmeprotokolle. Bern.
- JAKOB, KARLHEINZ (1985): Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Übergangslandschaft. Teil I: Textband. Teil II: Kartenband. Marburg. (Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland. 3).
- KELLER, ADELBERT VON (1884): Die Mundarten. In: Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Band II, 1. Stuttgart, 166–177.
- KLAUSMANN, HUBERT (2009): Die Erforschung regionaler Varietäten in Baden-Württemberg – Rückblick und Ausblick. In: KELLER-DRESCHER, LIOBA/TSCHOFEN, BERNHARD (Hrsg.): Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland. Tübingen. (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. 35), 113–124.
- KLAUSMANN, HUBERT/TSCHOFEN, BERNHARD unter Mitarbeit von BÜHLER, RUDOLF/BÜRKLE, REBEKKA/LEONHARDT, NINA KIM (2011): „Sprachalltag“. Ein sprach- und kulturwissenschaftliches Projekt zur Alltagssprache in Nord-Baden-Württemberg. In: WICKER, HUBERT (Hrsg.): Schwäbisch. Dialekt mit Tradition und Zukunft. Festschrift zum 10-jährigen Bestehen des Fördervereins Schwäbischer Dialekt e.V. Gomaringen, 91–102.
- KÖNIG, WERNER/SCHRAMBKE, RENATE (1999): Die Sprachatlanten des schwäbisch-alemannischen Raumes. Baden-Württemberg, Bayerisch-Schwaben, Elsaß, Liechtenstein, Schweiz, Vorarlberg. Bühl/Baden.
- LEONHARDT, NINA KIM (2014): Dialektgrenzen als soziokulturelle Konstrukte. Subjektive Sprachräume in Nord Baden-Württemberg. Tübingen [URL: <<http://hdl.handle.net/10900/58665>>].

- PRESTON, DENNIS R. (2010): *Perceptual Dialectology in the 21st Century*. In: ANDERS, CHRISTINA ADA/HUNDT, MARKUS/LASCH, ALEXANDER (Hrsg.): „Perceptual Dialectology“ – Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York, 1–29.
- RUOFF, ARNO (Hrsg.) (1992): *Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze. Statik und Dynamik eines Übergangsgebiets*. Untersucht und dargestellt in einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Tübingen. (*Idiomatica*. 17).
- TRÜB, RUDOLF unter Mitarbeit von TRÜB, LILY (2003): *Sprachatlas der deutschen Schweiz. Abschlussband. Werkgeschichte, Publikationsmethode, Gesamtregister*. Tübingen/Basel.
- WERLEN, ERIKA (1998): *Sprache, Kommunikationskultur und Mentalität. Zur sozio- und kontaktlinguistischen Theoriebildung und Methodologie*. Tübingen. (*Germanistische Linguistik*. 194).

Sprachatlantent

- Atlas linguistique et ethnographique de la Lorraine Germanophone (ALLG)* (1977), Band I hrsg. von MARTHE PHILIPP/ARLETTE BOTHOREL-WITZ/GUY LEVIEUGE. Paris.
- Atlas linguistique et ethnographique de l'Alsace (ALA)* (1969, 1984), Band I hrsg. von ERNEST BEYER/RAYMOND MATZEN. Band II hrsg. von ARLETTE BOTHOREL-WITZ/MARTHE PHILIPP/SYLVIANE SPINDLER. Paris.
- Deutscher Sprachatlas (DSA)* (1926–1956), auf Grund des von GEORG WENKER begründeten *Sprachatlas des Deutschen Reichs*, in vereinfachter Form begonnen von FERDINAND WREDE, fortgesetzt von WALTHER MITZKA und BERNHARD MARTIN. Marburg.
- FISCHER, HERMANN (1895): *Geographie der schwäbischen Mundart*. Tübingen.
- Mittelrheinischer Sprachatlas (MRhSA)* (1994–2002), hrsg. von GÜNTER BELLMANN/JOACHIM HERRGEN/JÜRGEN ERICH SCHMIDT. Tübingen.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS)* (1962–1997), begründet von HEINRICH BAUMGARTNER und RUDOLF HOTZENKÖCHERLE in Zusammenarbeit mit KONRAD LOBECK, ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB und unter Mitwirkung von PAUL ZINSLI, hrsg. von RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, fortgeführt und abgeschlossen von ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB, PAUL ZINSLI. Bern/Basel.
- Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben (SBS)* (1996–2009), hrsg. von WERNER KÖNIG. Heidelberg.
- Sprachatlas von Mittelfranken (SMF)* (2003–2014), hrsg. von HORST HAIDER MUNSKE. Heidelberg.

- Sprachatlas von Nord Baden-Württemberg (SNBW) (2015 f.), hrsg. von HUBERT KLAUSMANN. Band 1: Kurzvokalismus. Band 2: Langvokalismus und Diphthonge. Konsonantismus und Vokalquantitäten. Tübingen [URL: <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-dspace-712790>>; <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-dspace-714872>>].
- Sprachatlas von Unterfranken (SUF) (2005–2009), hrsg. von NORBERT RICHARD WOLF. Heidelberg.
- Südwestdeutscher Sprachatlas (SSA) (1989–2011), hrsg. von EUGEN GABRIEL/ULRICH KNOOP/VOLKER SCHUPP/HUGO STEGER. Marburg.
- Vorarlberger Sprachatlas mit Einschluss des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus (VALTS) (1985–2006), hrsg. von EUGEN GABRIEL. Bregenz.

PEPE DROSTE

Standarddeutsche Aussprache?

Vokalräume von Kindern aus Münster und Wien im akustischen Vergleich¹

Abstract: Für Deutschland, Österreich und die Schweiz wird allgemein von nationalen Unterschieden im standardsprachlichen Sprechen ausgegangen. Rezente Studien deuten jedoch darauf hin, dass zwischen jüngeren Sprechern geringere nationale Ausspracheunterschiede festzustellen sind als zwischen älteren Sprechern. Es stellt sich die Frage, ob bzw. inwieweit bei Sprechern der jüngsten Generation Unterschiede in der Aussprache festzustellen sind. Diese Studie quantifiziert Unterschiede in den Vokalqualitäten deutscher und österreichischer Sprecher im Grundschulalter. Auf Grundlage elizitierter Vorlese-sprache von Grundschulern aus Münster und Wien werden die Lautqualitäten der ungerundeten Monophthonge mit Hilfe akustischer Methoden verglichen. Die Ergebnisse zeigen, dass sich auch innerhalb der jüngsten Generation weiterhin regionale Unterschiede feststellen lassen. Die generellen Trends in den Daten sind jedoch durch Gradation auf interindividueller Ebene gekennzeichnet. Die Ergebnisse werden auf Aspekte der Normorientierung und ihren möglichen Wandel diskutiert.

1. Einleitung

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts sind die sprachlandschaftlichen Unterschiede für die deutsche Sprache umfangreich in den Blick genommen worden. In den vergangenen Jahren ist zunehmend Standard-sprachlichkeit in den Fokus des variationslinguistischen Interesses ge-

¹ Für hilfreiche Anmerkungen und Kommentare danke ich ganz herzlich Werner König, Jens Lanwer, Hermann Niebaum, Christian Schwarz und Elvira Topalović sowie den Herausgebern Brigitte Ganswindt und Christoph Purschke.

rückt. Sprachliche Heterogenität, die in der Variationslinguistik hinsichtlich des Non-Standards seit Langem selbstverständlich ist, wird seit geraumer Zeit auch in Bezug auf Standardsprachen erforscht (siehe EICHINGER/KALLMEYER 2005). Studien zum standardnahen Bereich der Vertikale zwischen den traditionellen Polen „Dialekt“ und „Standard“ weisen dabei nach, dass standardorientiertes Sprechen mit erheblichen regionalen Unterschieden verbunden ist (KÖNIG 1989; KEHREIN 2012; DEPPERMAN u. a. 2013). Für Deutschland, Österreich und die Schweiz wird allgemein von national bedingten Unterschieden im sprachlichen Standard ausgegangen – in Form nationaler Oralisierungsnormen (SCHMIDT 2005) bzw. in Zusammenhang mit dem Modell der Plurizentrik (rezent AUER 2013).

Im Folgenden werden die deutsche und die österreichische Aussprache des Standarddeutschen näher betrachtet. Zwischen Sprechern aus Deutschland und Österreich sind im standardorientierten Sprechen insbesondere lautliche Unterschiede festzustellen: Erstens betreffen die Unterschiede vokalische Phänomene wie etwa die Gespanntheitsoppositionen der hohen Vokale, die mittelhohen Vorderzungenvokale und das Schwa in unbetonten Nebensilben (zusammenfassend WIESINGER 2009; siehe Abschnitt 2). Zweitens sind zudem Unterschiede bei konsonantischen Phänomenen wie zum Beispiel der Aussprache der Nebensilbe *-ig* (KLEINER 2010; BÜRKLE 1995) oder der *r*-Laute (u. a. ULBRICH/ULBRICH 2007) dokumentiert. Drittens zeigen sich prosodische Unterschiede wie Differenzen des phonetischen Korrelats des Wortakzents (SCHMID/MOOSMÜLLER i. V.) oder phonotaktische Unterschiede (MOOSMÜLLER/BRANDSTÄTTER 2014).

Rezente Studien deuten dabei darauf hin, dass zwischen jüngeren Sprechern geringere Unterschiede festzustellen sind als zwischen älteren Sprechern (BRANDSTÄTTER/MOOSMÜLLER 2015; SLOOS 2013). Der Sprachgebrauch von jüngeren österreichischen Sprechern scheint mehr durch den Aussprachestandard in Deutschland beeinflusst zu sein als der Sprachgebrauch älterer Sprecher. Es stellt sich die Frage, ob bzw. inwieweit auch bei den jüngeren Sprechern der jüngsten Generati-

on noch Unterschiede in der Aussprache deutscher und österreichischer Sprecher festzustellen sind.

Die vorliegende Studie geht dieser Frage nach und quantifiziert Unterschiede in den Vokalqualitäten deutscher und österreichischer Sprecher im Grundschulalter (10–11 Jahre). Auf Grundlage elizitierter Vorlesesprache von Grundschulklassen aus Münster und Wien werden die Lautqualitäten der ungerundeten Monophthonge mit Hilfe akustischer Methoden verglichen. Die Studie nutzt instrumentelle Verfahren der Formantmessung, um Variation auf einer viel detaillierteren Ebene zu untersuchen, als es in der Regel Transkriptionen vermögen. Um Vokalqualitäten zu dokumentieren und zu vergleichen, sind Formantmessungen und ihre Darstellung und Analyse nicht nur in der Phonetik (JOOS 1948), sondern auch in der Variationslinguistik seit Langem als weiterführende Methode bekannt (siehe LABOV u. a. 1972). Mittlerweile hat die qualitative Charakterisierung von Vokalen durch die Ermittlung von Formanten den Status eines methodischen „Klassikers“ in der Variationslinguistik und stellt im Vergleich zu den herkömmlichen auditiven eines der gängigen „objektivierenden“ akustischen Beschreibungsverfahren dar.

Im Folgenden geht der Beitrag zunächst auf den aktuellen Forschungsstand zu Unterschieden zwischen der deutschen und österreichischen standardnahen Aussprache ungerundeter Monophthonge ein. Vor diesem Hintergrund werden die Vokalqualitäten der ungerundeten Monophthonge von deutschen und österreichischen Sprechern im Grundschulalter mit Hilfe akustischer Methoden verglichen. Die Messergebnisse werden erst deskriptiv anhand von $F1 \times F2$ -Plots dargestellt und dann mit relativen Distanzmaßen analytisch quantifiziert. Die Ergebnisse der Quantifizierung der Unterschiede in den Formantfrequenzen lassen sich auf verschiedene Aspekte der Normorientierung und ihren möglichen Wandel diskutieren.

2. Forschungsstand

Standardnahe Ausspracheformen des Deutschen werden mit Ausnahme weniger früher Studien (siehe u. a. IIVONEN 1983; 1994) erst rezent auf der Basis akustischer Beschreibungsverfahren näher beschrieben. Für die ungerundeten Monophthonge ergeben sich aus den unten aufgeführten auditiven und akustischen Studien folgende Unterschiede der österreichischen zur deutschen Aussprache des Standarddeutschen:

- Tendenzielle Neutralisierung der Gespanntheitsoppositionen hoher Vokale: /i:/ – /ɪ/ und /u:/ – /ʊ/
- Tendenzielle Neutralisierung der mittelhohen Vorderzungenvokale
- Frontierung des Schwa in unbetonten Nebensilben

Bei den hohen Vokalen weist die standardnahe Aussprache von Sprechern aus Österreich tendenziell eine weniger ausgeprägte Gespanntheitsopposition als von Sprechern aus Deutschland auf (siehe allgemein WIESINGER 2009, 237). Akustische Studien haben gezeigt, dass der Gespanntheitskontrast bei /i:/ – /ɪ/ und /u:/ – /ʊ/ tendenziell neutralisiert wird (IIVONEN 1987; MOOSMÜLLER 2007; BRANDSTÄTTER/MOOSMÜLLER 2015; BRANDSTÄTTER u. a. 2015). Die Unterschiede hängen mit der vertikalen Dimension der Zungenbewegung zusammen, wie physiologische Studien nachgewiesen haben: Die ungespannten Vokale /ɪ ʊ/ sind peripherer und liegen näher an ihren gespannten Gegenspielern (CUNHA u. a. 2013). Die Gespanntheitskontraste sind dabei durch konsonantischen Kontext beeinflusst (CUNHA u. a. 2015). Allgemein weisen deutsche wie österreichische Vokalpaare in labialen und alveolaren Kontexten größere und in velaren Kontexten geringere Unterschiede auf. Ausschlaggebend für die größere Höhe der ungespannten Vokale in velaren Kontexten ist der Einfluss der erhöhten Zungenposition bei der Produktion velarer Konsonanten (siehe HARRINGTON u. a. 2012). Die größten Unterschiede in der Aussprache deutscher Sprecher gegenüber österreichischen Sprechern sind dagegen für bilabiale Kontexte dokumentiert. Des Weiteren scheinen jüngere Sprecher im Gegensatz

zu älteren Sprechern aus Österreich dazu zu neigen, den Gespanntheitskontrast der hohen Vokale nicht zu neutralisieren (BRANDSTÄTTER/MOOSMÜLLER 2015).

Für die mittelloffenen Vorderzungenvokale ist in der standardorientierten Aussprache deutscher Prägung eine frequente Hebung von /ɛ:/ nachgewiesen. So neigen Sprecher dazu, den Qualitätskontrast von /ɛ:/ und /e:/ zu neutralisieren (KÖNIG 1989; KLEINER/KNÖBL 2011, 6–7; DEPPERMAN u. a. 2013, 102–104; siehe auch KEHREIN 2012, 268; STIEL in diesem Band).² Auch akustische Studien geben den tendenziellen Zusammenfall der Vokale wieder (IIVONEN 1987; SIMPSON 1998). Bei den Tendenzen ist allerdings eine auffällige, von verschiedenen Faktoren abhängige Gradation zu bemerken (siehe dazu u. a. LAUF 1993, 73–74; DEPPERMAN u. a. 2013, 104). Die standardnahe Aussprache von Sprechern aus Österreich weist ebenfalls eine tendenzielle Hebung der mittleren Vorderzungenvokale auf (KRANZMAYER 1953; DEPPERMAN u. a. 2013, 102–104). Dabei tendieren nicht nur /ɛ:/ und /e:/ zu einer Neutralisierung des Qualitätskontrasts, sondern zudem /ɛ/. Akustische Studien stützen diese auditiven Befunde (IIVONEN 1987; MOOSMÜLLER 2007; HOBEL u. a. 2015; BRANDSTÄTTER/MOOSMÜLLER 2017). Allerdings bestehen auch hier auffällig gradierte Unterschiede bei der Aussprache, die auf das ostmittelbairische Substrat und die relative qualitative Instabilität der mittleren vorderen Vokale zurückgeführt werden (siehe u. a. KRANZMAYER 1953; BÜRKLE 1995, 162–163; MOOSMÜLLER/SCHUTZ 2013; SLOOS 2013; BRANDSTÄTTER/MOOSMÜLLER 2017). Die Ergebnisse von SLOOS (2013) weisen dabei darauf hin, dass gerade jüngere Sprecher im Gegensatz zu älteren Sprechern dazu tendieren, die Kategorien /ɛ:/ und /e:/ qualitativ zu kontrastieren.

Für Schwa ist in der standardorientierten Aussprache von Sprechern aus Österreich im Gegensatz zu Sprechern aus Deutschland eine tendenziell frontierte Qualität dokumentiert (u. a. BÜRKLE 1995, 69–

² Siehe auch die Karte zu /ɛ:/ im *Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards* (AADG), online unter <www.prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/LangAE> (zuletzt am 18. Mai 2016 aufgerufen).

101). Akustische Studien belegen, dass in der intendierten Standardausprache in Österreich /ə/ in der Nebensilbe zu einem geringeren Maß zentralisiert wird als in der deutschen und aufgrund höherer Werte des zweiten Formanten dem /ɛ/ qualitativ ähnlich ist (PIROTH/SKUPINSKI 2011; SCHMID/MOOSMÜLLER i. V.; KLEINER 2017).³ Österreichische Sprecher produzieren damit im standardorientierten Sprechen nur kleinere bis überhaupt keine qualitativen Differenzen zwischen den entsprechenden betonten und unbetonten Vokalen. Dies lässt sich als Reflex des mittelbairischen Substrats werten, in dem in unbetonten Positionen Vokale nicht reduziert werden. PIROTH/SKUPINSKI (2011) haben dabei größere interindividuelle Unterschiede feststellen können, die sie auf verschiedene Normorientierungen zurückführen.

3. Methode

3.1 Teilnehmer und Material

Datengrundlage der Untersuchung sind Sprachdaten von Grundschulern aus Münster und Wien. Die Daten entstammen dem Forschungsprojekt *Zwischen Alltagssprache und Schriftsprache* (ELVIRA TOPALOVIĆ, Universität Paderborn). Die Daten sind im Jahr 2012 in Grundschulklassen des vierten Jahrgangs in Münster und Wien erhoben worden. Je Ort haben 12 Schüler – 6 männliche und 6 weibliche – im Alter von 10–11 Jahren teilgenommen. Sprachbiographische Kriterien sind überprüft worden. Die Teilnehmer hatten ausnahmslos Deutsch als Erstsprache und kamen aus der näheren Region.

Grundlage der Studie sind vorlesesprachliche Daten. Die Teilnehmer wurden gebeten, in Gegenwart des Explorators den kanonischen Text „Nordwind und Sonne“ vorzulesen. Die Elizitation von Sprachdaten mit Hilfe der kommunikativen Aufgabe des Vorlesens ermöglicht

³ Siehe auch den F1×F2-Plot zu Eisenstadt im AADG, online unter <www.pro-wiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/VokalSystem1> (zuletzt am 18. Mai 2016 aufgerufen).

methodisch die relative Konstanz von vielen verschiedenen Parametern (u. a. Morphologie und Syntax, Semantik sowie zu einem gewissen Grad segmentaler und suprasegmentaler Kontext). Soziolinguistisch ist Vorlesesprache – wie seit den frühen Studien der quantitativen Soziolinguistik immer wieder aufgezeigt wurde – in der Regel mit der intendierten Reproduktion von standardsprachlichen Normen verbunden.

3.2 Segmentierung, Transkription und akustische Analyse

Segmentierung, Transkription und akustische Analyse der Aufnahmen wurden mit Hilfe von „Praat“ (BOERSMA/WEENINK 2016) vorgenommen. In den Aufnahmen wurden akustische Korrelate der ungerundeten Monophthonge des Deutschen per Hand segmentiert. Onset und Offset der Vokale wurden stets in Orientierung eines klar sichtbaren zweiten Formanten bestimmt. Die Vokale wurden mit den kanonischen Symbolen nach KRECH u. a. (2009) transkribiert. Vokale unter dem kontextuellen Einfluss von <r> wurden im Fall von diphthongischen Realisationen in der Analyse nicht berücksichtigt. Ausnahme ist die unbetonte Nebensilbe <-er> mit ihrem kanonischen Korrelat /ɐ/.

In der akustischen Analyse wurden für die Vokale die ersten drei Formanten und die Grundfrequenz ermittelt. Auf Basis einer Samplerate von 16 kHz wurden die Formanten mit dem Autokorrelationsalgorithmus kalkuliert. Die Analyseparameter waren wie folgt: 18 LPC-Koeffizienten, Pre-emphasis von 0.95 und jede 5 ms ein 30 ms Hanningfenster. Alle Frequenzen wurden am Vokalmittelpunkt gemessen, um Einflüsse des Lautkontexts zu minimieren. Die Messungen wurden durch Einsicht in FFT-Spektrogramme kontrolliert. Durch das Tracking bedingte Messfehler wurden mit Einsicht in die Spektrogramme korrigiert. Von Geräuschen maskierte Segmente wurden von der Analyse ausgeschlossen. Die ermittelten Formantfrequenzen wurden nach der Formel von TRAUNMÜLLER (1990) von Hertz in Bark transformiert, wobei z den Wert in Bark und f die Frequenz in Hertz angibt:

$$z = \left[\frac{(26.81 \times f)}{(1960 + f)} \right] - 0.53$$

Grundlage der Untersuchung sind 2.493 Tokens von ungerundeten Monophthongen. Tab. 1 zeigt die Verteilung der Tokens nach Vokalkategorien und Herkunft der Teilnehmer.

	/a/	/a:/	/ɛ:/	/e:/	/i:/	/u:/	/o:/	/ø/	/ɛ/	/ɪ/	/ʊ/	/ɔ/	/ə/
M	178	84	10	76	95	31	48	82	52	203	53	81	266
W	180	74	11	107	103	27	25	76	44	188	40	76	283
Σ	358	158	21	183	198	58	73	158	96	391	93	157	549

Tab. 1: Verteilung der 13 untersuchten ungerundeten Monophthonge in den Daten von Teilnehmern aus Münster (M) und Wien (W) ($n = 2.493$)

Die Formantdaten werden in F1×F2-Plots mit nach regionaler Herkunft aggregierten Mittelwerten dargestellt. Es haben sich umfassende Beweise akkumuliert, dass Unterschiede in der Vokalqualität auf den ersten zwei bzw. ersten drei Resonanzfrequenzen im Vokaltrakt beruhen. Da die Frequenz des ersten Formanten negativ mit phonetischer Höhe korreliert und die des zweiten Formanten mit der Rücklage, entstehen durch die Abbildung der Frequenzen in einem F1×F2-Raum Formen, die Vokaltrapezen ähneln und differenzierte Urteile über Vokalqualitäten ermöglichen. In den F1×F2-Plots sind auf der x-Achse Werte des zweiten Formanten und auf der y-Achse Werte des ersten Formanten aufgetragen. Die Skalierung folgt der Barkskala.

3.3 Vokalnormalisierung

Um methodisch die Vergleichbarkeit der Formantwerte zu optimieren, wurden die Messergebnisse mit dem formantintrinsischen Normalisierungsverfahren nach LOBANOV (1971) für jeden Sprecher und jeden

Formanten separat in z-scores transformiert. Durch diese lineare Transformation werden individuell bedingte Unterschiede zwischen den Formantfrequenzen minimiert (siehe u. a. DISNER 1980; ADANK u. a. 2004; FABRICIUS u. a. 2009). Um die normalisierten Daten wieder entlang der Barkskala darstellen zu können, wurden die normalisierten Werte daraufhin durch eine lineare Transformation in Bark reskaliert: Die Transformation lässt sich durch folgende Formel beschreiben, wobei F_n den normalisierten Formanten, s_n die Standardabweichung des Formanten aller Sprecher, m_n den Mittelwert des Formanten aller Sprecher und G_n den resultierenden reskalierten, normalisierten Formantwert angibt:

$$G_n = F_n s_n \times m_n$$

3.4 Euklidische Distanzen

Um die relativen Unterschiede der Vokalqualitäten weiterführend zu untersuchen, wurden die euklidischen Distanzen D_1 und D_2 aller Tokens einer Vokalkategorie zu den jeweiligen Mittelwerten von zwei ausgewählten Vergleichskategorien berechnet. Die euklidische Distanz zwischen den Punkten i und j ergibt sich aus der Quadratwurzel der Summe der quadrierten Abstände der Formantfrequenzen F1 und F2.

$$D_{i,j} = \sqrt{(F1_i - F1_j)^2 + (F2_i - F2_j)^2}$$

Das logarithmische Verhältnis E_{RATIO} zwischen den Distanzen D_1 und D_2 ist das Maß der relativen Nähe von einer Vokalkategorie zu den zwei Vergleichskategorien:

$$E_{\text{RATIO}}: \log(D_1/D_2) = \log(D_1) - \log(D_2)$$

Wenn E_{RATIO} null beträgt, sind die Tokens zu beiden Vergleichskategorien im Mittel äquidistant. Wenn E_{RATIO} negativ ist, liegen die Tokens

näher zur ersten Vergleichskategorie, und wenn E_{RATIO} positiv ist, näher zur zweiten Vergleichskategorie. Bei äquivalenter wie geeigneter Auswahl der Vergleichskategorien lässt sich somit die relative Lage von Vokalkategorien bestimmen.

Alle statistischen Tests wurden an den normalisierten und reskalierten Barkwerten durchgeführt. Vor dem Durchführen von t -Tests wurde mit Hilfe des Shapiro-Wilk-Tests für Normalität überprüft, ob die Daten normalverteilt waren. Im Fall verzerrter Verteilungen wurden keine t -Tests, sondern nicht-parametrische Wilcoxon-Tests mit Kontinuitätsberichtigung verwendet.

4. Ergebnisse und Diskussion

In Tab. 2 sind die Mittelwerte der ersten drei Formanten für die untersuchten 13 ungerundeten Monophthonge der Teilnehmer aus Münster und Wien dargestellt. Die $F1 \times F2$ -Plots in Abb. 1 zeigen aggregierte Mittelwerte der Vokalkategorien und Sprecher Mittelwerte.

		/a/	/a:/	/ɐ/	/ɛ:/	/ɛ/	/e:/	/ə/
F1	M	7.68	7.49	7.46	5.28	5.94	4.68	5.61
	W	7.70	7.47	6.85	6.36	5.60	4.76	5.66
F2	M	11.77	11.56	11.75	13.92	13.47	14.70	11.85
	W	11.87	11.83	12.03	13.36	13.85	14.97	13.01
F3	M	15.74	15.62	15.89	16.18	16.26	16.23	15.78
	W	15.79	15.87	16.28	16.39	16.73	16.68	16.32

		/i:/	/i/	/u:/	/ʊ/	/o:/	/ɔ/
F1	M	4.33	4.79	4.49	5.11	4.92	6.54
	W	4.38	4.86	4.58	4.96	5.01	6.33
F2	M	15.27	13.94	10.01	10.14	9.73	10.57
	W	15.10	14.44	9.79	10.48	9.21	10.53
F3	M	16.70	16.28	15.54	15.75	15.78	15.83
	W	16.75	16.60	15.03	15.26	15.78	15.72

Tab. 2: Mittlere Formantfrequenzen der ersten drei Formanten in Bark für die Tokens der Teilnehmer aus Münster (M) und Wien (W) (Tokenanzahl $n = 2493$). F1, F2 und F3 wurden am Mittelpunkt des Vokals gemessen.

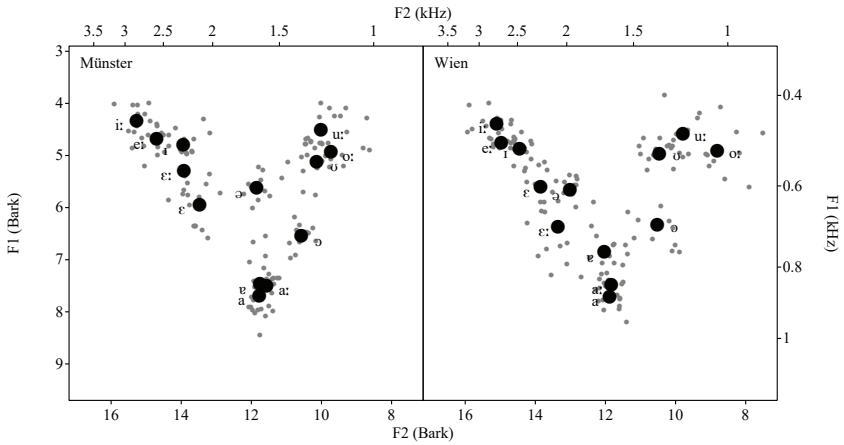


Abb. 1: F1×F2-Plots der 13 untersuchten ungerundeten Monophthonge für Münster (links) und Wien (rechts). Die aggregierten Mittelwerte der Vokale sind mit ● dargestellt, abweichende Sprecher Mittelwerte für die Vokale mit ○.

4.1 /i:/ – /ɪ/ und /u:/ – /ʊ/

In Abb. 2 sind F1×F2-Plots für die Gespanntheitsoppositionen der hohen Vokale /i:/ – /ɪ/ und /u:/ – /ʊ/ abgebildet. Die mittleren Formantfrequenzen von /ɪ/ und /i:/ weisen im regionalen Vergleich auffällige Unterschiede auf: In den Daten der Wiener ist /ɪ/ wie erwartet allgemein durch höhere F2-Werte geprägt als in den Daten der Münsteraner. Die relativen Positionen von /ɪ/ wurden für Münsteraner und Wiener Sprecher mit der Berechnung des logarithmischen Verhältnisses der euklidischen Distanzen E_{RATIO} der Tokens von /ɪ/ zu den Mittelwerten von /i:/ und /ɔ/ quantifiziert. Negative Werte verweisen auf relative Nähe zu /i:/, positive auf Nähe zu /ɔ/. Die Ergebnisse zeigen, dass E_{RATIO} signifikant kleiner (Wilcoxon-Test, $W = 24522$, $p < 0.0001$) für die Daten der Wiener ($M = -1.51$) ist als für die der Münsteraner ($M = -1.08$): /ɪ/ befindet sich in den Daten der Wiener näher an /i:/ und ist im Vergleich frontiert.

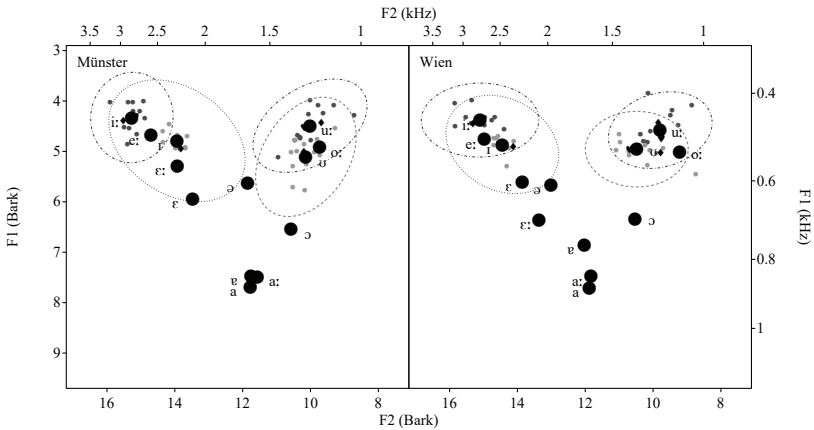


Abb. 2: F1×F2-Plots mit 13 ungerundeten Monophthongen für Münster (links) und Wien (rechts). Die aggregierten Mittelwerte der Vokale sind mit ● markiert. Um /i:/ – /ɪ/ und /u:/ – /ʊ/ sind Ellipsen mit einer Standardabweichung von 2 σ abgebildet. Abweichende Sprechermittelwerte sind mit ○ gekennzeichnet, abweichende Mittelwerte von lexikalisch betonten und unbetonten Tokens von /i:/ – /ɪ/ und /u:/ – /ʊ/ mit ♦ bzw. ♥.

Dennoch deutet die Streuung der E_{RATIO} -Werte der Teilnehmer aus Münster ($SD = 1.16$) und Wien ($SD = 1.08$) auf Gradation des Phänomens hin. Zwar zeigen betonte Tokens kaum qualitative Unterschiede zu unbetonten Tokens, doch zeichnen sich größere interindividuelle Unterschiede ab. Es besteht nicht nur ein größerer Überlappungsbereich, sondern der Sprecher W_13 reißt zudem aus der Gruppe der Wiener Sprecher aus und weist ähnliche E_{RATIO} -Werte wie Münsteraner Sprecher auf (siehe Abb. 3).

Für die hohen Vorderzungenvokale bestätigen die Ergebnisse die Erwartungen, dass deutsche Sprecher die Gespanntheitsopposition wahren, während österreichische Sprecher die Gespanntheitsopposition tendenziell aufgeben. Die vorliegenden Ergebnisse geben allerdings auch wieder, worauf insbesondere rezente akustische Studien vermehrt hinweisen: bei dem Phänomen handelt es sich um ein gradiertes Phänomen (MOOSMÜLLER 2007; BRANDSTÄTTER/MOOSMÜLLER 2015; BRANDSTÄTTER u. a. 2015). Die Varianz könnte zunächst auf unterschiedliche Lautkontexte zurückzuführen sein. Doch sind soziolinguistische Motivationen der interindividuellen Variation nicht auszuschließen.

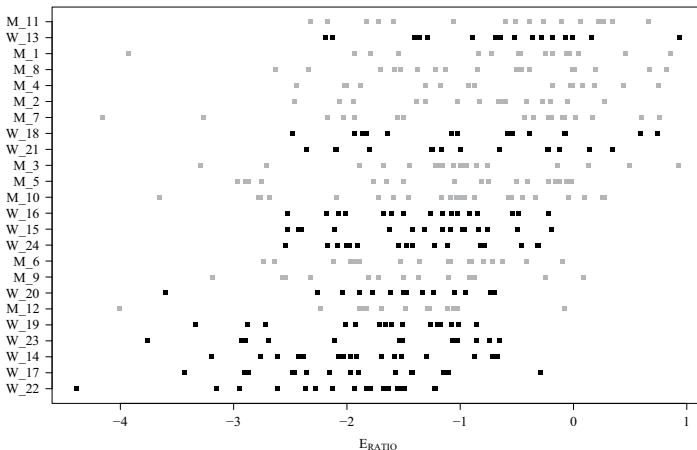


Abb. 3: Stripcharts für die E_{RATIO} -Werte von /i/ nach Sprechern aus Münster ■ und Wien ■. Die Werte sind nach dem sprecherspezifischen Mittelwert von oben nach unten sortiert.

Die Ergebnisse für die Gespanntheitsopposition /u:/ – /ʊ/ sind weitaus diffuser. Für /ʊ/ dokumentieren die Daten der Münsteraner zwar geringere F2-Werte, jedoch auch zu geringem Maß größere F1-Werte. Die relativen Positionen von /ʊ/ wurden für die Teilnehmer aus Münster und Wien mit der Berechnung von E_{RATIO} der Tokens von /ʊ/ zu den Mittelwerten von /u:/ und /ɔ/ ermittelt. Die Ergebnisse zeigen, dass sich E_{RATIO} für die Daten der Wiener ($M = 0.63$) nicht signifikant (Wilcoxon-Test, $W = 1102$, *ns*) von E_{RATIO} für die Daten der Münsteraner ($M = 0.59$) unterscheidet. Die Varianzen der Formantfrequenzen von /ʊ/ deuten im Fall der Wiener auf vertikale Stabilität bei horizontaler Instabilität, im Fall der Münsteraner auf vertikale Instabilität bei horizontaler Stabilität hin (siehe Abb. 2). So haben gerade ungespannte Tokens der Wiener im Mittel peripherere Qualitäten. Das /ʊ/ scheint somit bei den Münsteranern viel häufiger zentralisiert zu werden als bei den Wienern. Interindividuell zeigt sich eine erhebliche Variation, die deutlich nicht lediglich auf den Faktor Regionalität zurückzuführen ist.

Damit zeigen sich für die Hinterzungenvokale nicht die erwarteten regionalen Unterschiede in den Ergebnissen. Beide Sprechergruppen weisen ähnliche Vokalqualitäten von /ʊ/ und /u:/ auf, wobei die Gespanntheitsopposition in beiden Fällen dahin tendiert, aufgegeben zu werden. Generell könnten die Unterschiede durch die wenig balancierte, kleinere Datengrundlage im Fall von /ʊ/ – /u:/ bedingt sein. Darüber hinaus könnte das unerwartet abweichende Muster mit der generellen Neigung zur Frontierung von hohen hinteren Vokalen zusammenhängen (vgl. HARRINGTON u. a. 2011). Die Peripherität von hohen hinteren Vokalen bedarf eines sehr hohen artikulatorischen Aufwands. Die kommunikative Aufgabe des Vorlesens könnte so zu artikulatorischen „Shortcuts“ führen. Dies würde bedeuten, dass nicht /ʊ/ besonders peripher artikuliert wird, sondern vielmehr dass /u:/ relativ zentralisiert produziert wird. Reflexe der erwarteten Neutralisierung im Fall der Wiener könnten sich wiederum in der relativen Stabilität der Formantwerte von /ʊ/ zeigen.

4.2 /ɛ:/ und /ɛ/

Abb. 4 zeigt die Qualitäten der mittleren Vorderzungenvokale im regionalen Vergleich. /ɛ:/ weist bei den Wienern geringere F1-Werte als /ɛ/ auf. Die Münsteraner zeigen den umgekehrten Fall: Hier hat /ɛ:/ größere F1-Werte als /ɛ/. Wortakzent hat bei beiden Sprechergruppen einen ähnlichen Effekt. Unbetonte Tokens werden relativ geschlossen realisiert.

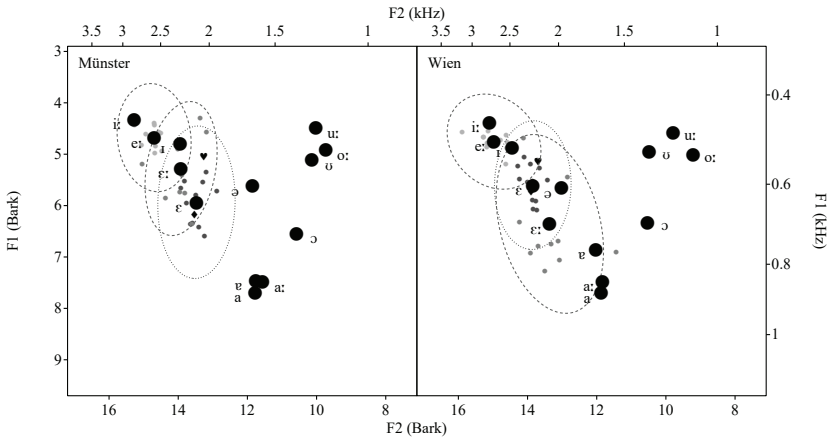


Abb. 4: F1×F2-Plots mit 13 ungerundeten Monophthongen für Münster (links) und Wien (rechts). Die aggregierten Mittelwerte der Vokale sind mit ● dargestellt. Um /ɛ: ɛ e:/ sind Ellipsen mit einer Standardabweichung von 2 σ abgebildet. Sprecher Mittelwerte sind mit • gekennzeichnet, die Mittelwerte von lexikalisch betonten und unbetonten Tokens von /ɛ:/ mit ♦ bzw. ♥. Die Mittelwerte der lexikalisch betonten und unbetonten Tokens von /ɛ: e:/ entsprechen den jeweiligen allgemeinen Mittelwerten.

Für /ɛ:/ wurden die relativen Positionen mit der Berechnung von E_{RATIO} der Tokens zu den Mittelwerten von /ɛ:/ und /a:/ kalkuliert. Die Berechnung ergibt signifikant größere E_{RATIO} -Werte ($t = -3.6$, $df = 12.3$, $p < 0.01$) bei den Wienern ($M = 0.22$) als bei den Münsteranern ($M = -1.06$). Im Fall der Wiener liegt /ɛ:/ relativ näher an /a:/,

während im Fall der Münsteraner /ɛ:/ näher an /e:/ liegt und damit im Vergleich gehoben ist. Die größere Streuung der E_{RATIO} -Werte bei den Wiener Sprechern ($SD = 0.86$) im Vergleich zu den Münsteraner Sprechern ($SD = 0.52$) spiegelt allerdings eine qualitative Instabilität von /ɛ:/ wieder. Auch mit Hinblick auf interindividuelle Variation ergibt sich ein Bild von interindividueller Gradation. So produziert zum Beispiel der Wiener Sprecher W_10 im Gegensatz zu den anderen Sprechern der Gruppe aus Wien ein komplett neutralisiertes /ɛ:/ ($M = -2.01$).

Die Ergebnisse entsprechen damit nur zum Teil den Erwartungen. Denn lediglich bei den Münsteranern ist /ɛ:/ gehoben und tendiert qualitativ in Richtung [e:]. Bei den Wienern ist /ɛ:/ qualitativ relativ instabil und zeigt in den Daten keine überindividuellen Neutralisierungstendenzen. Das Ergebnis könnte darauf hindeuten, dass sich bei /ɛ:/ die Mehrheit der Wiener Sprecher im Setting „Vorlesen“ an der Laut-Buchstaben-Beziehung orientiert, wie sie für den deutschen Standard kodifiziert ist (vgl. SLOOS 2013; HOBEL u. a. 2015; siehe in diesem Zusammenhang auch DEPPERMAN u. a. 2013). Die Ergebnisse sind jedoch aufgrund der für /ɛ:/ vorliegenden Datengrundlage vorsichtig zu interpretieren. In dem Text „Nordwind und Sonne“ kommt /ɛ:/ lediglich in den Wörtern *erwärmte, stärkere, stärkeren, wäre* vor. Das heißt, es liegen ausschließlich Realisationen unter dem Einfluss von <ɾ> vor. Selbst monophthongische Belege von /ɛ:/ sind so im Regelfall tiefer als in anderen Lautkontexten.

Für /ɛ:/ wurden die relativen Positionen mit der Berechnung von E_{RATIO} der Tokens zu den Mittelwerten von /e:/ und /a/ bestimmt. Die Ergebnisse zeigen signifikant geringere E_{RATIO} -Werte (Wilcoxon-Test, $W = 1746$, $p < 0.001$) für die Wiener ($M = -0.9$) als für die Münsteraner ($M = -0.31$). Zwar liegt sowohl bei den Münsteranern als auch bei den Wienern /ɛ:/ relativ näher an /e:/ als an /a/, jedoch macht das Vergleichsmaß deutlich, dass /ɛ:/ in den Daten der Wiener Teilnehmer signifikant näher an /e:/ zu verorten ist, also im Vergleich gehoben ist. /ɛ/ und /e:/ werden damit von den Wienern tendenziell neutralisiert. Ein Vergleich der Streuungen von E_{RATIO} der Münsteraner ($SD = 0.61$) und der Wiener ($SD = 0.87$) deutet allerdings auf Gradation des Phänomens

hin. Dies ist gerade interindividuell der Fall: Bei den Wiener Sprechern gibt es eine Anzahl von Ausreißern, die /ɛ/ qualitativ eher wie die Münsteraner realisieren (siehe Abb. 5).

Für /ɛ/ zeigen sich damit in den Daten die erwarteten Ergebnisse. Die Wiener realisieren /ɛ/ mehrheitlich gehoben und neutralisieren tendenziell den Qualitätskontrast zwischen /ɛ/ und /e/. Die Münsteraner hingegen realisieren /ɛ/ mit tieferen Vokalqualitäten und unterscheiden /ɛ/ und /e/ deutlich. Auffällig sind jedoch die Ausreißer in der Gruppe der Wiener Sprecher, die einen Qualitätskontrast tendenziell beibehalten. Dies könnte zwar mit lautlichen Kontexten zusammenhängen, jedoch können hier abweichende Normorientierungen nicht ausgeschlossen werden. So könnten sich gerade diese Sprecher bei /ɛ/ im Setting „Vorlesen“ am deutschen Standard orientieren.

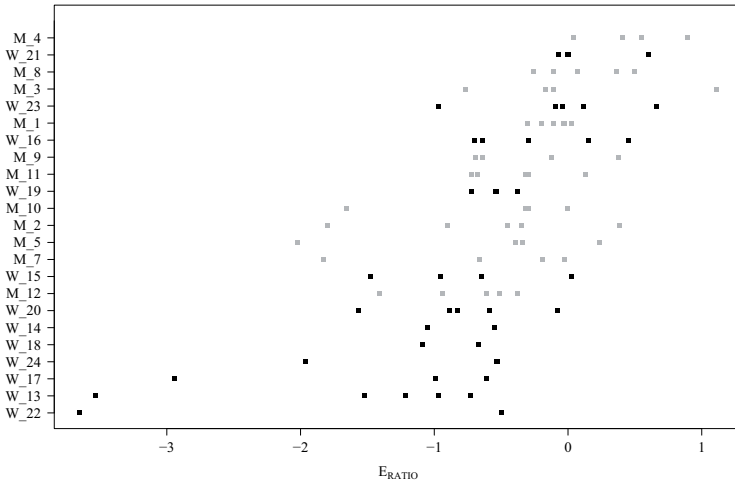


Abb. 5: Stripcharts für die E_{RATIO} -Werte von /ɛ/ nach Sprechern aus Münster ■ und Wien ■. Die Werte sind nach dem sprecherspezifischen Mittelwert von oben nach unten sortiert.

4.3 /ə/

Abb. 6 zeigt $F1 \times F2$ -Plots für /ə/. Wie erwartet weist /ə/ bei den Wienern deutlich höhere F2-Werte als bei den Münsteranern auf. Die relativen Positionen von /ə/ wurden mit der Berechnung von E_{RATIO} der gruppenspezifischen Tokens zu den Mittelwerten von /ɛ/ und /ʊ/ ermittelt. Die Ergebnisse zeigen einen signifikant geringeren E_{RATIO} -Wert (Wilcoxon-Test, $W = 53862$, $p < 0.0001$) in den Daten der Wiener ($M = -0.86$) als in denen der Münsteraner ($M = -0.03$). Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass /ə/ bei den Wienern frontiert ist, während es bei den Münsteranern zentral produziert wird.

Die Unterschiede zeigen sich kontextübergreifend, wenn morphologisch nach Präfix- und Suffixtokens differenziert wird. Tokens von $gə$ -Präfixen weisen sowohl bei den Münsteranern als auch bei den Wienern nicht nur wie zu erwarten aufgrund des phonetischen Kontexts im Mittel deutlich geringere F1-Werte als Suffixtokens auf, sondern sind – wie bereits für die gesamte Vokalkategorie festgestellt – durch akustisch horizontale Unterschiede geprägt: Die Tokens der Wiener haben im Mittel höhere F2-Werte. Die relativen Positionen von /ə/ in $gə$ -Präfixen wurden weiterführend mit der Berechnung von E_{RATIO} der Tokens zu den Mittelwerten von /i/ und /ʊ/ quantifiziert. Festzustellen sind signifikant geringere E_{RATIO} -Werte ($t = 2.4$, $df = 15.2$, $p < 0.05$) in den Daten der Wiener ($M = -1.13$) als in denen der Münsteraner ($M = 0.44$). /ə/ in $gə$ -Präfixen der Wiener ist also im Vergleich frontiert. Ein vergleichbares Bild zeigt sich bei den Suffixtokens. Die relativen Positionen von /ə/ in Suffixen wurden mit E_{RATIO} der Tokens zu den Mittelwerten von /ɛ/ und /ʊ/ quantifiziert. Es ergeben sich signifikant geringere E_{RATIO} -Werte (Wilcoxon-Test, $W = 15337$, $p < 0.0001$) für die Wiener ($M = -1.07$) als für die Münsteraner ($M = -0.25$). Entsprechend ist auch hier eine signifikante Frontierung für das Wiener Schwa zu konstatieren.

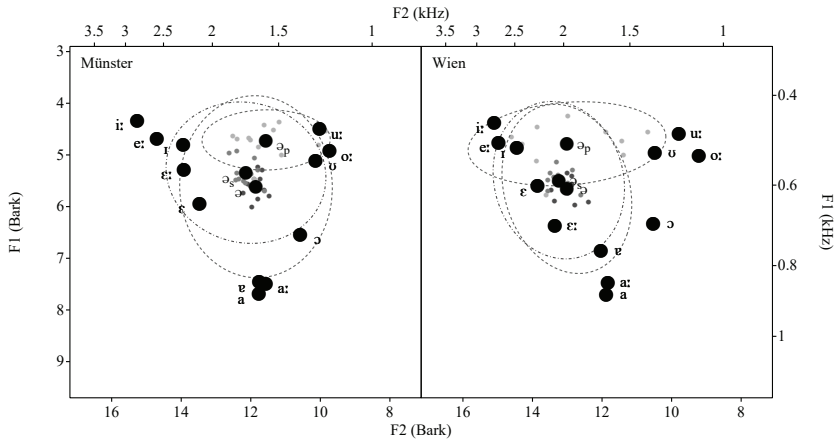


Abb. 6: F1×F2-Plots mit 13 ungerundeten monophthongischen Vokalkategorien und morphologisch nach Präfix- und Suffixtokens differenziertem Schwa für die Teilnehmer aus Münster und Wien. Die aggregierten Mittelwerte der Vokalkategorien sind mit ● markiert. Um die drei Kategorien von /ə/ sind jeweils Ellipsen mit einer Standardabweichung von 2 σ abgebildet. Entsprechende Sprechermittelwerte sind mit ○ gekennzeichnet.

Die Ergebnisse zeigen die erwarteten Unterschiede. In den Daten der Wiener ist für /ə/ eine signifikante Frontierung festzustellen, die sich in den Daten der Münsteraner nicht zeigt. Die Wiener produzieren tendenziell [ɛ] für /ə/, während die Münsteraner das Schwa zentral artikulieren. Die sprecherspezifische Variation ist dabei relativ gering. Auch wenn es einen Überlappungsbereich beider Sprechergruppen gibt, produziert lediglich der Sprecher W_21 unter den Wiener Sprechern klar zentralisierte Schwaqualitäten und ist damit in der Aussprache von /ə/ den Münsteranern ähnlicher als den Wienern (siehe Abb. 7).

Die Ergebnisse tragen zu dem Befund bei, dass die österreichischen Sprecher Vokale in unbetonten Nebensilben nicht reduzieren. Damit reihen sie sich in rezente Untersuchungsergebnisse ein, die darauf hindeuten, dass sich in der standardnahen Aussprache in Österreich gerade

im Nebensilbenvokalismus bedeutende Reflexe des mittelbairischen Substrats finden.

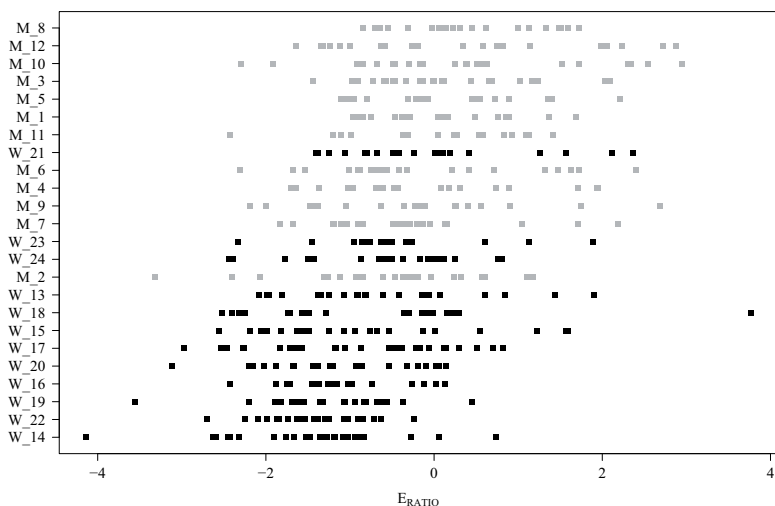


Abb. 7: Stripcharts für die E_{RATIO} -Werte von /ə/ nach Sprechern aus Münster ■ und Wien ■. Die Werte sind nach dem sprecherspezifischen Mittelwert von oben nach unten sortiert.

4.4 /ɐ/

Über die erwarteten Unterschiede zwischen Münsteranern und Wienern hinaus zeigen sich in der Aussprache der unbetonten Silbe <er> Differenzen. Abb. 8 zeigt die Position der tiefen Vokale und des Tiefschwa. Für /ɐ/ sind in den Daten der Münsteraner Teilnehmer deutliche Hinweise für eine Senkung festzustellen. /ɐ/ weist bei den Münsteranern im Mittel wesentlich höhere F1-Werte auf als bei den Wienern. Bei den Münsteranern ist /ɐ/ qualitativ äquivalent mit /a:/ und /a/, während /ɐ/ bei den Wienern im Mittel zwischen den qualitativ relativ äquivalenten tiefen Vokalkategorien und dem frontierten Schwa positioniert ist.

Die relativen Positionen von /ɐ/ wurden mit der Berechnung von E_{RATIO} der gruppenspezifischen Tokens zu den Mittelwerten von /ə/ und /a/ quantifiziert. Die Ergebnisse zeigen signifikant geringere E_{RATIO} -Werte ($t = 3.9$, $df = 133.5$, $p < 0.001$) für die Wiener ($M = 0.29$) als für die Münsteraner ($M = 0.90$). Während also die Wiener /ɐ/ qualitativ von den tiefen Vokalen kontrastieren, ist /ɐ/ bei den Münsteranern in Richtung der tiefen Vokale gesenkt. Bei den Wiener Sprechern weisen die betonten Tokens leicht geringere F2-Werte als die unbetonten Tokens auf, was auf Reflexe der im Mittelbairischen üblicherweise qualitativ unterschiedenen *a*-Laute zurückzuführen ist. Solche Qualitätsunterschiede sind bei den tiefen Vokalen der Münsteraner marginal. Hier haben die Kategorien /ɐ, a, a:/ im Mittel ähnlich tiefe zentrale Qualitäten und sind tendenziell neutralisiert.

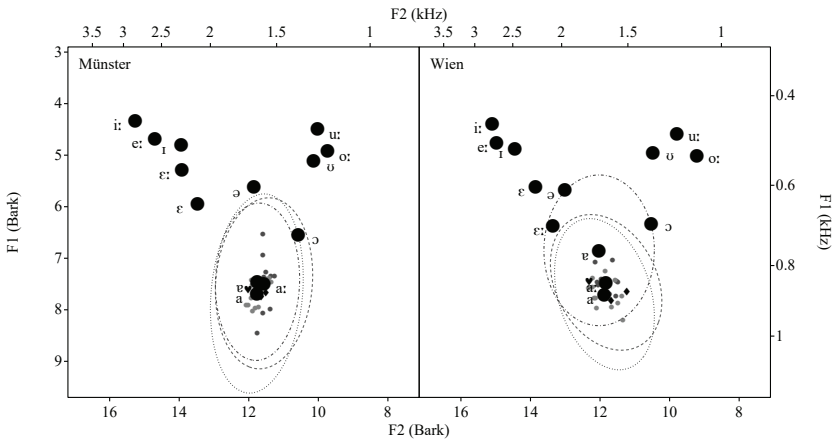


Abb. 8: F1×F2-Plots mit 13 ungerundeten monophthongischen Vokalkategorien für die Teilnehmer aus Münster und Wien. Die aggregierten Mittelwerte der Vokalkategorien sind mit ● markiert. Um /ɐ a a:/ sind Ellipsen mit einer Standardabweichung von 2σ abgebildet. Entsprechende Sprechermittelwerte sind mit * gekennzeichnet, die Mittelwerte von lexikalisch betonten und unbetonten Tokens von /a/ und /a:/ mit ♦ bzw. ♥.

Das neutralisierte Tiefschwa bei den Münsteranern ist auf sprachland-schaftliche Reflexe zurückzuführen. Allgemein kann gesenktes /ɐ/ als Kennzeichen standardnaher Ausspracheformen norddeutscher Prägung gelten. Ein Blick in die Sprecherspezifika zeigt bei /ɐ/ ein leicht heterogenes Bild: Zum einen ist der Überlappungsbereich der Sprecher größer, zum anderen findet sich sowohl unter den Wienern als auch unter den Münsteranern jeweils ein Sprecher, der von den anderen Sprechern seiner Gruppe stark abweicht (siehe Abb. 9). So finden sich in der Wiener Sprechergruppe bei dem Sprecher W_12 sehr offene Produktionen von /ɐ/ und in der Münsteraner Sprechergruppe bei Sprecher M_2 relativ zentralisierte Realisationen. Die Unterschiede könnten mit unterschiedlichen Normorientierungen der Sprecher zusammenhängen. Erklärung wäre dabei, dass der Münsteraner Sprecher sich in dieser Hinsicht nicht an der Standardaussprache norddeutscher Prägung orientiert, während der Wiener Sprecher sich gerade daran orientiert.

Das gesenkte Tiefschwa ist akustisch bisher in der Form noch nicht dokumentiert. Gründe dafür liegen meist bei der Ausblendung aus der Analyse (vgl. u. a. IIVONEN 1987; 1994). Untersuchungen, die /ɐ/ als Kategorie in die Analyse mit einbezogen haben, haben zwar eine im Mittel zentralisiertere Qualität festgestellt, belegen jedoch gleichzeitig deutliche vertikale Varianzen, die von akustisch mittel bis tief reichen (vgl. LAUF 1993, 99–102; SIMPSON 1998, 125–126). Die Varianzen werden hier zwar auf die Faktoren Individuum bzw. Lautkontext zurückgeführt, es kann aber nicht ausgeschlossen werden, dass die untersuchten Sprecher in der Lautproduktion exakt diese Qualitäten angestrebt haben. Noch ist unklar, wie das gerade auch in Westfalen frequent auftretende Phänomen zu erklären ist. Mögliche Interpretationen wären z. B. eine habituelle Generalisierung einer weiten Öffnungsbewegung des Kiefers in bestimmten Kontexten von <r> (<Haar> [ɦa:], <stark> [ʃd̥a:k^h] o. ä.), auf den Kontext <-er> oder allgemein ein Reflex niederdeutschen Substrats, der eine vokalisch tiefe Aussprache von <-er> bedingt, indem durch die Übertragung motorisch bereits bekannter Muster von /a/ und /a:/ eine qualitative Neutralisierung induziert wird. Hier besteht Bedarf für weitere Forschung.

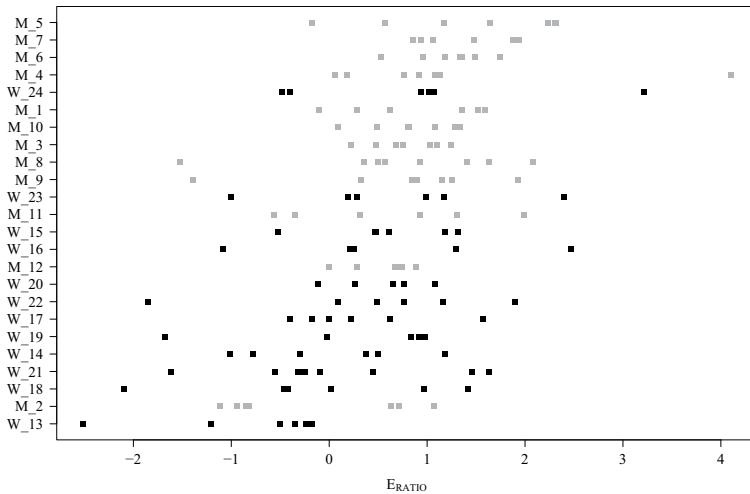


Abb. 9: Stripcharts für die E_{RATIO} -Werte von /v/ nach Sprechern aus Münster ■ und Wien ■. Die Werte sind nach dem sprecherspezifischen Mittelwert von oben nach unten sortiert.

5. Allgemeine Diskussion

Die Untersuchungsergebnisse zeigen, dass sich auch innerhalb der jüngsten Generation regionale Unterschiede in der intendierten Standardaussprache des Deutschen feststellen lassen. Anhand von Samples aus zwei Grundschulklassen aus den Orten Münster und Wien konnte gezeigt werden, dass in der regionalen standardorientierten Aussprache der ungerundeten Monophthonge vor dem Hintergrund der Standardkategorien signifikante Unterschiede zwischen Münsteraner und Wiener Sprechern bestehen. Evidente Unterschiede wurden bei der Gespanntheitsopposition /i:/ – /ɪ/, dem mittleren Vorderzungenvokal /ɛ/ und dem Schwa gefunden. Im Vergleich zu den Münsteraner Sprechern tendieren Wiener Sprecher dazu (1) /i:/ und /ɪ/ zu neutralisieren, (2) /ɛ/ und /e:/ zu neutralisieren und (3) /ə/ zu frontieren. Damit tragen die Ergebnisse zu konvergierender Evidenz bei, dass sich in der standardnahen

Aussprache in Österreich Reflexe des mittelbairischen Substrats finden. Über die Erwartungen hinaus konnten für das Tiefschwa signifikante Unterschiede zwischen Münsteraner und Wiener Sprechern festgestellt werden. Im Gegensatz zu den Wienern tendieren die Münsteraner dazu, /ɐ/ mit den tiefen Vokalen zu neutralisieren. Dies hängt vermutlich mit regionalsprachlichen Reflexen zusammen. Im Fall von /ɛ:/ konnten bei den Wiener Sprechern entgegen der Erwartungen keine Neutralisierungstendenzen von /ɛ:/ und /e:/ festgestellt werden. Somit zeigen die Ergebnisse hier unerwartete Unterschiede zwischen den Wiener und den Münsteraner Sprechern. Dieser Befund könnte zwar mit Orientierungen an der entsprechenden Laut-Buchstaben-Beziehung des deutschen Standards zusammenhängen, dies ist jedoch aufgrund der in diesem Fall unausgewogenen Datengrundlage nicht bestimmbar. Darüber hinaus zeigen die Ergebnisse im Fall der Gespantheitsopposition der hohen Hinterzungenvokale unerwartete Übereinstimmungen. So zeigt sich bei den Wienern nicht die erwartete Neutralisierung von /u:/ und /ʊ/. Grund dafür sind vermutlich sprechsprachliche Frontierungen von /u:/. Allerdings weisen die Varianzen von /ʊ/ Reflexe der erwarteten Gespantheitsopposition auf.

Die generellen Trends in den Daten sind durch Gradation auf interindividueller Ebene gekennzeichnet, wie auch andere Untersuchungen für die intendierte Standardaussprache in Österreich bereits gezeigt haben (vgl. BRANDSTÄTTER/MOOSMÜLLER 2015; HOBEL u. a. 2015; PIROTH/SKUPINSKI 2011): Bei bestimmten Phänomenen weichen spezifische Sprecher vom allgemeinen Trend ihrer Gruppe ab. Hierbei handelt es sich wahrscheinlich nicht um Artefakte, die durch fehlende Ausgewogenheit im Datenmaterial zu erklären sind, denn die Abweichungen sind fast ausschließlich bei Wiener Sprechern der Fall. Vielmehr könnte der Umstand, dass die Wiener Sprechergruppe an sich interindividuell heterogene Ausspracheformen aufweist, mit unterschiedlichen normativen Orientierungen bzw. diesbezüglicher Unsicherheit (siehe dazu AUER 2013; HERRGEN 2015; SOUKUP/MOOSMÜLLER 2011) zusammenhängen. Zum einen könnten die Ergebnisse durch den Einfluss

der Schriftsprache bedingt sein, zum anderen durch generellen Lautwandel.

- Die interindividuelle Variation könnte mit Orientierungen an den Laut-Buchstaben-Beziehungen des deutschen Standards zusammenhängen. Bestimmte österreichische Sprecher könnten sich beim Vorlesen an den Laut-Buchstaben-Beziehungen orientieren, wie sie für Deutschland kodifiziert vermittelt werden und nicht an denen der Standardaussprache in Österreich. In diesem Fall käme es also zu Reflexen schriftsprachlich orientierter Aussprache, die aber nicht in der Spontansprache auftreten. In DEPPERMAN u. a. (2013, 102–104) und HOBEL u. a. (2015) zeigt sich dieser Effekt für /ɛ:/ sehr deutlich.
- Die Befunde könnten auch durch generellen Lautwandel bedingt sein. Dies würde mit Ergebnissen von BRANDSTÄTTER/MOOSMÜLLER (2015) konvergieren, die darauf hindeuten, dass sich jüngere Generationen österreichischer Sprecher in der intendierten Standardaussprache stärker am deutschen Standard orientieren als ältere Generationen. Nach den Ergebnissen würde der Lautwandel allerdings bei unterschiedlichen Sprechern in unterschiedlichen Ausprägungen greifen.

Es verbleibt für zukünftige soziophonetische Untersuchungen zu klären, ob die Befunde Artefakte der methodischen Vorgehensweise sind oder auf einen sich bereits zu gewissem Grad vollzogenen Lautwandel in der jüngsten Generation hinweisen. Auch stellt sich die Frage nach Frequenzeffekten und nach dem Umstand, ob die Ausspracheformen lexikalisch gesteuert sind oder durch generelle phonologische Prozesse beschreibbar sind. Korpusstudien einerseits und auf kontrollierte Datengrundlagen mit ausgewogeneren Lautkontexten, verschiedenen Settings und Kontrollgruppen verschiedenen Alters zurückgreifende experimentelle Untersuchungen andererseits versprechen diese Fragen zu lösen.

Literatur

- ADANK, PATTI/SMITS, ROEL/HOUT, ROELAND VAN (2004): A comparison of vowel normalization procedures for language variation research. In: *Journal of the Acoustical Society of America* 116, 3099–3107.
- AUER, PETER (2013): Enregistering pluricentric German. In: SILVA, AUGUSTO SOARES DA (Hrsg.): *Pluricentricity. Language variation and sociocognitive dimensions*. Berlin/Boston, 19–48.
- AUER, PETER/CARO REINA, JAVIER/KAUFMANN, GÖZ (Hrsg.) (2013): *Language variation – European perspectives IV*. Amsterdam/Philadelphia. (Studies in language variation. 14).
- BOERSMA, PAUL/WEENINK, DAVID (2016): Praat: Doing phonetics by computer (Version 6.0.16) [URL: <<http://praat.org/>>].
- BRANDSTÄTTER, JULIA/KASESS, CHRISTIAN/MOOSMÜLLER, SYLVIA (2015): Quality and quantity in high vowels in Standard Austrian German. In: LEEMAN, ADRIAN/KOLLY, MARIE-JOSÉ/DELLWO, VOLKER/SCHMID, STEPHAN (Hrsg.), 79–92.
- BRANDSTÄTTER, JULIA/MOOSMÜLLER, SYLVIA (2015): Neutralisierung der hohen ungerundeten Vokale in der Wiener Standardsprache. In: LENZ, ALEXANDRA N./GLAUNINGER, MANFRED M. (Hrsg.), 183–203.
- BRANDSTÄTTER, JULIA/MOOSMÜLLER, SYLVIA (2017): Die Distinktion von standardsprachlich /e/ und /ɛ/ im Lichte der mittelbairischen „E-Verwirrung“. In: LENZ, ALEXANDRA N./BREUER, LUDWIG M./KALLENBORN, TIM/ERNST, PETER/GLAUNINGER, MANFRED M. PATOCKA, FRANZ (Hrsg.), 163–176.
- BÜRKLE, MICHAEL (1995): *Zur Aussprache der unbetonten Silben im österreichischen Standarddeutschen. Die unbetonten Silben*. Frankfurt a. M. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 17).
- CUNHA, CONCEIÇÃO/HARRINGTON, JONATHAN/HOOLE, PHIL (2013): A physiological analysis of the tense/lax vowel contrast in two varieties of German. In: *Proceedings of Interspeech*, 25.–29. August 2013, Lyon, 325–329.
- CUNHA, CONCEIÇÃO/HARRINGTON, JONATHAN/MOOSMÜLLER, SYLVIA/BRANDSTÄTTER, JULIA (2015): The influence of consonantal context on the tense-lax contrast in two standard varieties of German. In: LEEMAN, ADRIAN/KOLLY, MARIE-JOSÉ/DELLWO, VOLKER/SCHMID, STEPHAN (Hrsg.), 64–77.
- DEPPERMANN, ARNULF/KLEINER, STEFAN/KNÖBL, RALF (2013): ‘Standard usage’: Towards a realistic conception of spoken standard German. In: AUER, PETER/CARO REINA, JAVIER/KAUFMANN, GÖZ (Hrsg.), 83–116.
- DISNER, SANDRA F. (1980): Evaluation of vowel normalization procedures. In: *Journal of the Acoustical Society of America* 67, 253–261.

- EICHINGER, LUDWIG M./KALLMEYER, WERNER (Hrsg.) (2005): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York.
- FABRICIUS, ANNE H./WATT, DOMINIC/JOHNSON, DANIEL EZRA (2009): A comparison of three speaker-intrinsic vowel formant frequency normalization algorithms for sociophonetics. In: *Language Variation and Change* 21, 413–435.
- HARRINGTON, JONATHAN/HOOLE, PHIL/KLEBER, FELICITAS/REUBOLD, ULRICH (2011): The physiological, acoustic, and perceptual basis of high back vowel fronting: Evidence from German tense and lax vowels. In: *Journal of Phonetics* 39, 121–131.
- HARRINGTON, JONATHAN/HOOLE, PHIL/REUBOLD, ULRICH (2012): A physiological analysis of high front, tense-lax vowel pairs in Standard Austrian and Standard German. In: *Rivista di Linguistica* 24, 159–183.
- HERRGEN, JOACHIM (2015): Entnationalisierung des Standards. Eine perzeptionslinguistische Untersuchung zur deutschen Standardsprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: LENZ, ALEXANDRA N./GLAUNINGER, MANFRED M. (Hrsg.), 139–164.
- HOBEL, BETTINA/MOOSMÜLLER, SYLVIA/KASESS, CHRISTIAN (2015): The pronunciation of orthographic <ä, äh> in Standard Austrian German. In: *Proceedings of the 18th International Congress of Phonetic Sciences (ICPhS 2015)*. 10.–14. August 2015, Glasgow.
- IIVONEN, ANTTI (1987): Monophthonge des gehobenen Wienerdeutsch. In: *Folia Linguistica* 21, 293–336.
- IIVONEN, ANTTI (1994): Zur gehobenen regionalen phonetischen Realisierung des Deutschen. In: VIERECK, WOLFGANG (Hrsg.): *Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 29.7.–4.8.1990*. Band 3: Regional variation, colloquial and standard languages. Stuttgart. (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte. 76), 311–330.
- JOOS, MARTIN (1948): Acoustic phonetics. In: *Language* 24 (2), 5–136.
- KEHREIN, ROLAND (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. Stuttgart. (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte. 125).
- KLEINER, STEFAN (2010): Zur Aussprache von nebetonigem *-ig* im deutschen Gebrauchsstandard. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 77 (3), 259–303.
- KLEINER, STEFAN (2017): F1/F2-Diagramme als Darstellungsmittel bairisch geprägter standardsprachlicher Vokalsysteme. In: LENZ, ALEXANDRA N./BREUER, LUDWIG M./KALLENBORN, TIM/ERNST, PETER/GLAUNINGER, MANFRED M./PATOCKA, FRANZ (Hrsg.), 263–284.

- KLEINER, STEFAN/KNÖBL, RALF (2011): Hochdeutsch und Hochdeutsch: Regionale Gebrauchsstandards im gesprochenen Deutsch. In: Sprachreport 27, 2–10.
- KÖNIG, WERNER (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bände. Ismaning.
- KRANZMAYER, EBERHARD (1953): Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerischen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 21, 197–239.
- KRECH, EVA-MARIA/STOCK, EBERHARD/HIRSCHFELD, URSULA/ANDERS, LUTZ CHRISTIAN (2009): Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin/New York.
- LABOV, WILLIAM/YAEGER, MALCAH/STEINER, RICHARD (1972): A quantitative study of sound change in progress. Philadelphia.
- LAUF, RAPHAELA (1993): Phonetische Aspekte des Vokalismus Münsterländischer Dialekte. Eine auditive und akustische Analyse vokalischer Merkmale mit einem Ansatz zu ihrem Vergleich mit der Standardsprache. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 81).
- LEEMAN, ADRIAN/KOLLY, MARIE-JOSÉ/DELLWO, VOLKER/SCHMID, STEPHAN (Hrsg.) (2015): Trends in phonetics and phonology in German speaking Europe. Frankfurt a. M.
- LENZ, ALEXANDRA N./BREUER, LUDWIG M./KALLENBORN, TIM/ERNST, PETER/GLAUNINGER, MANFRED M./PATOCKA, FRANZ (Hrsg.) (2017): Bayerisch-österreichische Varietäten zu Beginn des 21. Jahrhunderts – Dynamik, Struktur, Funktion. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 167).
- LENZ, ALEXANDRA N./GLAUNINGER, MANFRED M. (Hrsg.) (2015): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert – Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen. (Wiener Arbeiten zur Linguistik. 1).
- LOBANOV, BORIS M. (1971): Classification of Russian vowels spoken by different speakers. In: Journal of the Acoustical Society of America 49, 606–607.
- MOOSMÜLLER, SYLVIA (2007): Vowels in Standard Austrian German. An acoustic-phonetic and phonological analysis. Habil. Wien.
- MOOSMÜLLER, SYLVIA/BRANDSTÄTTER, JULIA (2014): Phonotactic information in the temporal organization of Standard Austrian German and the Viennese dialect. In: Language Sciences 46, 84–95.
- MOOSMÜLLER, SYLVIA/SCHUTZ, HANNES (2013): Chain shifts revisited. The case of monophthongisation and E-merger in the city dialects of Salzburg and Vienna. In: AUER, PETER/CARO REINA, JAVIER/KAUFMANN, GÖZ (Hrsg.), 173–186.

- PIROTH, HANS GEORG/SKUPINSKI, PETER (2011): On the realization of schwa in two varieties of Standard German. In: Proceedings of the 17th International Congress of Phonetic Sciences (ICPhS XVII), 17.–21. August 2011, Hong Kong, 1606–1609.
- SCHMID, CAROLIN/MOOSMÜLLER, SYLVIA (i. V.): An acoustic comparison between stressed and unstressed vowels in Standard Austrian German and Standard German German.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (2005): Die deutsche Standardsprache: eine Varietät – drei Oralisierungsnormen. In: EICHINGER, LUDWIG M./KALLMEYER, WERNER (Hrsg.), 278–305.
- SIMPSON, ADRIAN P. (1998): Phonetische Datenbanken des Deutschen in der empirischen Sprachforschung und der phonologischen Theoriebildung. In: Arbeitsberichte des Instituts für Phonetik und digitale Sprachverarbeitung (AIPUK) 33, 1–233.
- SLOOS, MARJOLEINE (2013): The reversal of the Bären–Beeren merger in Austrian Standard German. In: *The Mental Lexicon* 8, 353–371.
- SOUKUP, BARBARA/MOOSMÜLLER, SYLVIA (2011): Standard language in Austria. In: KRISTIANSEN, TORE/COUPLAND, NIKOLAS (Hrsg): *Standard languages and language standards in a changing Europe*. Oslo, 39–46.
- TRAUNMÜLLER, HARTMUT (1990): Analytical expressions for the tonotopic sensory scale. In: *Journal of the Acoustical Society of America* 88, 97–100.
- ULBRICH, CHRISTIANE/ULBRICH, HORST (2007): The Realisation of /r/ in Swiss German and Austrian German. In: Proceedings of the 14th International Congress of Phonetic Sciences (ICPhS XVI), 6.–10. August 2007, Saarbrücken, 1761–1764.
- WIESINGER, PETER (2009): Die Standardaussprache in Österreich. In: KRECH, EVA-MARIA/STOCK, EBERHARD/HIRSCHFELD, URSULA/ANDERS, LUTZ CHRISTIAN, 229–258.

PETRA GRÝCOVÁ

Österreichisches versus bundesdeutsches Deutsch

Nationale Standardvarietäten aus der Sicht ihrer Sprecher und
inwieweit (sprachliche) Stereotype eine Rolle spielen

Abstract: Im Aufsatz wird das Dissertationsvorhaben der Autorin vorgestellt und erste empirische Teilergebnisse ihrer Fragebogenumfrage vorgestellt. Der Text hat die Wahrnehmung und Bewertung der bundesdeutschen und der österreichischen Standardvarietäten aus der Sicht der Muttersprachler aus beiden Ländern zum Thema. Es werden zunächst das eigentliche Vorhaben der Arbeit und ihre theoretischen Grundlagen erläutert, zu denen vor allem die Sprachmanagementtheorie und das plurizentrische Konzept gehören. Darauf folgend wird eine erste Pilotstudie und ihre Ergebnisse vorgestellt: Es werden vier Fragebogenfragen aus den ersten 53 eingegangenen Fragebögen analysiert. Obwohl die Zahl der Fragebögen noch sehr gering ist, zeichnen sich trotzdem bereits interessante Tendenzen ab.

1. Einleitung

„Das einzige, was die Deutschen und die Österreicher trennt, ist die gemeinsame Sprache“, hat der österreichische Journalist und Schriftsteller Karl Kraus vor mehr als hundert Jahren gesagt. Und es scheint bis heute zu stimmen. Wobei man sich, zumindest als Sprachwissenschaftler, immer wieder die Frage stellen muss, was eigentlich die gemeinsame Sprache ist. Denn: ist die Sprache immer nur **Sprache**? Was für historische Ereignisse, kulturelle Gewohnheiten und nie vergessene Verletzungen verbergen sich dahinter?

Spätestens seit den 90er Jahren hat sich das plurizentrische Konzept etabliert, das die Gleichstellung aller nationalen Standardvarietäten des Deutschen (vgl. etwa AMMON 1995 oder CLYNE 1992) zu Grunde hat. Dem Konzept nach werden die unterschiedlichen standarddeutschen

Varietäten in Deutschland, Österreich und in der Schweiz als drei gleichwertige und für die jeweiligen Länder geltende Standardvarietäten einer Sprache betrachtet. Zumindest sagen dies verschiedene Monografien und zahlreiche Studien, und die länderspezifischen Wörterbücher und Kodizes halten es fest (z. B. *Duden*, *Österreichisches Wörterbuch*, *Schweizer Wörterbuch* oder auch das *Variantenwörterbuch*). Wie spiegelt sich das aber in der Kommunikation des Alltags wieder? Was bekommen die linguistischen Laien, normale Sprachbenutzer, von dem allen mit? Wonach richten sie sich in „internationalen“ Zweifelsfällen, wenn sie dem Sprecher anderer Standardvarietäten des Deutschen begegnen? Wie werden die nationalen Varietäten im alltäglichen Diskurs konstituiert und wahrgenommen? Und ändert sich die Wahrnehmung, wenn Deutsche nach Österreich, Österreicher nach Deutschland ziehen? Das sind alles Teilfragen, mit denen ich mich in der Dissertation beschäftige.

2. Ziel der Dissertation

Das Ziel der Doktorarbeit ist also zu untersuchen, welche Erwartungen die Muttersprachler aus Deutschland und Österreich gegenüber dem Hochdeutschen hegen, wie sie ihre eigene sowie die jeweils fremde Standardvarietät wahrnehmen, wie sie diese bewerten und eventuell auch, wie gut sie die ihre sowie die fremde Standardvarietät kennen. Es werden sprachbezogene Äußerungen, die sich im Erhebungsverfahren ergeben, analysiert, und falls sie sich auf das Thema Standardsprache in Deutschland oder Österreich beziehen werden, werden sie als relevant ausgewertet. Darüber hinaus werden konkrete kommunikative Schwierigkeiten analysiert, die sich innerhalb der kleinen Gesprächsgruppen vielleicht ergeben werden. Von allen sprachlichen Ebenen wird besonders die bisher eher weniger untersuchte pragmatische Ebene fokussiert, vor allem die Frage der Höflichkeit (vgl. dazu z. B. Arbeiten von MUHR 1994; 1995). Dabei wird nicht der Gebrauch, sondern die Wahrnehmung der Höflichkeit von Interesse sein und die Frage, ob bei den Muttersprachlern aus beiden Ländern Regelmäßigkeiten festzustellen sind.

Eine weitere Herausforderung stellt die Wahl der Gewährspersonen dar. Es werden solche Österreicher und Deutsche befragt, die 1) Muttersprachler sind und das ganze Leben lang in „ihrem“ Land verbracht haben. Da sich ihr Wissen und ihre Meinungen zu der jeweils fremden Standardvarietät in der Regel nicht auf persönliche Erfahrung mit der Varietät, sondern auf flüchtige Eindrücke und übernommene Vorurteile stützen, werden sie im Folgenden **vorurteilsgestützte Gewährspersonen** genannt. Zu 2) gehören solche Leute, die seit einer längeren Zeit im jeweils anderen Land verweilen oder intensive persönliche Kontakte mit der anderen Varietät haben. Deren Wissen und Meinungen basieren dann vor allem auf persönlicher Erfahrung, wenn diese natürlich auch von Vorurteilen beeinflusst werden kann. Sie werden im Folgenden **erfahrungsbasierte Gewährspersonen** genannt. Die Datenerhebung erfolgt schriftlich mittels Online-Fragebögen sowie mündlich in persönlichen Gesprächen und Gruppeninterviews.

Im Folgenden werden die für diesen Artikel relevanten theoretischen Grundlagen kurz skizziert, um im Anschluss zu dem eigentlichen Schwerpunkt dieses Artikels, der Datenerhebung, zu gelangen. Es wird gezeigt, wie diese vorbereitet wurde, wie sie erfolgte und welche Bedeutung die einzelnen Erhebungsschritte für das Gesamtprojekt haben. Zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Artikels war die Fragebogenumfrage erst seit einigen Monaten gestartet, daher stand noch keine wirklich repräsentative Menge an Daten zur Verfügung. Dieser Aufsatz ist deswegen als eine Art Pilotstudie von den Anfängen des Dissertationsvorhabens zu verstehen.

3. Plurizentrisches Konzept

Der **Plurizentrismus** stellt das für die Doktorarbeit grundlegende Konzept und somit auch den eigentlichen Ausgangspunkt dar.

Als **plurizentrisch** wird eine solche Sprache verstanden, die in mehreren sprachlichen **Zentren** gesprochen wird. Sprachliches Zentrum bzw. Vollzentrum (vgl. AMMON 1995, 95–97) stellt zumeist ein Staat mit seiner **nationalen Standardvarietät** dar. Um aber den Status

einer nationalen Standardvarietät zu erhalten, muss diese durch mindestens einen Binnenkodex, d. h. ein eigenes, im Land entstandenes Regelwerk kodifiziert werden. Als solche gelten der *Duden* (Universalwörterbuch) für Deutschland, das *Österreichische Wörterbuch* für Österreich und das *Schweizer Wörterbuch* für die Schweiz (vgl. CLYNE 1992, 1; MUHR 2003, 191). Nach AMMON (1995, 95–97) gibt es für die deutsche Sprache drei Vollzentren und vier Halbzentren. Zu den Vollzentren zählt er Deutschland, Österreich und die deutschsprachige Schweiz. Daraus geht hervor, dass es sich nach diesem Konzept nicht um eine Varietäteneinordnung nach dialektalen Kriterien, sondern nach der Staatsgrenze handelt. Diese ist natürlich auch immer eine ideologische und muss nicht der dialektalen Aufteilung entsprechen. Der Plurizentrismus beschäftigt sich nicht mit Dialekten, sondern mit den national leicht unterschiedlichen Hochsprachen, in unserem Fall mit Hochdeutsch. Aber auch Französisch, Englisch, Spanisch und andere in mehreren Ländern gesprochene Sprachen sind diesem Konzept nach plurizentrisch. Die Staatsgrenze hat nach innen eine verbindende Funktion, nach außen trennt sie von dem „Fremden“ (vgl. CLYNE 1992, 1). So ist die nationale Standardvarietät einer der wichtigen Träger der nationalen Identität in den Ländern, die sich ihre Sprache mit anderen Ländern teilen. Für das plurizentrische Konzept sind die strukturell-linguistischen Merkmale zwar nicht ganz ohne Bedeutung, eine entscheidende Rolle spielen aber die **soziologischen** Aspekte (vgl. dazu CLYNE 1992, 1–2).

Es gibt natürlich auch Konzepte, die die plurizentrische Auffassung anzweifeln. Das lauteste davon ist das pluriareale Konzept (zu seinen Vertretern gehört z. B. HERMANN SCHEURINGER, vgl. MARKHARDT 2005, 15). Es handelt sich um eine völlig andere Auffassung, die nicht wie der Plurizentrismus auf der **Standardsprache** basiert, sondern die historische **mundartliche** Ebene für entscheidend hält. Sie betont also strukturelle Merkmale, während beim Plurizentrismus die soziolinguistischen Aspekte im Zentrum stehen. AMMON (1996, 135–136) gelingt es allerdings, beide Konzepte in Einklang zu bringen, indem er vor-

schlägt, dass man den Terminus **plurizentrisch** bzw. **plurilingual** als Oberbegriff benutzen könne.

Die Zentren einer Sprache sind damit Teile ihres Gesamtgebiets, bei denen es sich entweder um Nationen (Plurilingualität) oder anderweitig definierte Regionen (Pluriregionalität) handeln kann. (AMMON 1996, 136)

Im Einklang mit dieser Synthese wird in Kapitel 6.5 der nationale Standard in regionale Standardvarietäten aufgeteilt und so wird die sprachliche Situation in den jeweiligen Ländern genauer beschrieben. Die jeweiligen deutschsprachigen Standardvarietäten werden im Folgenden in Einklang mit AMMON (1995, 95–97) als **nationale Standardvarietäten** des Deutschen bezeichnet und länderspezifisch (in unserem Fall nur Österreich und Deutschland) die **bundesdeutsche** und die **österreichische Standardvarietät** genannt.

4. Terminologisches

4.1 Sprache, nationale Standardvarietät, Dialekt

Für das plurizentrische Konzept ist es wichtig, zwischen den Termini **Sprache**, **nationale Varietät** und **Dialekt** zu unterscheiden: Jeder von ihnen trägt nämlich eine andere symbolische Funktion und einen anderen sprachlichen und sozialen Status. Die nationale Standardvarietät steht aus logischen Gründen zu Recht in der Mitte. Sie ist im Unterschied zum Dialekt kodifiziert und hat daher eine repräsentative, offizielle Funktion. Sie ist aber noch lange keine Vollsprache, da sie nicht über einen genügenden linguistischen Abstand zu anderen Varietäten verfügt (MUHR 2003, 193). In der alltäglichen Praxis verwischen natürlich die eindeutigen Grenzen. Von den Laienlinguisten werden die typischen Merkmale der fremden, manchmal aber auch der eigenen Standardvarietät manchmal sogar als dialektal bezeichnet. Das kann besonders bei kleineren oder weniger dominanten Ländern bis zur sprachlichen Identitätsunsicherheit führen (vgl. dazu MUHR 2003, 193).

Ebenso wie Sprachen sind auch alle nationalen Standardvarietäten (die Definition dazu s. oben) einer plurizentrischen Sprache vom Status

her gleichwertig. Es gibt allerdings immer eine einflussreichere Varietät, die **dominiert** (im Weiteren die D-Varietät) und sich zumeist auch eines größeren Prestiges erfreut; und dann die **anderen** Varietäten, die abgesehen davon, dass sie oft als prestigearmer empfunden werden, häufig auch über eine viel kleinere Anzahl an Sprechern verfügen (im Weiteren als A-Varietäten bezeichnet) (vgl. MUHR 2003, 204–205).

4.2 Varietät, Variante, Variable

Was verbirgt sich aber hinter dem Begriff Varietät? Deswegen wird hier die Terminologie von ULRICH AMMON (2005; 2006) verwendet, weil diese eine einfache und übersichtliche Unterscheidung bietet.

Eine Varietät ist nach AMMON (2006, 99) eine Menge von gemeinsamen **spezifischen** Merkmalen, die für die Sprechart einer bestimmten Gruppe¹ typisch sind und durch welche die Sprache einer solchen Gruppe Unterschiede bzw. Ähnlichkeiten zu anderen Varietäten aufweisen kann. Denn es gibt natürlich auch Merkmale, die varietätenübergreifend sind. Festmachen kann man aber eine Varietät erst anhand der Gesamtheit der spezifischen, also typischen Merkmale, die in das jeweilige sprachliche System einer bestimmten Sprechergruppe hineingehören. Die einzelnen spezifischen Merkmale heißen **Varianten**. Es kann sich dabei um einzelne Wörter, aber auch um Syntax, phonetische Merkmale usw. handeln.

Mindestens zwei unterschiedliche sprachliche Varianten mit der gleichen semantischen Bedeutung, die verschiedenen Varietäten angehören, bilden eine **sprachliche Variable** (vgl. AMMON 2006, 100). So sind zum Beispiel österreichischer *Topfen* und bundesdeutscher *Quark* zwei Varianten einer Variable mit der Bedeutung ‘aus saurer Milch hergestelltes, weißes, breiiges Nahrungsmittel’.²

¹ Bei AMMON (2005; 2006) genauso wie in dieser Arbeit stellt diese „Gruppe“ eine Nation dar, die Gruppe kann sonst aber auch vom Alter, Status usw. abhängen.

² <www.duden.de/rechtschreibung/>.

4.3 Spezifizierung der Termini Standardsprache, Umgangssprache, Dialekt

Schließlich müssen noch die Unterschiede zwischen dem terminologischen Trio Standard-, Umgangssprache und Dialekt skizziert werden, wie sie in diesem Aufsatz verstanden werden. Unser Verständnis dieser drei Termini entpricht weitgehend den Definitionen im *Österreichischen Wörterbuch* (2009, 803).

Die **Standardsprache** (bzw. Hochsprache oder Schriftsprache) ist die kodifizierte Varietät, die als allgemein (situationen- und regionenübergreifend) gültig und daher ummarkiert gilt. Sie wird zumeist schriftlich gebraucht, mündlich dann in offiziellen Situationen (Medien, Vorlesungen, feierliche Reden etc.).

Man könnte sich natürlich fragen, inwiefern ein gesprochener Standard existiert und es gibt auch zahlreiche linguistische Stimmen dazu, mit denen man sich an dieser Stelle aus Platzgründen nicht auseinandersetzen kann. Für diese Arbeit wird aus Gründen der einfachen Zuordnung bei der Auswertung empirischer Daten, die das Zentrum der Doktorarbeit bilden, davon ausgegangen, dass es einen gesprochenen Standard gibt und dieser in offiziellen, formellen Situationen verwendet wird sowie dass dieser in überregionalen Medien angestrebt wird und sich auf die kodifizierte Aussprache stützt. Wobei der gesprochene Standard von dem geschriebenen natürlich schon allein wegen seiner Gebundenheit auf den gegenwärtigen Moment ein wenig abweicht.

Die **Umgangssprache** kann man am schwierigsten definieren und es gibt zahlreiche Ansätze, die es versuchen. Auf diese kann hier nicht eingegangen werden. Für den empirischen Hauptteil dieser Arbeit sei festgehalten, dass sie als eine Sprachform verstanden wird, die sich stark an das System der Standardsprache anlehnt, dabei aber durchaus auch einige dialektale Merkmale aufnimmt. Ihr Gebrauch ist individuell, auch regional und sozial bedingt und ihre Verbreitung ist wesentlich großräumiger als die eines Dialekts. Neue Ansätze versuchen diese „graue Zone“ sowie die Stellung zwischen der vertikalen und horizontalen Ebene neu zu spezifizieren und zu definieren und sprechen z. B. über **regionale Standardvarietäten** (vgl. SPIEKERMANN 2006, 81–82).

Diese Termini werden im Folgenden gelegentlich synonym zur **Umgangssprache** benutzt, wenn ihr regionaler Charakter im Vordergrund stehen wird.

Schließlich ist der **Dialekt** (bzw. Mundart) eine primär mündlich verwendete Varietät, die in ihrer reinsten Form von wenig mobiler Dorfbevölkerung gesprochen wird bzw. wurde. Der Dialekt hat mit der Standardsprache gemeinsam, dass beide eindeutige Normen haben. Nur sind diese beim Dialekt in der Regel nicht kodifiziert. Durch die zunehmende Mobilität und den Einfluss der Medien gleichen sich jedoch kleinräumige Dialekte aus und bewegen sich dadurch auf der vertikalen Ebene in die Richtung Umgangssprache bzw. regionaler Standard.

5. Die Sprachmanagementtheorie

Die Theorie wurde von J. V. NEUSTUPNÝ und B. H. JERNUDD verfasst und von J. NEKVAPIL weiter ausgearbeitet. Sie stellt eine Fortsetzung und wesentliche Erweiterung der in der postkolonialen Zeit nicht mehr ausreichenden Sprachplanung dar (vgl. dazu NEKVAPIL 2006, 95). Die Theorie ist imstande, die gesprochene Sprache in vielen Aspekten zu beschreiben: In ihrem Fokus steht nämlich außer der üblichen Produktion und Rezeption im Diskurs auch und vor allem die metasprachliche Ebene. Sie bietet Mittel zur einfachen und doch exakten Beschreibung zu den Einstellungen zur Sprache, zum Umgang mit der Sprache, zum Sprechen über Sprechen usw. (In englischen Originaltexten unterscheidet man dementsprechend zwischen „generate“ ‘Sprachproduktion/Rezeption’ und „manage“ ‘Sprechen über Sprechen, Organisieren des Sprechens’, vgl. dazu NEKVAPIL/SHERMAN 2009, 9 und NEKVAPIL 2006, 97). Im Gegensatz zu der Sprachplanungstheorie arbeitet die Sprachmanagementtheorie (SMT) nicht nur mit der Makroebene (z. B. Diskussionen auf der institutionellen Ebene in Sachen Kodifizierung), sondern auch mit der Mikroebene (z. B. ein Gespräch zwischen zwei Freunden über die Aussprache eines Wortes). So werden beide Ebenen erstmals in einen einzigen theoretischen Komplex eingebunden und es

wird dadurch ermöglicht, beide mit den gleichen Mitteln zu beschreiben.

Das wichtigste Prinzip der SMT stellt der Bottom-up-Ansatz dar. Die Theorie geht also davon aus, dass die wirklichen Probleme immer auf der Mikroebene zu suchen sind und erst von hier zur Makroebene geleitet werden, um dann im Idealfall in Form von Lösungen der ursprünglichen Probleme wieder auf die Mikroebene zurückzukehren. Sie geht von der sprachlichen Wirklichkeit aus und postuliert dieses Verfahren als sinnvoll im Gegensatz zu beispielsweise Top-down-Ansätzen, die sie als unvollständig ansieht (vgl. NEKVAPIL 2006, 96).

Das Management auf der Mikroebene wird **einfaches Management** genannt und ist dadurch gekennzeichnet, dass die in Diskursen erschienenen Sprachprobleme gleich in jeweiligen (Teil-)Interaktionen gelöst werden, quasi „here and now“ (vgl. NEKVAPIL 2006, 97). Das **organisierte Management** dagegen betrifft zusätzlich noch die Makroebene. Der Prozess des organisierten Managements ist in der Regel ein langwieriges Verfahren, in welches je nach der Komplexität des Problems und der Sprachmanagementnetzwerke mehrere Institutionen mit einbezogen sind (vgl. NEKVAPIL 2006, 97–98).

5.1.1 Wichtige Faktoren des Sprachmanagements

Es gibt einige Faktoren, die bei jedem Sprachmanagementprozess, sprich auch bei jedem Gespräch, mit einfließen. In der ersten Reihe ist es die **Macht**. Es gibt immer Akteure, die im Moment mehr (oder weniger) Kraft zur Durchsetzung eigener Interessen haben. Ursachen hierfür können sozialer, ökonomischer, kultureller, persönlicher aber auch situativer Natur sein und können sich auch während des Gesprächs ändern.

Einen weiteren Faktor stellen die **Netzwerke** dar. Diese kann ein Staat bilden, eine Familie oder einfach zwei Personen innerhalb eines Gesprächs (vgl. NEUSTUPNÝ/NEKVAPIL 2003, 186).

Für das Sprachmanagement sind also nicht nur rein sprachliche Phänomene relevant. Die **linguistischen** Phänomene (z. B. Aussprache) sind in **kommunikative** (Situation, wo? wer? mit wem?) und diese in

soziokulturelle (soziale Schicht, Nationalität, Kultur etc.) Kontexte eingebunden (vgl. NEKVAPIL 2006, 100).

5.1.2 Der Sprachmanagementprozess

Der ganze Prozess (egal ob auf der Makro- oder Mikroebene) besteht aus vier Stufen und einer Vorstufe. Es müssen jedoch nicht alle auftreten, da der Prozess in jeder Phase abgebrochen werden kann, je nach der Art und dem Ziel der Interaktion.

0. Abweichung von der Norm bzw. Erwartung

Der Sprachmanagementprozess kann erst beginnen, wenn es zu einer Abweichung von der erwarteten Norm kommt. Dabei muss es sich keineswegs um eine kodifizierte Norm handeln, diese kann auch lediglich die Erwartung des Gesprächspartners repräsentieren. Dadurch ist diese nullte Stufe eher eine erste Voraussetzung eines Sprachmanagementprozesses.

1. Wahrnehmung (bzw. Bemerkung)

Es kann passieren, dass die Normabweichung gar nicht bemerkt wird und der Sprachmanagementprozess dann nicht beginnen kann. Erst wenn die Abweichung bemerkt wird, kann die nächste Phase auftreten.

2. Bewertung

Nach der Wahrnehmung wird die Normabweichung positiv, negativ oder neutral bewertet. Vielmehr als mit einem klaren Plus oder einem klaren Minus muss man in manchen Fällen mit einem unscharfen Kontinuum rechnen. Wichtig ist aber: Wenn bewertet wird, setzt sich der Prozess fort.

3. Korrekturplan, Maßnahmen

In dieser Stufe werden entsprechende Maßnahmen zur Beseitigung des Problems unternommen – oder auch nicht.

4. Implementierung

Die Implementierung stellt die letzte Stufe dar. Falls der ganze Prozess stattgefunden hat, wird die in der dritten Stufe vorgeschlagene Korrektur vom Gesprächspartner akzeptiert. Nicht immer gelangt man aber – besonders im alltäglichen Gespräch – bis zu dieser letzten Stufe.

Zum besseren Verständnis des Sprachmanagementverlaufs füge ich im Folgenden eine veranschaulichende Graphik hinzu:

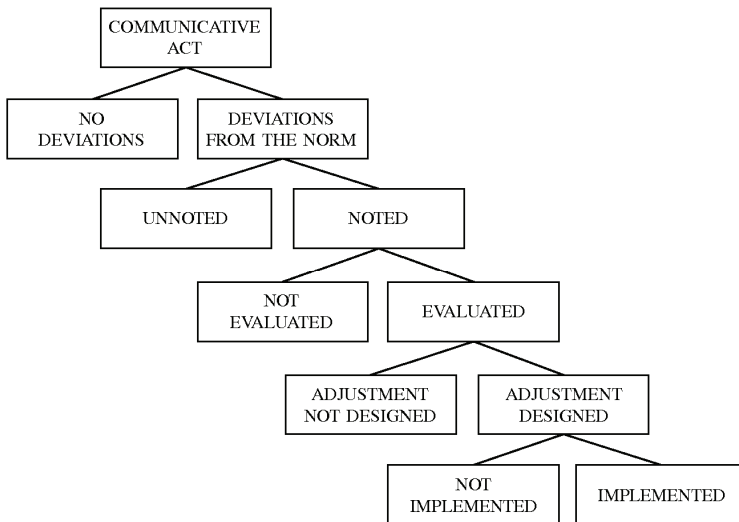


Abb. 1: Schematische Darstellung des einfachen Sprachmanagementprozesses (aus NEKVAPIL/SHERMAN 2009, 3)

Die Sprachmanagementtheorie wurde hier als theoretische Grundlage und außerdem als Analysemethode vor allem zum Auswerten von Gruppengesprächen gewählt, da die SMT dank ihrer Mittel sowie der genauen Vorgehensweise zur Beschreibung von Prozessen im Diskurs gut geeignet ist. Außer zur Analyse war sie allerdings bereits bei der

Fertigstellung des Fragebogens von Bedeutung. Es wurde dabei nämlich nach den einzelnen Stufen des Sprachmanagementprozesses vorgegangen und es wurde versucht, möglichst alle abzufragen.

5.2 Wahrnehmungsdialektologie

An dieser Stelle sei kurz erwähnt, dass sich die Dissertation und besonders die freien Gruppengespräche (s. unten) auch auf einige Methoden der Wahrnehmungsdialektologie und der Spracheinstellungsforschung stützen. Schon allein die Tatsache, dass nicht nur nach subjektiven Äußerungen, sondern auch nach ihren Gründen und Motivationen gesucht wird und unsere Überzeugung, dass die Varietäten – an und für sich abstrakte Konstrukte – im Alltag zum wichtigen Identifikationsmittel werden, liegen der *perceptual dialectology* nahe (vgl. dazu ANDERS 2010, 22–54). Es werden allerdings nicht alle ihre Untersuchungsmethoden konsequent verwendet, wie sie von PRESTON (vgl. dazu z. B. 1982), der die Wahrnehmungsdialektologie um die „Fragen der laienlinguistischen Raumvorstellung und der damit verbundenen Stereotypisierungen“ (ANDERS 2010, 34) erweitert hat, eingeführt wurden (*mental maps, correct* und *pleasant* usw., vgl. dazu ANDERS 2010, 35). In diesem Aufsatz wird die *perceptual dialectology* allerdings noch keine bedeutende Rolle spielen, denn sie wird erst bei der Analyse von Gruppengesprächen eingesetzt, die es in der Zeit der Verfassung dieses Aufsatzes noch nicht gab. Aus diesen Gründen sowie aus Platzgründen wird hier dieser theoretische Ansatz nicht weiter erörtert.

6. Datenerhebung

Die Datenerhebung wird sich über ca. zwei Jahre erstrecken. Sie erfolgt mittels quantitativer sowie qualitativer Methoden. Zu den quantitativen zählt der Fragebogen, der bereits online steht, zu den qualitativen Follow-up-Interviews und Gruppengespräche.

6.1 Fragebogen

Der Fragebogen hat zwei Versionen: eine für Österreicher und eine für Deutsche. Beide sind gleich aufgebaut, der einzige Unterschied besteht in den Fragen, die Antworten auf die Wahrnehmung der jeweils anderen Varietät erfahren möchten. Der Fragebogen stellt sich aus 18 Untersuchungsfragen zusammen, die ausgehend vom plurizentrischen Konzept nach der Wahrnehmung und Bewertung der nationalen Standardvarietäten fragen, und einigen ausführlichen Fragen zur Biographie der Gewährspersonen (im Folgenden zumeist GP). Diese sind nötig, um festzustellen, inwiefern jede GP erfahrungs- oder vorurteilsgestützt (s. Kap. 2) ist. Alle Untersuchungsfragen sind prinzipiell geschlossene Fragen, um ein schnelles Ausfüllen und Auswerten zu ermöglichen. Bei jeder Frage besteht aber auch die Möglichkeit, einen eigenen Kommentar zu hinterlassen. Der Fragebogen wurde so aufgebaut, dass er alle Stufen des Sprachmanagementprozesses (s. oben) abfragt, gleichzeitig von allgemeinen Fragen zur Wahrnehmung der österreichischen und bundesdeutschen Varietät über verschiedene sprachliche Ebenen bis zur Höflichkeitsproblematik gelangt und so die eigentliche Absicht der Untersuchung nicht verrät. Er stellt Fragen zum Sprachwissen aber auch zu Sprachvorurteilen, in geringerem Maße auch zum Sprachgebrauch. Es wird nämlich von Interesse sein, ob die allgemeinen Angaben über das Sprachwissen dem Sprachgebrauch entsprechen. Eventuell kann durch den Sprachgebrauch auch eine falsch angegebene Herkunft der GP festgestellt werden sowie der eventuelle individuelle Sprachwandel bei erfahrungsbasierten GP. Die Fragebögen sind anonym und werden auch als solche behandelt. Es wird eine Anzahl von 200–300 ausgefüllten Fragebögen pro Land angestrebt. Zur Veranschaulichung siehe die PDF-Version des Fragebogens im Anhang.

Zu Zwecken dieses Aufsatzes wurden 53 (30 deutsche und 23 österreichische) bisher eingegangene Fragebögen ausgewertet, von diesen die Fragen 1–4. Alle 18 Fragen zu behandeln würde den Umfang und die Möglichkeiten dieses Aufsatzes sprengen. Außerdem weisen die ersten vier Fragen trotz der noch kleinen Anzahl an Fragebögen markante und interessante Ergebnisse auf und bilden eine einheitliche

Gruppe von allgemeinen Einstiegsfragen zur Wahrnehmung und Bewertung nationaler Standardvarietäten.

6.2 Gesprächsgruppen und spontane Sprachdaten

Das Ziel der Gruppengespräche ist es, in der Praxis genauer zu sehen, wie die Kommunikation zwischen Österreichern und Deutschen abläuft, welche sprachlichen Phänomene angesprochen werden und wie sie wahrgenommen und bewertet werden. Die Ergebnisse werden mit den Angaben im Fragebogen sowie in den Follow-up-Interviews verglichen. Weiter wird von Interesse sein, welche Sprachmanagementprozesse bei verschiedenen Gruppenkonstellationen ablaufen werden. Es wird daher versucht, möglichst viele Gruppenkombinationen zusammenzustellen, wie z. B. folgende: vorurteilsgestützte Deutsche und Österreicher, erfahrungsbasierte Deutsche und Österreicher, vorurteilsbasierte Deutsche und erfahrungsgestützte Österreicher usw. Es sollten allerdings mindestens zehn solcher Gruppen zustande kommen. Die Gruppen werden aus zwei bis max. fünf Personen bestehen und die Gespräche sollten nicht länger als 90 Minuten dauern. Die wahre Absicht des Gesprächs wird den GP nicht verraten, sie erfahren lediglich, dass es sich um das Hochdeutsch handelt. Die Gespräche sollen möglichst ungesteuert und in lockerer Atmosphäre ablaufen und werden aufgenommen. Falls die Konversation doch ins Stocken geraten sollte oder vom Thema abzuweichen drohen würde, wird die Interviewerin einige engere Themenbereiche parat haben, wie z. B.: Was bedeutet Hochdeutsch für Sie? Wann soll man es sprechen? Was sind seine typischen Merkmale? usw. Diese Interaktionen waren zur Zeit der Verfassung dieses Aufsatzes erst in Planung und werden hier deswegen nicht vorgestellt. Die Analyse erfolgt nach qualitativen Prinzipien und erhebt daher keine Ansprüche auf Repräsentativität.

6.3 Follow-up-Interviews

Im Anschluss an die Online-Umfrage und die Gruppengespräche werden mit den GP Follow-up-Interviews geführt, die eine möglichst komplette Ergänzung der im Fragebogen erhobenen Daten ergeben sollen. In diesen Interviews, die auf ein Diktiergerät aufgenommen werden, werden den GP einige Ergänzungsfragen sowie weitere offene Fragen gestellt, die im Fragebogen nicht gut erhoben werden konnten bzw. in den Gruppengesprächen ungeklärt blieben. Es wird keineswegs der Anspruch erhoben, alle 600 GP aufzunehmen. Es wird aber angestrebt, dieses Interview mit allen Gruppengespräch-Teilnehmern zu führen. Es wird sich daher wieder um qualitative Daten handeln. Diese Gespräche werden meistens unmittelbar nach den Gruppengesprächen aufgenommen.

6.4 Gewährspersonen

Gewährspersonen können alle Muttersprachler aus Deutschland und Österreich werden, die 18 Jahre und älter sind und fachlich nicht explizit mit dem Plurizentrismus zu tun haben.

Die Gewährspersonen werden in allen Phasen der Datenerhebung in vier große Gruppen aufgeteilt: Erfahrungsbasierte aus Deutschland und Österreich und Vorurteilsgestützte aus Österreich und Deutschland. Außerdem wird folgende Aufteilung nach Altersgruppen geplant:³

18–28: Junge Leute, sehr wahrscheinlich noch ohne Kinder. Leute in diesem Alter würden in der Regel studieren, sich in einer Ausbildung befinden bzw. ihre berufliche Laufbahn beginnen.

29–45: Arbeitende Leute, die eventuell kleine bis pubertäre Kinder haben. Die Leute stehen in der Regel inmitten ihrer beruflichen Laufbahn.

³ Es kann sein, dass diese Aufteilung noch modifiziert wird. Im Moment und auch nach dem Auswerten erster Ergebnisse scheint sie aber so plausibel zu sein.

46–65: Ältere arbeitende Leute. Falls diese GP Kinder haben, würden diese schon relativ groß bis erwachsen sein.

66+: Pensionierte Menschen, die nicht mehr arbeiten und höchstwahrscheinlich bereits langsam Großeltern werden.

Beruf sowie Geschlecht werden zuerst einmal keine Rolle spielen, es sei denn, sie würden sich im Laufe der Datenerhebung als ein signifikantes Kriterium erweisen. Es wird damit gerechnet, dass unterschiedliche Alterskategorien sowie vorurteils- und erfahrungsbasierte Gruppen unterschiedlich groß sein werden. Es wird allerdings angestrebt, dass sie in jedem Land eine ungefähr gleiche Anzahl an GP haben.

6.5 Das sprachliche Gebiet

Das sprachliche Gebiet, das untersucht wird, ist ganz Deutschland und Österreich. Es wird bei der Datenerhebung zwar nicht besonders darauf geachtet, dass die Fragebögen in beiden Ländern in allen Bundesländern gleichmäßig verteilt sind. Allerdings wird versucht, Antworten von GP aus allen jeweiligen Bundesländern zu integrieren. Bei der definitiven Auswertung wird dann auch die regionale Herkunft von großem Interesse sein, v. a. was die regionale Varietätengliederung innerhalb der jeweiligen Staaten betrifft. In Deutschland erweist sich hier das Nord-Süd-Gefälle als signifikant, in Österreich dagegen die Ost-West-Aufteilung.

6.5.1 Deutschland

Im Falle Deutschlands sprechen manche Forscher von mehreren **regionalen Standardvarietäten** (vgl. dazu SPIEKERMANN 2006, 81–82). Dieser Auffassung nach bestehen die augenfälligsten Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands. Daher spricht man auch vom süddeutschen (bzw. noch differenzierter von südwestdeutschen/südostdeutschen Standards) und vom norddeutschen Standard. Nach diesem Muster gebe es also mindestens zwei regionale Standards, die gleichwertig seien und je nach Region verwendet werden. Allerdings übt die norddeutsche Varietät einen viel größeren Ein-

fluss auf Medien, Kodifizierung und so auch auf die ganze BRD aus (und über die Landesgrenzen hinaus). Deswegen kann man in diesem Fall von einer dominierenden (D-)Varietät sprechen. Für den süddeutschen Standard würde sich dann die Bezeichnung andere (A-) Varietät eignen (vgl. dazu MUHR 2003, 205–207). Den unterschiedlich starken Machtfaktor bestätigt die größere Akzeptabilität des norddeutschen Standards, den auch der *Duden* widerspiegelt. Im *Duden* wird der süddeutsche Wortschatz, der dort zum Standard gezählt wird, im Vergleich zu den norddeutschen Ausdrücken oft als markiert angeführt. So wird z. B. das Lemma *Marille* mit „landsch.“ versehen, dafür bleibt aber *Aprikose* (vgl. Duden 2007, 167) ohne Markierung als norddeutsch. Ähnlich wird mit dem Hinweis zu den Hilfsverben bei *sitzen* umgegangen (vgl. Duden 2007, 1549).

6.5.2 Österreich

Auch österreichischer Standard lässt sich regional unterteilen: Rein strukturalistisch gesehen, finden wir in Österreich zwei Basisdialekte – Alemannisch und Bairisch – und diese bestimmen zusammen mit der geographischen Lage des Zentrums am meisten den Charakter der Unterteilung der Standardsprache. Das dialektale Substrat des einflussreicheren Ostens ist von bairischen Dialekten (überwiegend mittelbairisch, weniger südbairisch) geprägt. Der Westen dagegen, vor allem Vorarlberg, wo alemannische Dialekte vorherrschen, aber auch Tirol mit südbairischer Prägung, bildet eine andere sprachliche Region (vgl. MUHR 1996, 227). Zu dieser Tatsache trägt natürlich auch eine größere Entfernung von der einflussreichen Hauptstadt bei sowie die Abgeschlossenheit durch hohe Berge. Die Einflüsse aus der Hauptstadt, die auf der standardsprachlichen Ebene das Sagen hat, verbreiten sich über Niederösterreich bis in die Steiermark nach Süden sowie Burgenland im Osten (vgl. WIESINGER 1997, 25) und bis nach Salzburg in den Westen, an der Grenze zum bergigen Tirol nehmen sie abrupt ab. Diese natürliche geographisch-dialektale Aufteilung Österreichs ließ mit dem erhöhten Bedarf nach dem Standard zwei regionale Standardvarietäten mit unterschiedlicher Dominanz entstehen: die ostösterreichische D-

Varietät und die westösterreichische A-Varietät. WIESINGER (1997, 25–26) nennt diese zwei großräumigen Regionalsprachen im Osten und Westen Österreichs „Verkehrsdialekte“; MUHR (1996, 227–228) benennt sie dann „Innen-Standards“ oder „Innenvarianten“. Mit der Auffassung stimmen wir überein, behalten aber aus Gründen der Vergleichbarkeit mit der deutschen Situation und der größeren Transparenz halber den Terminus **regionale Standardvarietäten** bei, denn er fasst unserer Meinung nach die wichtigsten Eigenschaften dieser Varietäten zusammen: Sie sind an eine bestimmte (großräumige) Region gebunden und üben dort die Funktion eines unmarkierten, neutralen Standards aus.

6.6 Die Sprachpraxis

Nachdem das Erhebungsgebiet eingeschränkt wurde, erscheint es nötig, sich die Spezifika des untersuchten deutschsprachigen Raumes kurz anzusehen, denn diese werden sich wahrscheinlich auch auf die Ergebnisse auswirken. Allgemein lässt sich sagen, dass es in den letzten ca. 70 Jahren zu einem starken Dialektabbau in seiner alten Form kam, sowohl in Deutschland als auch in Österreich. Hier müssen wir allerdings nicht national, sondern regional unterscheiden. In Norddeutschland und teilweise auch in Mitteldeutschland ging die Entwicklung stark in Richtung am Standard angelehnte Umgangssprache oder sogar Standardsprache im Alltag. Die ursprünglichen plattdeutschen Dialekte werden immer weniger an Kinder weitergegeben und wenn, bleibt ihr Gebrauch überwiegend auf die Privatsphäre oder bestimmte Situationen beschränkt (vgl. WIESINGER 1997, 29). Zwischen den diskreten Einheiten Dialekt-Standardsprache besteht kaum ein Kontinuum, die Dialekte weisen einen großen strukturellen Abstand zum bundesdeutschen Standard auf, so dass es sogar eine große wissenschaftliche Diskussion gibt, ob Plattdeutsch eine eigenständige Sprache oder bloß ein norddeutsches Dialekt-Bündel sei (vgl. dazu z. B. LESLE 2015, 693–741). Das fließende Kontinuum besteht also erst zwischen der Umgangssprache und dem Standard.

In Süddeutschland und in Österreich (bis auf größere Städte, allen voran in Wien) ist der Dialektschwund noch nicht so stark fortgeschritten. Daher werden in nicht allzu offiziellen Situationen entweder ein (großräumiger) Dialekt bzw. eine regionale Umgangssprache verwendet, die je nach Situation stärker an den Dialekt oder an den Standard angelehnt ist. Das Kontinuum zwischen den beiden Extrempolen (Dialekt-Standardsprache) bleibt hier nach wie vor erhalten. Nach dem *Österreichischen Wörterbuch* (2009, 804) sei ein fast übergangsloser Wechsel von einer Sprachschicht zur anderen typisch für österreichische Sprecher (allerdings bezieht sich dies hauptsächlich auf Ostösterreicher, s. oben). WIESINGER (1997, 30) bezeichnet dies als **Polyglossie** bzw. **innere Mehrsprachigkeit**.

Bemerkenswert ist, dass die mehr oder weniger dialektgeprägte Umgangssprache im Süden des deutschsprachigen Gebiets einen ziemlich hohen Status besitzt, weil sie auch in relativ formellen Situationen verwendet werden darf, und zwar von Personen, die als höher gestellt gelten (vgl. WIESINGER 1997, 32–33). Dieses Phänomen wird in dieser Untersuchung von großem Interesse sein, denn es kann eine Erklärung für die vermeintlich unterschiedliche Wahrnehmung des Hochdeutschen seitens der Österreicher und Deutschen sein.

Außerdem ergibt sich aus der oben beschriebenen Situation unsere Vermutung, dass in Süddeutschland und Österreich gewisse Ähnlichkeiten in Wahrnehmung des Standards und Dialekts bzw. der Umgangssprache bestehen und wir möchten uns genauer anschauen, warum dem so ist bzw. nicht ist und inwieweit sich die nationalen, regionalen und überregionalen Gegebenheiten auf die Wahrnehmung der GP auswirken.

7. Vorannahmen

Ehe zur Analyse übergegangen wird, seien hier kurz die Vorannahmen aufgeführt, auf denen aufbauend die Forschungsfragen und der Fragebogen entstanden sind. Die meisten haben ihren Ursprung in den bereits durchgeführten Untersuchungen (vgl. dazu z. B. MUHR 2003, 206–207;

1995, 208–234; 2001, 87–109), teilweise basieren sie auch auf eigener Erfahrung. Es sind folgende, teilweise etwas provokant formulierte Thesen:

- Ein Österreicher sowie ein Deutscher fällt in dem jeweils anderen Land aufgrund seines sprachlichen Ausdrucks auf.
- Deutsche verstehen das österreichische Deutsch weniger als Österreicher das bundesdeutsche Deutsch und tendieren dazu, das nicht verstandene als falsch oder dialektal zu bezeichnen.
- In Zweifelsfällen wird das bundesdeutsche Deutsch in der Regel als besseres Deutsch bezeichnet. Bei Deutschen aus den oben genannten Gründen, bei Österreichern wegen gewisser Unsicherheit bezüglich der Normen der eigenen Standardvarietät.
- Österreichisches Deutsch wird von Deutschen eher positiv bewertet, allerdings eher als ein Dialekt.
- Bundesdeutsches Deutsch wird von Österreichern in der Regel eher negativ bewertet.
- Österreicher passen sich den Deutschen in der Kommunikation sprachlich vermutlich häufiger an als umgekehrt.
- Österreicher sprechen höflicher im öffentlichen Bereich oder im unbekanntem Umfeld, im Privaten sind sie aber oft direkter als Deutsche.
- Die Unterschiede zwischen dem bundesdeutschen und österreichischen Deutsch auf der Ebene der Pragmatik können zu Missverständnissen führen.
- Abtönungspartikeln und Konjunktiv werden unterschiedlich verwendet, was ebenfalls zu Missverständnissen führen kann.

Wie oben erwähnt, bestimmten diese etwas klischeehaften Thesen den Aufbau des Fragebogens, um auch die Vorurteile der GP unter die Lupe zu nehmen. Von Interesse werden sie auch in den ungesteuerten Gruppengesprächen sein: ob sie überhaupt auftauchen, in welchem Kontext und wie sie in der konkreten Situation zu interpretieren sein werden.

8. Analyse vierer Fragebogenantworten

Zu Zwecken dieser Probeanalyse wurden alle vollständig und nach Angaben ausgefüllten Fragebögen benutzt, die bis zum 19. September 2014 eingegangen sind. Von den deutschen Befragten waren es 30, von den österreichischen 23. Es wurden insgesamt 4 Fragen analysiert – solche, die trotz der niedrigen und auch unterschiedlichen Zahl der GP pro Land bereits signifikante und interessante Ergebnisse aufweisen. Es handelt sich um allgemeine Fragen, die den Stufen des Sprachmanagementprozesses **Wahrnehmung** und **Bewertung** entsprechen.

Bei dieser Auswertung, anders als dem in der Doktorarbeit sein wird, wurden die Antworten noch nicht nach Alterskategorien und regionaler Herkunft sortiert. Einer der Gründe hierfür war die geringe Anzahl an Antworten sowie das unterschiedliche Verhältnis zwischen den jeweiligen Gruppen in den beiden Ländern. Um aber zumindest ein grobes Bild davon zu entwerfen, von wem die hier ausgewerteten Antworten stammen, sei hier eine kleine Statistik bezüglich des Alters und des Geschlechts der GP erwähnt:

Aus Österreich nahmen an der Umfrage 15 Männer und acht Frauen teil. Davon sind 14 GP zwischen 29 und 45 Jahren, sieben im Alter von 46–65 und zwei sind über 65. In der Kategorie 18–28 befand sich niemand.

Aus Deutschland waren es 15 Frauen und 15 Männer, davon sind 19 Personen zwischen 18 und 28, acht von 29 bis 45 und drei zwischen 46 und 65. Hier befanden sich wiederum keine GP in der ältesten Alterskategorie. Die Altersspektren waren also um eine Altersgruppe verschoben und es ist uns daher bewusst, dass sich dies auf die Ergebnisse ausgewirkt haben mag. Auch mit Rücksicht auf dieses Ungleichgewicht wurden für diese Probeanalyse lediglich die vier allgemeinen Fragen gewählt.

Die erste ausgewertete Frage ist zugleich die erste Frage des Fragebogens und gehört in den Bereich der Wahrnehmung. Sie lautet: „Erkennen Sie, dass jemand Österreicher oder Deutscher ist?“

Die Antworten für Österreich fielen folgendermaßen aus:

1. a) Erkennen Sie, dass jemand Österreicher oder Deutscher ist?

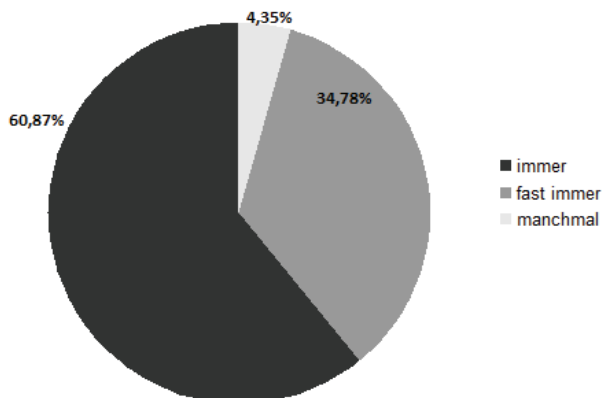


Abb. 2: Österreichische Antworten auf die Frage: „Erkennen Sie, dass jemand Österreicher oder Deutscher ist?“

14 Personen, also die Mehrheit von 60,87 %, gaben an, dass sie immer erkennen, ob jemand aus Österreich oder Deutschland stammt. Acht Personen (34,78 %) behaupten das **fast immer** erkennen zu können und nur eine Person (4,35 %) ist sich **manchmal** etwas unsicher. Es gibt aber niemanden, der ganz große Schwierigkeiten mit der Erkennung der Nationalität der Deutschen und Österreicher anhand des Gesprochenen zu haben glaubt und **eh**er nicht oder **nie** angekreuzt hat.

In Deutschland fielen die Ergebnisse anders aus:

1. a) Erkennen Sie, dass jemand Österreicher oder Deutscher ist?

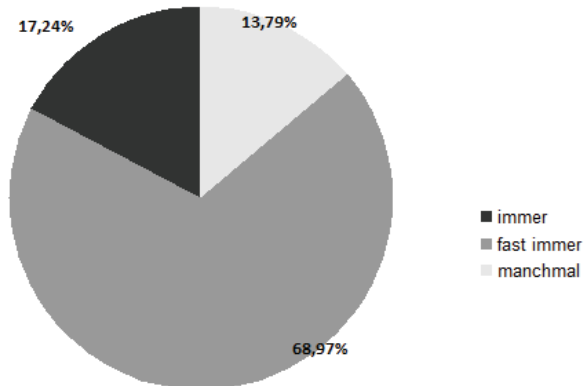


Abb. 3: Deutsche Antworten auf die Frage: „Erkennen Sie, dass jemand Österreicher oder Deutscher ist?“

Auch deutsche Befragte bewegen sich mit ihren Antworten auf dem Spektrum **immer**, **fast immer** und **manchmal**, sind generell aber etwas unsicherer. Wo in Österreich die absolute Sicherheit vorherrschte, behaupten nur 17,24 % (fünf Personen), die Varietäten anhand des Gesprochenen **immer** auseinander halten zu können. Dafür geben 20 GP (68,97 %) an, dass sie es **fast immer** erkennen würden. Die Antwort **manchmal** haben vier Deutsche (13,79 %) angekreuzt.

Wäre diese Selbsteinschätzung der GP eine messbare Tatsache, würden diese Unterschiede auf die These hinweisen, dass Österreicher und Deutsche im jeweils anderen Land erkannt werden würden. Hiermit wird allerdings lediglich die Annahme der GP bestätigt, dass sie **ihnen** auffallen würden. Vor allem zeigt sich aber, dass in Köpfen der Muttersprachler trotz aller regionalen Unterschiede ein gewisses Bild nationaler Varietäten existiert. Zweitens deutet das Ergebnis an, dass Deutsche die nicht eigene Varietät im Vergleich zu Östreichern weniger kennen und überhaupt weniger über die nationale Standardvariation

wissen. Das ist natürlich vor allem durch Medien gegeben. Während die bundesdeutsche Fernsehstimme zum österreichischen Alltag gehört, kennt der durchschnittliche Deutsche das österreichische Deutsch nur aus vereinzelt bundesdeutschen Sendungen. Interessant wäre, sich genauer anzuschauen, ob es bei dieser Frage auch bedeutende Unterschiede zwischen dem Norden und Süden Deutschlands gibt. Dies wird aber erst in der Doktorarbeit ausführlich untersucht.

Als interessant, gerade im Zusammenhang mit der Fokussierung der Doktorarbeit auf die pragmatische Ebene und die Wahrnehmung der Höflichkeit, erscheint auch die auf die erste Frage gleich anknüpfende Ergänzungsfrage: „Falls Sie es erkennen, woran?“ Die österreichischen GP antworteten wie folgt:

1. b) Falls Sie es erkennen, woran?

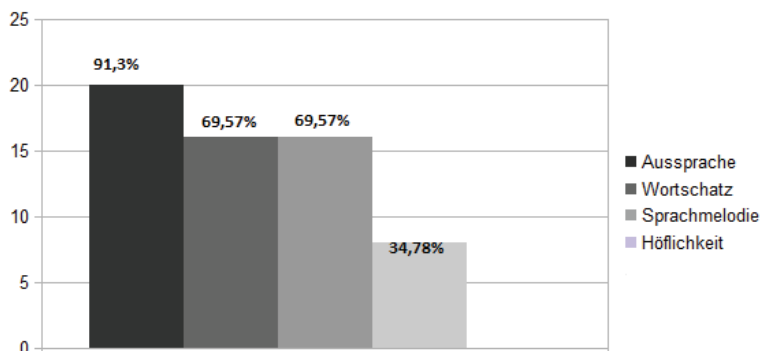


Abb. 4: Österreichische Antworten auf die Frage: „Falls Sie es erkennen, woran?“

Die deutschen GP antworteten folgendermaßen:

1. b) Falls Sie es erkennen, woran?

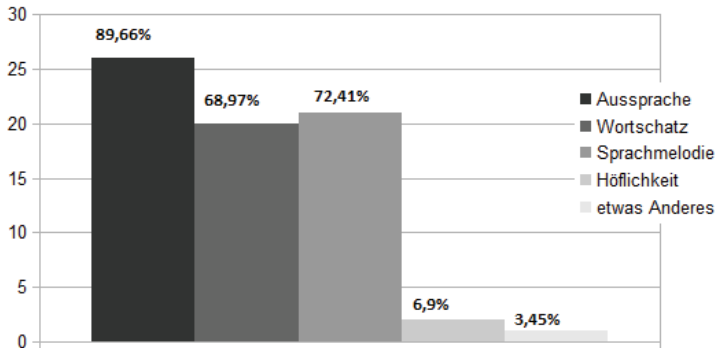


Abb. 5: Deutsche Antworten auf die Frage: „Falls Sie es erkennen, woran?“

Während der Prozentsatz bei Aussprache, Wortschatz und Sprachmelodie in den beiden Fällen sehr ähnlich ausfällt, macht sich der Unterschied in der Wahrnehmung der **Höflichkeit** bemerkbar. Acht Österreicher (beinahe 35 %) geben an, dass auch dieser Faktor für sie bei der Herkunftserkennung eine signifikante Rolle spielt, bei den Deutschen sind es nur zwei Gewährspersonen. Dieses Ergebnis impliziert, dass es gewisse (stereotype) Vorstellungen vom „Höflichkeitsgebrauch“ geben könnte, diese aber nur für Österreicher wirklich von Bedeutung sind. Warum dem so ist? Dafür liefert das Ergebnis keine Antwort und es wird nötig sein, diese Frage in Follow-up-Interviews zu behandeln. An dieser Stelle lassen sich lediglich Vermutungen äußern: Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass sich Österreicher in der Regel mehr oder weniger im Rahmen eines für Deutsche zulässigen „Höflichkeitsspektrums“ bewegen und dadurch nicht auffallen. Deutsche Sprecher fallen aber aus dem Höflichkeitsspektrum der Österreicher raus, sei es bei der oberen oder unteren Grenze. Es ist allerdings auch eine andere Erklärung möglich: Nämlich dass Deutsche auf den unterschiedlichen Gebrauch der Höflichkeit bei Österreichern wenig achten, weil für sie be-

reits die andere Aussprache, der Wortschatz usw. bereits signifikant genug sind. Österreicher, die durch Medien an das bundesdeutsche Deutsch gewöhnt sind, konzentrieren sich dann vielleicht eher auf feinere Aspekte. Und schließlich ist es auch möglich, dass Phänomene, die von Österreichern als Höflichkeitsmerkmale bezeichnet werden, in Wirklichkeit einer anderen sprachlichen Ebene (z. B. Aussprache/Klang) angehören und stark negativ bzw. positiv bewertet werden und infolge dessen lediglich der pragmatischen Ebene zugewiesen werden. Dass also jemand beispielsweise denkt (ein illustrierendes ausgedachtes Beispiel): „So, wie er spricht, hört sich sehr schön korrekt und höflich an.“ Es besteht die Hoffnung, dass Gruppengespräche und Einzelinterviews hier mehr Klarheit bringen.

Kommen wir nun zu den Antworten auf die Fragen 3 und 4. Sie fragen danach, was ein durchschnittlicher Deutscher und Österreicher im Alltag spricht. So gelangen wir zu der zweiten Stufe des Sprachmanagementprozesses, zu der Bewertungsstufe.

Auf die Frage „Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Österreicher im Alltag spricht?“, gaben Österreicher folgende Antworten:

3. Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Österreicher im Alltag spricht?

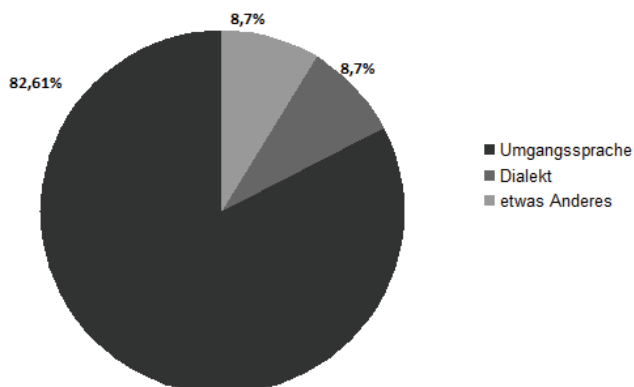


Abb. 6: Österreichische Antworten auf die Frage: „Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Österreicher im Alltag spricht?“

Die absolute Mehrheit von 19 Personen (82,61 %) wählte die Möglichkeit **Umgangssprache**, nur jeweils zwei Österreicher (8,7 %) kreuzten **Dialekt** oder **etwas Anderes** an. Wobei bei Kommentaren zu der Antwort **etwas Anderes** stand, dass man je nach dem Gesprächspartner und der Situation vom Dialekt bis zum intendierten Hochdeutsch bzw. gehobener Umgangssprache variiert. Diese Befragten konnten sich also nicht entscheiden, was die typische Kommunikation im Alltag sei. Sie bestätigen hiermit aber WIESINGERS These über die innere Mehrsprachigkeit (vgl. oben, S. 8).

Die deutschen Antworten zu derselben Frage fielen sehr anders aus:

3. Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Österreicher im Alltag spricht?

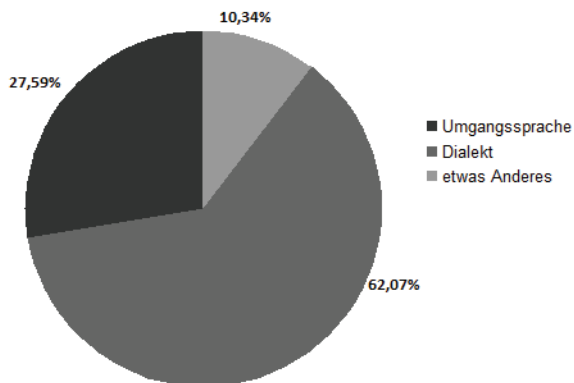


Abb. 7: Deutsche Antworten auf die Frage: „Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Österreicher im Alltag spricht?“

Von den deutschen Gewährspersonen sprechen 27,59 % (acht Leute) den Österreichern die **Umgangssprache** im Alltag zu, für ganze 62,07 % (18 GP) handelt es sich um einen **Dialekt**, drei Personen (10,34 %) bezeichnen dies als **etwas Anderes**. Interessanterweise erwähnen sie in den Kommentaren dazu sogar Hochdeutsch, wenn auch mit dialektalem bzw. starkem Akzent.

Bis auf die insgesamt fünf Personen (Summe aus den beiden Ländern), die den Österreichern zumindest in manchen Situationen sogar die Hochsprache zuschreiben, und sich dadurch relativ einig sind, ergeben sich in der Einordnung der österreichischen Alltagssprache im Vergleich große Unterschiede. Die Zahlen lassen vermuten, dass sich die Angaben **Umgangssprache** bei österreichischen GP (82,61 %) und **Dialekt** zusammen mit **Umgangssprache** bei deutschen GP (62,7 % plus 27,59 %) zumindest teilweise decken. Dies würde die Annahme bestätigen, dass für Deutsche alle anderen Varietäten, die von dem ihnen bekannten Standard bzw. ihrer Umgangssprache abweichen, als Dialekt bezeichnet werden. Was sich natürlich unter anderem daraus ergibt, dass man in Deutschland als Sprecher der D-Varietät nicht so oft in Kontakt mit dem österreichischen Deutsch kommt und dieses dann kaum kennt. Die Österreicher selbst sind dabei fast einstimmig davon überzeugt, dass Österreicher im Alltag kaum Dialekt sprechen.

Und wie sprechen laut Österreichern Deutsche im Alltag?

4. Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Deutscher im Alltag spricht?

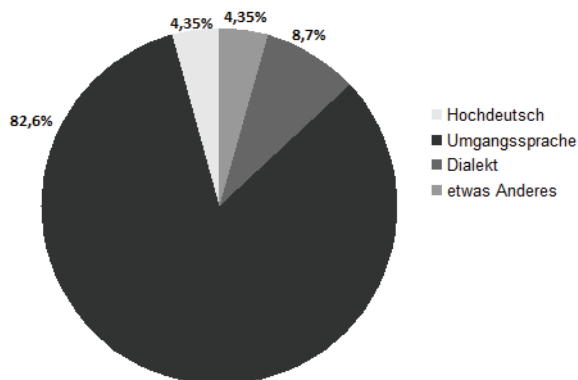


Abb. 8: Österreichische Antworten auf die Frage: „Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Deutscher im Alltag spricht?“

Genauso wie bei sich selbst spricht die absolute Mehrheit, also 82,6 % (19 GP), den Deutschen die **Umgangssprache** im Alltag zu. Eine Person (4,35 %) nennt dies sogar **Hochdeutsch**. Interessanterweise denken auch genauso viele Österreicher wie bei der Selbsteinschätzung – 8,70 % (zwei GP) –, dass Deutsche im Alltag einen **Dialekt** sprechen. Eine Person erwähnt dann unter **etwas Anderes**, dass es wohl auch in Deutschland regionale Unterschiede gebe.

Die Deutschen denken von sich selbst Folgendes:

4. Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Deutscher im Alltag spricht?

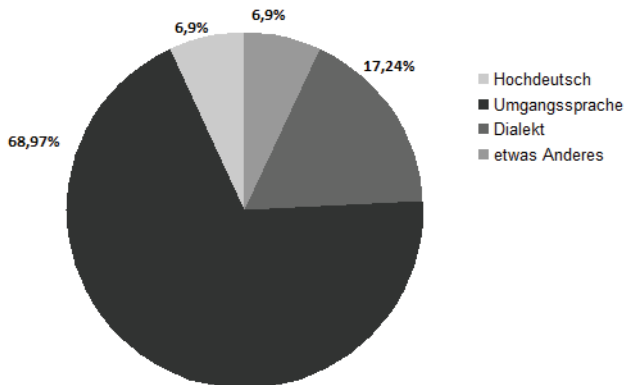


Abb. 9: Deutsche Antworten auf die Frage: „Wie würden Sie das benennen, was ein typischer Deutscher im Alltag spricht?“

Auf den ersten Blick wird klar, dass Deutsche sich selbst ganz anders einschätzen, als sie das bei den Österreichern getan haben. Fast genauso viele, die Österreicher als zumeist Dialektsprecher bezeichnet haben (68,97 %, also 20 GP), schreiben den Deutschen **Umgangssprache** im Alltag zu. Ein relativ hoher Prozentsatz 17,24 % (fünf GP) wählt für Deutsche die Möglichkeit **Dialekt**. Interessanterweise ist es mehr, als was Österreicher sich selbst zugeschrieben haben. Sieht man sich allerdings die Herkunft und den aktuellen Wohnort dieser fünf GP an, zeigt

sich, dass drei davon aus Bayern stammen, eine zwar aus Hessen, lebt aber seit mehr als zehn Jahren in Wien. Nur die fünfte kommt aus Nordrhein-Westfalen. Die Herkunft der ersten vier Respondenten könnte ein Hinweis darauf sein, warum sie sich für Dialekt entschieden haben. Außerdem kreuzten all diese fünf sowohl bei Deutschen als auch bei Österreichern die Möglichkeit **Dialekt** an. Sie machen also keine nationalen Unterschiede. 6,90 %, also zwei Personen, stimmen für **Hochsprache**. Unter den restlichen 6,90 % verbergen sich zwei Personen, die behaupten, dass man sich je nach Situation irgendwo zwischen Umgangssprache und Standard bewege und man daher nicht sagen kann, was ein typischer Deutscher spricht, da es ja keinen typischen Deutschen gebe. Interessanterweise kam dieser Kommentar seitens der Deutschen nicht bei der Einordnung der österreichischen Alltagssprache vor. Mittels ähnlicher Argumente wie Österreicher bei der vorherigen Frage, die **etwas Anderes** gewählt haben, sträuben sich auch Deutsche bei der Einschätzung der gesprochenen Varietät dagegen, sie eindeutig einzuordnen. Wo aber Österreicher angaben, dass man je nach Situation innerhalb des Kontinuums Dialekt-Standard variiert, ist es bei Deutschen nur Umgangssprache-Standard.

Insgesamt lässt sich zu diesen beiden Fragen anmerken, dass deutsche GP die in Deutschland übliche gesprochene Varietät auf der vertikalen Ebene höher als die österreichische platzieren, indem sie der eigenen Varietät größtenteils den Status der Umgangssprache erteilen. Die Österreicher dagegen machen zwischen der Einschätzung der Alltagssprache in Deutschland und in Österreich keine größeren Unterschiede, genau die gleiche Zahl der österreichischen GP ist davon überzeugt, dass Deutsche ebenso wie Österreicher im Alltag umgangssprachlich kommunizieren. Die eine österreichische GP, die den Deutschen im Alltag Hochdeutsch zuschreibt (den Österreichern aber nicht), könnte dann ein Hinweis darauf sein, dass Österreicher trotz der Gleichberechtigung der Standardvarietäten manchmal dazu tendieren, die bundesdeutsche Varietät als etwas besseres bzw. höheres zu betrachten (vgl. Vorannahmen oben sowie MUHR 2003, 207). Dies muss hier an dieser Stelle jedoch eine bloße Vermutung bleiben, die durch

die weitere Dissertationsdatenerhebung hoffentlich verneint, bestätigt oder stückweise erklärt wird.

Kommen wir jetzt zu der letzten analysierten Frage des Fragebogens. Es ist die Frage Nummer 2 und auch diese bezieht sich auf die Bewertungsstufe des Sprachmanagements. Sie lautet: „Wie hört es sich für Sie an, wenn ein Deutscher bzw. ein Österreicher spricht?“ Diese Frage war länderspezifisch unterschiedlich. Österreicher sollten ankreuzen, wie sich Deutsche für sie anhören und Deutsche sollten Österreicher bewerten, um herauszufinden, inwieweit es in der gegenseitigen Wahrnehmung Unterschiede oder Gemeinsamkeiten gibt.

Österreicher machten über das bundesdeutsche Deutsch folgende Aussagen:

2. Wie hört es sich für Sie an, wenn ein Deutscher spricht?

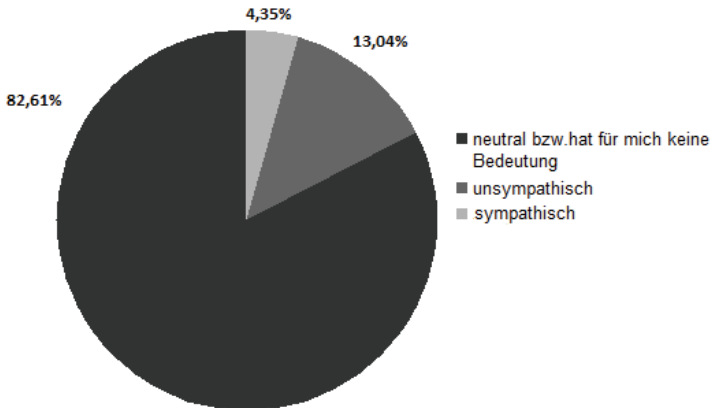


Abb. 10: Österreichische Antworten auf die Frage: „Wie hört es sich für Sie an, wenn ein Deutscher spricht?“

Gegenüber ursprünglichen Annahmen gab es relativ wenige Befragte, die bundesdeutsches Deutsch als **unsympathisch** bezeichneten. Mit

13,04 % sind es lediglich drei Personen. Eine einzige (4,35 %) findet die Redensart der Deutschen **sympathisch**. Die absolute Mehrheit von 82,61 % (19 GP) gibt die Möglichkeit **neutral** an. Dies scheint die Annahme zu widerlegen, dass die meisten Österreicher das bundesdeutsche Deutsch eher negativ bewerten würden. Immerhin gibt es aber nur eine einzige Person, die es eindeutig positiv bezeichnet.

Erst beim Vergleich mit den Antworten der deutschen GP bezüglich der österreichischen Varietät zeigen sich signifikante Ergebnisse:

2. Wie hört es sich für Sie an, wenn ein Österreicher spricht?

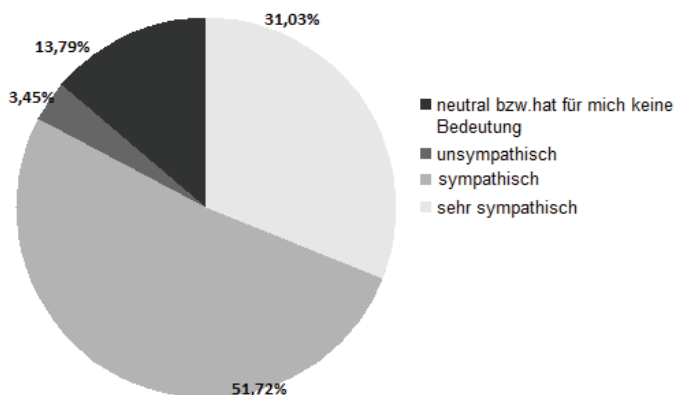


Abb. 11: Deutsche Antworten auf die Frage: „Wie hört es sich für Sie an, wenn ein Österreicher spricht?“

Wie man auf den ersten Blick sieht, bewerten Deutsche die österreichische Varietät eindeutig positiver. 51,72 % (15 GP) bezeichnen sie als **sympathisch**, 31,03 % (neun GP) sogar als **sehr sympathisch**. Zusammen gerechnet bildet die positive Bewertung des österreichischen Deutsch seitens der Deutschen mit 24 Personen und 82,75 % eine überzeugende Mehrheit. Im Gegensatz zu Österreichern bleiben nur

13,79 % (vier GP) bei ihrer Bewertung **neutral** und nur eine Person (3,45 %) äußert sich ausgesprochen negativ (**unsympathisch**).

Bleiben wir noch kurz bei den deutschen GP und sehen wir uns nun diese durchaus positive Bewertung der österreichischen Varietät im Vergleich zur Einordnung der typisch österreichischen Alltagssprache auf der vertikalen Ebene an. Es entsteht ein ganz interessantes Ergebnis: Obwohl beinahe 83 % aller deutschen Befragten dem österreichischen Deutsch **positiv** geneigt ist, bezeichnen es die meisten unter ihnen mit ca. 62 % als einen **Dialekt**. Dies bestätigt also eindeutig unsere Annahme, dass Deutsche das österreichische Deutsch zwar mögen würden, es aber nicht für einen Standard halten.

Österreicher dagegen zeigen in dieser Hinsicht ausgeglichene Ergebnisse. 82,6 % der Befragten geben an, dass Deutsche ihrer Meinung nach im Alltag **Umgangssprache** sprechen und genauso viele bewerten die bundesdeutsche Varietät als **neutral**. Ob man darin eine Regelmäßigkeit feststellen kann, werden aber erst die Ergebnisse der Dissertation zeigen können.

9. Zusammenfassung und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich zu dieser ersten Probeanalyse sagen, dass sich erste Indizien in Bezug auf bereits erwähnte Annahmen abgezeichnet haben:

Deutsche sind im Gegensatz zu Österreichern weniger sicher, was die Auseinanderhaltung der bundesdeutschen und der österreichischen Standardvarietäten betrifft. Das mag natürlich an der geringeren Präsenz des österreichischen Deutsch in ihrem Alltag sowie an der strukturellen Ähnlichkeit des österreichischen Standards mit der bairischen Regionalsprache liegen. Obwohl beide Seiten mehrheitlich angeben, dass sie die Varietäten **immer** oder **fast immer** erkennen können (bei Deutschen insgesamt in 86,21 % und bei Österreichern in 95,65 %), überwiegt bei den österreichischen GP die Angabe **immer** um mehr als 40 % im Gegensatz zu den deutschen GP. Dies weist unter anderem darauf hin, dass Österreicher mit der „fremden“ Varietät vertrauter sind

und deswegen zwischen den beiden auch besser unterscheiden können. Außerdem wird dadurch die Annahme bestätigt, dass ein Österreicher in Deutschland und ein Deutscher in Österreich in der Regel erkannt werden. (Inwieweit man das an subjektiven Daten festmachen kann, müsste natürlich empirisch überprüft werden.)

Weiter hat sich gezeigt, dass Deutsche die österreichische Varietät positiver bewerten, als dies umgekehrt der Fall ist, stufen sie allerdings ebenfalls mehrheitlich als Dialekt ein (beides 82,6 %).

Was den Annahmen sowie der Beschreibung bei MUHR (2003, 207), der sogar von Minderwertigkeitskomplexen der Österreicher schreibt, jedoch widerspricht, ist zumindest bei diesen vier Fragen ein relativ großes Sprach- und Selbstbewusstsein der Österreicher. Erstens bezeichnen sie sich selbst nicht als Dialektsprecher, was darin ihre Wurzeln haben kann, dass sie ihrer Redensart einen relativ hohen Status beimessen. Die Mehrheit ist der Meinung, dass bundesdeutsche Sprecher genauso viel Umgangssprache wie sie selbst im Alltag sprechen. Weiter wurde die Annahme entkräftet, dass sich das bundesdeutsche Deutsch für Österreicher eher unsympathisch anhören würde. Dies mag natürlich einfach an dem häufigen Sprachkontakt bzw. -ausgleich mit der Nachbarvarietät liegen. Man kann sich daran einfach gewöhnt haben. Es könnte aber auch mit den Ergebnissen der Frage nach der Bezeichnung der Alltagssprache zusammenhängen und so auf ein gewisses Wachstum am Sprachbewusstsein der Österreicher hindeuten. So wäre dies ein indirekter Beweis der Existenz des plurizentrischen Konzeptes in der Praxis. Natürlich sind es soweit eher Spekulationen, es wird jedoch im Rahmen des Dissertationsprojekts versucht, auch auf diese Fragen Antworten zu finden.

Weiter hat sich gezeigt, dass die **Höflichkeit** als ein signifikanter Faktor zur Erkennung der fremden Varietät nur bei Östreichern fungiert. Wie erwartet, besetzte sie in beiden Fällen erst den vierten Platz. Allerdings dürften diese Angaben auf solche Interpretation hinweisen, dass die manchmal proklamierte „Überhöflichkeit“ der Österreicher (vgl. dazu MUHR 1994; 2001) entweder nicht vorhanden ist oder nicht auffällt, die vermutete Direktheit (vgl. MUHR 1994; 2001) der Deut-

schen allerdings viel mehr. Auch dieses Ergebnis muss jedoch noch weiter überprüft werden. Für die Doktorarbeit bildet es aber einen weiteren interessanten Punkt, den man nicht außer Acht lassen sollte.

Diese Pilotanalyse zu den ersten Fragebogenergebnissen stellte sich keine Ansprüche auf Repräsentativität. Sie konnte aber bereits andeuten, wie sehr sich die Wahrnehmung und Einstellungen gegenüber den beiden Standardvarietäten je nach Nationalität und trotz gemeinsamer Sprache unterscheiden können.

Für die entstehende Doktorarbeit war dieser erste Analyseversuch trotz aller seiner Mängel eine hilfreiche Tat. Aus den Teilergebnissen entfalteten sich weitere relevante Fragen, die überprüft werden müssen und die schon jetzt fokussiert werden können. Einige von den Fragen werden auch in den Follow-up-Interviews von großer Bedeutung sein, deren Start für das Jahr 2015 geplant ist. Es hat sich hier als plausibel gezeigt, vor dem Beginn dieser Interviews eine ähnliche Analyse bei allen Fragen bereits eingegangener Fragebögen durchzuführen. Nicht um repräsentative Ergebnisse zu bekommen, sondern um die geplanten Fragen besser spezifizieren zu können.

Literatur

- AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- AMMON, ULRICH (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: EICHINGER, LUDWIG M./KALLMEYER, WERNER (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York, 28–40.
- AMMON, ULRICH (2006): Nationale Standardvarietäten in deutschsprachigen Ländern. Mit einem Bericht über das Variantenwörterbuch des Deutschen. In: NEULAND, EVA (Hrsg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt a. M., 97–110.
- ANDERS, CHRISTINA ADA (2010): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin/New York.
- CLYNE, MICHAEL (1992): Pluricentric languages – Introduction. In: CLYNE, MICHAEL (Hrsg.): Pluricentric languages. Differing Norms in Different Nations. Berlin/New York, 1–9.

- Duden Schweizerhochdeutsch. Wörterbuch der Standardsprache in der deutschen Schweiz (2012). Herausgegeben vom Schweizerischen Verein für die deutsche Sprache. Bearbeitet von HANS BICKL und CHRISTOPH LANDOLT. Mannheim.
- GESSINGER, JOACHIM/VOESTE, ANJA (Hrsg.) (2006): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Oldenburg. (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. 71).
- LESLE, ULF-THOMAS (2015): Identitätsprojekt Niederdeutsch. Die Definition von Sprache als Politikum. In: LANGHANKE, ROBERT (Hrsg.): Sprache, Literatur, Raum. Festschrift für Willy Diercks. Bielefeld, 693–741.
- MÖLLER, ROBERT (2006): Mögliches und Unmögliches zwischen Dialekt und Standard. Kookkurrenzrestriktionen als Zugang zur Struktur regionaler Umgangssprache im Rheinland. In: GESSINGER, JOACHIM/VOESTE, ANJA (Hrsg.), 101–118.
- MUHR, RUDOLF (1994): Entschuldigen Sie ... Frau Kollegin: Sprechaktrealisierungsunterschiede an Universitäten in Österreich und Deutschland. In: HELD, GUDRUN (Hrsg.): Verbale Interaktion. Hamburg, 126–144.
- MUHR, RUDOLF (1995): Grammatische und pragmatische Merkmale des Österreichischen Deutsch. In: MUHR, RUDOLF/SCHRODT, RICHARD/WIESINGER, PETER (Hrsg.): Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien. (Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache. 2), 208–234.
- MUHR, RUDOLF (1996): Das Österreichische Deutsch in Linguistik und Sprachunterricht seit 1945. Ein Bericht. In: Germanistisches Institut der Universität Helsinki (Hrsg.): Der Ginkgo-Baum. Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa 14, 220–238.
- MUHR, RUDOLF (2001): Modalpartikeln im Kontext von Gesprächsszenarios des Reklamierens. In: HEINRICH, WILMA/HEISS, CHRISTINE (Hrsg.): Modalità e Substandard. Atti del convegno internazionale Modalità e Substandard. Università de Bologna, Forlì. Bologna, 87–109.
- MUHR, RUDOLF (2003): Die plurizentrischen Sprachen Europas – Ein Überblick. In: GUGENBERGER, EVA/BLUMBERG, MECHTHILD (Hrsg.): Vielsprachiges Europa. Zur Situation der regionalen Sprachen von der Iberischen Halbinsel bis zum Kaukasus. Frankfurt a. M., 191–233.
- NEKVAPIL, JIŘÍ (2006): From Language Planning to Language Management. In: AMMON, ULRICH/MATTHEIER, KLAUS/NELDE, PETER (Hrsg.): Sociolinguistica 20. Tübingen. (Internationales Jahrbuch für Europäische Soziolinguistik: Perspektiven der Soziolinguistik), 92–104.
- NEKVAPIL, JIŘÍ/SHERMAN, TAMAH (2009): Language Management in Contact Situations. Perspective from Three Continents. Frankfurt a. M.

- NEUSTUPNÝ, JIŘÍ V./NEKVAPIL, JIŘÍ (2003): Language Management in the Czech Republic. In: *Current Issues in Language Planning* 4 (3 & 4). London, 181–366.
- PRESTON, DENNIS (1982): Perceptual dialectology. Mental maps of United States dialects from a Hawaiian perspective. In: *Working Papers in Linguistics* 14/2, 5–49.
- SPIEKERMANN, HELMUT (2006): Standardsprache als regionale Varietät – regionale Standardvarietäten. In: GESSINGER, JOACHIM/VOESTE, ANJA (Hrsg.), 81–99.
- WIESINGER, PETER (1997): Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute. In: STICKEL, GERHARD (Hrsg.): *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache*. Berlin/New York, 9–46.

Wörterbücher:

- Duden Universalwörterbuch [1983] (2007): 6., überarbeitete Auflage, Mannheim [u. a.].
- Österreichisches Wörterbuch. [1951] (2009): Hrsg. im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur. 41. Auflage. Wien.
- Variantenwörterbuch = Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Ebner, Jakob/Esterhammer, Ruth/Gasser, Markus/Hofer, Lorenz/Kellermeier-Rehbein, Birte/Löffler, Heinrich/Mangott, Doris/Moser, Hans/Schläpfer, Robert/Schloßmacher, Michael/Schmidlin, Regula/Vallaster, Günter (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Unter Mitarbeit von Rhea Kyvelos, Regula Nyffenegger, Thomas Oehler*. Berlin/New York: De Gruyter.

Internetressourcen:

- Duden: <www.duden.de>.

LUCIE JAKUBCOVÁ

Formulierungsvarianz der Textsorte Kaufeintrag im Burgrechtsbuch von Rokitzitz im Adlergebirge (1572–1666)

Abstract: Zu den aktuellen Untersuchungen im Bereich der diachronen Textlinguistik gehört vor allem die Beschreibung der Textsorten, der Textmuster und deren Entwicklung im Zusammenhang mit den sich verändernden nicht-sprachlichen Bedingungen. Zu den Desiderata gehört die diachrone Untersuchung zur Entwicklung von einzelnen Textsorten. Der folgende Beitrag befasst sich mit der Entwicklung der Textstruktur der Textsorte Kaufeintrag in dem ältesten erhaltenen Stadtbuch der Stadt Rokitzitz im Adlergebirge (Burgrechtsbuch von Rokitzitz im Adlergebirge 1572–1666). Anhand des Vier-Ebenen-Schemas, das mit den hierarchisch angeordneten Termini Makro-, Basis-, Sub- und Mikrostruktur operiert, wird die Struktur der untersuchten Textsorte, ihre Entwicklung im Zeitraum von mehr als 50 Jahren und ihre Formulierungsvarianz beschrieben.

1. Einleitung

Aktuelle diachrone Untersuchungen der frühneuhochdeutschen Sprachperiode konzentrieren sich vor allem auf die Analyse des Sprachgebrauchs und der Sprachkonventionen in einer Sprachgemeinschaft und deren Entwicklung in einem längeren Zeitabschnitt (vgl. SPÁČILOVÁ 2014). Die Erfassung der gesamten Kommunikationspraxis einer Sprachgemeinschaft mittels der Methoden der soziopragmatisch orientierten Text(sorten)analyse (z. B. ZIEGLER 2003; MEIER 2004), die die einzelnen Textsorten,¹ ihre Muster und deren Entwicklung untersucht,

¹ Unter dem Begriff Textsorte versteht man „komplexe Muster sprachlicher Kommunikation [...], die innerhalb der Sprachgemeinschaft im Laufe der

kann die Antwort auf die Frage anbieten, „wie haben es die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft geschafft, die sich stets ändernde Welt sprachlich zu bewältigen?“ (WOLF 1990, 428), und somit nicht nur zur Sprachgeschichte der analysierten Sprache, sondern auch zur allgemeinen Kommunikationsgeschichte beitragen.

Das Thema der folgenden Studie ist es, die Formulierungsvarianz und Entwicklung des Textmusters der Textsorte Kaufeintrag im ältesten Stadtbuch der Stadt Rokitnitz im Adlergebirge zu beschreiben und die Frage zu beantworten, ob die ausgewählte Textsorte nach einem einheitlichen Formulierungsmuster verfasst wurde oder nicht und wie sich die Struktur in einem Zeitraum von 50 Jahren verändert hat.

Als Material für die Erforschung wurde das Burgrechtsbuch von Rokitnitz im Adlergebirge (1572–1666) ausgewählt. Es handelt sich um eine Quelle, die die Einträge über einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren festhält. Somit kann man nicht nur deren Struktur beschreiben, sondern auch ihre Entwicklung beobachten. Bei der Wahl des Forschungsmaterials wurde auch der Entstehungsort berücksichtigt, weil es bisher keine wissenschaftlichen Arbeiten gibt, die sich mit der deutschen Sprache im Adlergebirge aus diachronischer Sicht befassen. Auch die synchronischen Studien zu diesem Gebiet bleiben ungenügend und lückenhaft, es finden sich lediglich Einzelbeiträge im Kontext der deutschen Sprache in den böhmischen Ländern (z. B. SCHWARZ 1962).

2. Sprachverhältnisse in Rokitnitz im Adlergebirge im 16. und 17. Jahrhundert

Die Stadt Rokitnitz im Adlergebirge war, wie die Quellen belegen (vgl. ŠŮLA 2010, 8–9), seit der Ersterwähnung eine tschechische Stadt, in der Tschechisch gesprochen wurde. Die Theorien, nach denen die Stadt von den deutschen Kolonisten im 14. Jahrhundert gegründet wurde, wurden in den neuesten Forschungen (vgl. ŠŮLA 2010, 9), die sich auf

historisch-gesellschaftlichen Entwicklung aufgrund kommunikativer Bedürfnisse entstanden sind“ (BRINKER 2010, 120).

die gründliche Analyse von erhaltenen Quellen stützen, widerlegt. Die ersten deutschsprachigen Einwohner kamen erst mit dem ersten deutschsprachigen Besitzer der Stadt Joachim von Mauschwitz in die Stadt, der diese im Jahre 1567 kaufte. Joachim von Mauschwitz war von Anfang an bemüht, zur Verbesserung der Verhältnisse in Rokitnitz beizutragen. Seinen Worten nach war Rokitnitz in schlechtem Zustand und er versuchte mit seiner Politik, die Lage der Stadt zu verbessern.² Dazu sollte vor allem die Ordnung für die Untertanen ihren Beitrag leisten, die im Jahre 1572 niedergeschrieben wurde. Obwohl Joachims Muttersprache Deutsch war, ließ er die Ordnung in tschechischer Sprache verfassen, was die Tatsache bestätigt, dass in der Stadt überwiegend Tschechisch sprechende Bewohner lebten, für die er die Ordnung erließ. Die Ordnung befindet sich auf den ersten Seiten des im Jahre 1572 neugegründeten Burgrechtsbuchs (Fol. 3a–4a). Die Ordnung regelt sowohl das geistliche als auch das weltliche Leben in der Stadt. Die Regeln betreffen z. B. die Arbeit des Bürgermeisters, der Schöffen, aber auch der Wildhüter oder Gastwirte. Das ganze Leben in der Stadt sollte dem Herrn untergeordnet sein. Alle Bewegungen der Untertanen und Veränderungen bezüglich des Gutes konnten demgemäß nur mit Erlaubnis des Herrn zustande kommen. Wer diese Regeln nicht einhielt, wurde mit hohen Strafen belegt, verhaftet oder gar zur Todesstrafe verurteilt³.

Die tschechische Besiedlung der Stadt bestätigen auch die Eigennamen, die man in den archivalischen Quellen aus Rokitnitz aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts findet. Zum Beispiel im Zehntverzeichnis aus dem Jahre 1591 findet man Namen wie Martin Chmelnej, Jan Kodydek und Jan Blecha, die eindeutig tschechisch sind. Deutsche Namen sind dagegen nur vereinzelt vertreten.

Die sprachlichen Verhältnisse in der Stadt änderten sich allmählich mit der Ankunft der Handwerker aus dem deutschsprachigen Gebiet,

² Vgl. Joachim von Mauschwitz' Testament, abgedruckt in: LANGER (1897), 14–25.

³ Die ganze Ordnung hat JAROSLAV ŠŮLA (ŠŮLA 2010, 71–98) abgedruckt.

die Joachim von Mauschwitz berufen ließ, weil sie Technologien (vor allem in der Glasindustrie und bei der Holzverarbeitung) kannten, die in den böhmischen Ländern noch nicht bekannt waren und die zum wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt beitragen sollten (vgl. ŠŮLA 2010, 39). Der Übergang von der tschechischen zur deutschen Sprache in dieser Stadt lässt sich aus den Sprachen der Einträge im Burgrechtsbuch beobachten (s. Kap. 4).

3. Beschreibung der Quelle

Die Untersuchung basiert auf der Analyse der Einträge im Burgrechtsbuch von Rokitzitz, das heute im Staatlichen Gebietsarchiv in Zámrsko (Státní oblastní archiv v Zámrsku) aufbewahrt wird. Im Verzeichnis zum Großgrundbesitz Rokitzitz im Adlergebirge (Velkostatek Rokytnice v Orlických horách) aus dem Jahre 1969, das SMUTNÝ (1969) zusammengestellt hat, wird die Handschrift unter der Inventarnummer 7438, Buch Nummer 6756 geführt.

Das Buch ist auf Papier mit schwarzer Tinte geschrieben und in einen Halblederband gebunden. Es misst 23x33 cm. Ursprünglich enthielt das Buch 341 Folien, weil aber die Folien 6 und 31 fehlen, enthält das Buch heute nur 339 Folien. Nicht alle Folien sind beschrieben.

Das Burgrechtsbuch wurde im Jahre 1572 angelegt, der letzte Eintrag wurde im Jahre 1666 geschrieben. Das ganze Buch ist in 5 Teile gegliedert: Ein erster Teil mit einführenden Beiträgen wie Argumenten für die Stadtbuchgründung und die Ordnung für die Untertanen, und vier Teile, die nach den Stadtteilen aufgeteilt werden. Von Folio 24a bis Folio 101a geht es um Einträge zu Rokitzitz-Städtchen (Rokytniceměstečko), von 103a bis 174b zu Rokitzitz-Mitteldorf (Prostřední Rokytnice), von 175b bis 222a zu Rokitzitz-Niederdorf (Dolní Rokytnice) und von 223b bis 339a zu Rokitzitz-Oberdorf (Horní Rokytnice). Im Buch ist diese Gliederung nicht explizit gekennzeichnet, sie wurde wahrscheinlich von ŠŮLA (2010, 15) festgestellt. Die einzelnen Einträge sind dann nach dem Prinzip der realen Folien (vgl. HLAVÁČEK u. a. 2002, 246) gereiht, das bedeutet, dass jedem Grund/Haus eine bestimm-

te Seitenzahl zugewiesen ist und dass alle Einträge, die sich auf diesen Grund bzw. dieses Haus beziehen, dann chronologisch auf die zugewiesenen Seiten eingeschrieben werden. Das erklärt die leeren Folien zwischen einigen Einträgen. Im Rahmen des Stadtteils sind die Einträge zu den Gründen so eingereiht, wie die Häuser in Wirklichkeit benachbart waren (vgl. MICHALITSCHKE 1956, 22). Bedeutend für die Stadtgeschichte sind vor allem die Einträge zur Pfarre (Fol. 69a bis 70a), zum Hüttenwerk (Fol. 264a bis 266b) und zum Grund, den der Stadthener besaß (Fol. 97a bis 97b).

4. Sprachen

Die Einträge im Burgrechtsbuch sind entweder in deutscher oder tschechischer Sprache verfasst, sehr vereinzelt erscheinen lateinische Ausdrücke. In den Jahren 1572 bis 1594 wurden die Einträge ausschließlich in tschechischer Sprache geschrieben. Seit dem Jahre 1594 erscheinen vereinzelt auch Einträge in deutscher Sprache (Fol. 264a und 264b). Zwischen den Jahren 1594 und 1624 finden wir Einträge in beiden Sprachen, wobei die tschechischen Einträge bis zum Jahre 1616 überwiegen. Im Jahre 1617 ist die Anzahl der Beiträge gleich und seit dem Jahre 1618 ist ein Übergewicht der deutschen Sprache feststellbar. Die tschechische Sprache verschwindet dann ganz im Jahre 1624, wobei die letzten Einträge nur kurze Bezahlungseinträge sind (Fol. 131b, 133a, 156a, 191b, 239b). Der letzte Eintrag im Buch überhaupt ist ein deutscher Eintrag aus dem Jahre 1666 (Fol. 339a), wobei zwischen den Jahren 1645 und 1665 kein einziger Eintrag in das Buch niedergeschrieben wurde.

Was den prozentuellen Anteil von einzelnen Sprachen im Burgrechtsbuch betrifft, machen die tschechischen Einträge, obwohl sie über einen Zeitabschnitt von 52 Jahren hinweg, also 20 Jahre weniger als die deutschen geschrieben wurden, fast drei Viertel der gesamten Anzahl von Einträgen aus (s. Tab. 1).

Sprache	Prozentualer Anteil
Tschechisch	74,7 %
Deutsch	25,3 %

Tab. 1: Prozentualer Anteil der einzelnen Sprachen im Buch

Das Verhältnis der tschechischen und deutschen Sprache in den einzelnen Jahren zeigt folgende Grafik (Abb. 1). Auf der horizontalen Achse sind die Jahre eingetragen, auf der vertikalen Achse die Anzahl der Folien, die die jeweilige Sprache enthalten. Die tschechische Sprache ist schwarz dargestellt, die deutsche dagegen grau.

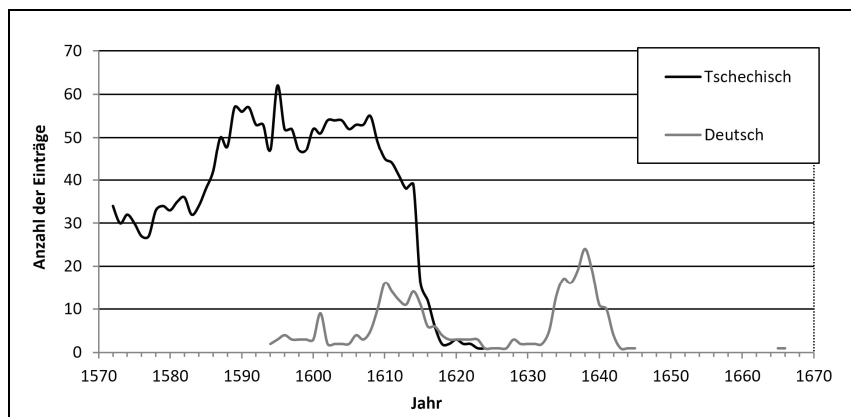


Abb. 1: Zeitachse – Sprachen im Burgrechtsbuch

Wenn wir den Wechsel der Sprachen im Burgrechtsbuch verfolgen, dann stellt sich die Frage, welche Gründe die Schreiber für den Übergang von der tschechischen zur deutschen Sprache hatten. Um das sprachliche Verhalten erklären zu können, müssen wir die historische Dimension in Betracht ziehen. Es ist vor allem die *Verneuerte Landesordnung* gemeint, die im Jahre 1627 herausgegeben wurde und die zur Folge hatte, dass die deutsche Sprache mit der tschechischen Sprache de jure gleichgestellt, ihr de facto aber übergeordnet wurde (vgl. MALÝ

1991, 131). Dieses Ereignis spiegelt sich auch allgemein in der Stadtverwaltung in den böhmischen Ländern wider – die deutsche Sprache begann, die tschechische Sprache zu verdrängen. Im Burgrechtsbuch von Rokitzitz erscheinen nach dem Jahre 1627 nur die deutschen Einträge. Da aber auch deutsche Einträge vor diesem Jahr vorhanden waren, kann man nicht behaupten, dass der Übergang primär durch dieses historische Ereignis verursacht wurde.

Eine größere Rolle beim Übergang zur deutschen Sprache spielte die Sprache des Adressaten des Eintrags. Wie ŠŮLA (2010) behauptet und das Einwohnerverzeichnis aus dem Jahre 1695 und die vor dem Jahre 1572 datierten⁴ Einträge im Burgrechtsbuch beweisen, war Rokitzitz vor der Ankunft Joachim von Mauschwitz' eine tschechische Stadt. Deshalb benutzt er, obwohl er deutsch sprach, die tschechische Sprache, wenn er sich in der Einleitung des Burgrechtsbuchs, in der er die Gründe für die Notwendigkeit eines neuen Grundbuchs erklärt, an die tschechischen Bewohner der Stadt wendet. Die Ordnung für die Untertanen, die er im Jahre 1572 herausgab, ist auch in tschechischer Sprache verfasst, weil er sich an die Tschechisch sprechenden Adressaten wendet. Diese Tatsache bestätigt auch das Erstauftreten der deutschen Sprache im Burgrechtsbuch. Der erste deutsche Eintrag stammt aus dem Jahre 1594, es handelt sich um den Kaufeintrag, in dem Mates Kaden die Liegenschaft mit der Glashütte an Georg Sweden verkauft. Georg Sweden ist eindeutig ein Deutscher, diese Tatsache wird direkt im Text erwähnt, in dem steht, dass er aus der schwäbischen Stadt Krumbach komme (264a/10)⁵. Die Adressatenorientierung bei der Sprachwahl ermöglicht dann die Interpretation der Zunahme der deutschen Einträge im Burgrechtsbuch bis zur Anlegung der *Verneuert*

⁴ In das Burgrechtsbuch wurden auch Einträge aus dem älteren Stadtbuch eingeschrieben, das wahrscheinlich von Joachim von Mauschwitz nach der Anlegung des neuen Buches vernichtet wurde (vgl. ŠŮLA 2010, 29).

⁵ Die Verweise auf die Stellen im Burgrechtsbuch sind immer in der Form „Foliennummer/Zeile“ angegeben.

Landesordnung (1627) als Folge des Zuzugs deutscher Einwohner in die Stadt.

5. Schreiber

Durch die Analyse der jeweiligen Handschriften und durch deren Vergleich wurde festgestellt, dass sich an dem Verfassen der deutschen Einträge insgesamt zehn Schreiberhände beteiligt haben, wobei fünf davon (Schreiber A,⁶ C, D, E, F) die Einträge sowohl in deutscher als auch in tschechischer Sprache schrieben. Der Zeitabschnitt, in dem sich die Einträge von den einzelnen Schreibern im Burgrechtsbuch befinden, ist unterschiedlich. Einige Schreiber haben die Einträge nur für sehr kurze Zeit eingetragen (Schreiber I), einige dagegen haben für einen längeren Zeitabschnitt in das Burgrechtsbuch geschrieben (Schreiber H). Die Jahre, in denen die einzelnen Schreiber deutsche Einträge des Burgrechtsbuchs verfasst haben, wurden auf einer Zeitachse (Abb. 2) dargestellt.

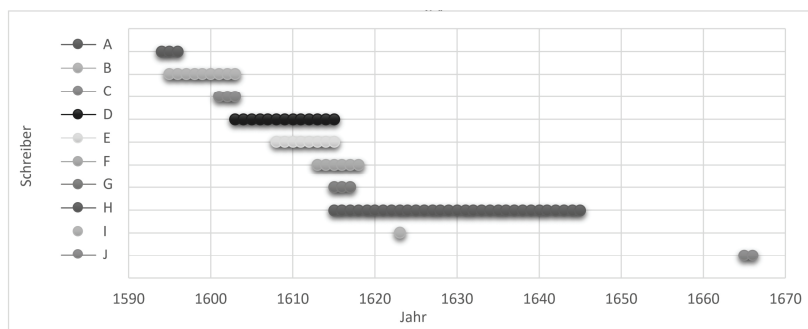


Abb. 2: Einstellungsjahre der Schreiber

⁶ Da die Namen der Schreiber nicht bekannt sind, wurden die einzelnen Schreiberhände chronologisch mit den großen Buchstaben von A bis J gekennzeichnet.

Auf der Zeitachse kann man die Überschneidungszeiten der Schreiber verfolgen. Interessant ist das Jahr 1615, ein Jahr vor dem Tod Christoph von Mauschwitz, in dem sogar vier Schreiber in das Burgrechtsbuch geschrieben haben. Nach seinem Tod sind noch parallel drei Schreiber tätig, seit dem Jahre 1619 ist (mit Ausnahme des Jahres 1623, in dem ein vereinzelter Eintrag vom Schreiber I erscheint) nur ein Schreiber tätig, der bis zum Jahre 1645 eingestellt war.

6. Deutsch geschriebene Textsorten

Im deutschen Teil des Burgrechtsbuchs findet man fünf verschiedene Textsorten. Es handelt sich um die Textsorten Kaufeintrag, Bezahlungseintrag, Kirchenordnung, Ackerschenkung und Zahlungsauftrag, die durch kontextuelle, kommunikativ-funktionale und strukturelle Merkmale unterschieden wurden.⁷ Die Anzahl der Textsorten bei den einzelnen Schreibern wird in der folgenden Tabelle dargestellt (Tab. 2).

	A	B	C	D	E	F	G	H	I	J
Ackerschenkung	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0
Bezahlungseintrag	6	13	2	9	33	4	4	136	0	0
Kaufeintrag	2	4	0	1	20	1	0	39	1	0
Kirchenordnung	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0
Zahlungsauftrag	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1

Tab. 2: Anzahl der Textsorten bei einzelnen Schreibern

Im Burgrechtsbuch finden wir keinen einzigen Schreiber, der alle deutsch geschriebenen Textsorten, die im Buch vertreten sind, geschrieben hat. Vier Schreiber (C, G, I, J) haben nur eine Textsorte geschrieben. Die anderen haben zwei oder drei Textsorten geschrieben.

⁷ Die Textsortenanalyse basiert auf dem Modell von KLAUS BRINKER (BRINKER 2010, 120–136).

Acht Schreiber (A, B, C, D, E, F, G, H) haben die Textsorte Bezahlungseintrag und sieben Schreiber (A, B, D, E, F, H, I) die Textsorte Kaufeintrag geschrieben.

7. Die textologischen Aspekte der Textsorte Kaufeintrag

Im Rahmen dieser Untersuchung wurden alle deutschen Kaufeinträge aus dem Burgrechtsbuch analysiert. Es handelt sich um die am häufigsten vertretene Textsorte in dieser Quelle und sie wurde in einem Zeitraum von mehr als 50 Jahren in das Buch eingetragen. Deshalb ist es möglich, ihre Entwicklung zu beobachten. Das Korpus besteht also aus 68 Kaufeinträgen, die zwischen den Jahren 1594 und 1645 in das Buch geschrieben wurden. Diese Textsorte wurde von 7 Schreibern in das Buch eingetragen. Die Anzahl von Kaufeinträgen, die der jeweilige Schreiber in das Burgrechtsbuch geschrieben hat, zeigt Tab. 2 im Kapitel 6.

An der Oberfläche zeigt sich die Musterhaftigkeit einer Textsorte vor allem in der Wahl von Sprachmitteln und in der Textstruktur, wobei die Veränderungen der Textstruktur die Veränderungen in den Kommunikationsbedürfnissen einer Gesellschaft widerspiegeln. In den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten wurden Textmuster- und Formulierungswissen durch Formularbücher tradiert, in denen Muster für einzelne Textsorten versammelt wurden und den Schreibern als Grundlage für ihre Arbeit dienten (vgl. ZIEGLER 2003, 205). Für die Stadt Rokitzitz im Adlergebirge ist aus dem 16. oder 17. Jahrhundert kein Formularbuch erhalten, deshalb eröffnet sich die Frage, ob die Einträge nach einem einheitlichen Formulierungsmuster verfasst wurden und ob man deshalb schlussfolgern kann, dass in dieser Stadt ein Formularbuch oder mindestens ein bestimmter Formulierungssusus für die Textsorte Kaufeintrag vorhanden war.

Die Beschreibung der Textstruktur basiert auf dem Vier-Ebenen-Modell von A. BIEBERSTEDT (2009), das mit den hierarchisch angeordneten Ebenen Makro-, Sub-, Basis- und Mikrostruktur operiert. Unter dem Begriff *Makrostruktur* werden textklassenspezifische Aufbaumus-

ter verstanden, die die einzelnen Texttypen (in unserem Falle den Texttyp Stadtbucheintrag) voneinander unterscheiden. Basis- und Substruktur konstituieren die konkrete Textarchitektur, wobei die Substruktur der Basisstruktur untergeordnet ist. Die einzelnen Basiselemente wurden nach graphisch-inhaltlichen und die Substrukturelemente nach inhaltlichen Kriterien abgeordnet. Die konkrete sprachliche Realisation von Makro-, Basis- und Substrukturelementen stellt die Mikrostruktur dar. Nach diesem Schema wurden alle deutsch geschriebenen Kaufeinträge aus dem Burgrechtsbuch analysiert. Die Ergebnisse wurden statistisch ausgewertet.

Die Makrostruktur der Textsorte Kaufeintrag besteht aus zwei Grundelementen – aus der Überschrift und aus dem Eintrag selbst. Der Textteil ist bei allen Einträgen vorhanden, die Überschrift fehlt nur bei dem einzigen Eintrag des Schreibers I, sonst ist dieser Makrostrukturteil immer realisiert. Beim Schreiber A wurden die Überschriften tschechisch geschrieben, obwohl der weitere Teil des Eintrags deutsch war, deshalb wurden seine Überschriften nicht analysiert.

Die meisten Kaufeinträge im Burgrechtsbuch weisen eine ähnliche Basisstruktur auf. Man kann über eine vier- bis fünfgliedrige Struktur sprechen, die aus den Teilen „Überschrift“, „Kaufhandlung“, „Verzeichnis des beweglichen Vermögens“, „weitere Umstände“ und aus dem „Abschlussteil“ besteht.⁸ In allen Einträgen ist der Teil „Kaufhandlung“ obligatorisch vorhanden. Der Abschlussteil fehlt in zwei Einträgen des Schreibers B und je in einem Eintrag der Schreiber E und I. In den meisten Fällen ist dieser Teil aber realisiert. Das Vorhandensein von weiteren Basisstrukturteilen („bewegliches Vermögen“, „weitere Umstände“) hängt von äußeren Umständen des Kaufes ab. Der Teil „bewegliches Vermögen“ ist in 85 % der Einträge enthalten und der Teil „weitere Umstände“ befindet sich in 60 % der Kaufeinträge. Diese Strukturteile hat vor allem Schreiber H realisiert.

⁸ Mit Ausnahme des Eintrags auf der Fol. 96b (Schreiber I), der nach diesem Schema nur zweigliedrig ist.

Die größeren Unterschiede in der Gestaltung der Kaufeinträge ergeben sich in der Substruktur. Der Basisstrukturteil „Kaufhandlung“ besteht aus neun Teilen, sechs davon („Datierung“, „Verkäufer“, „Kaufgegenstand“, „Käufer“, „Summe“, „Rentenkalender“) sind bei allen Einträgen vertreten. Alle drei übriggebliebenen Elemente sind bei den meisten Einträgen des Schreibers H vorhanden (90 %). Bei dem Schreiber E befinden sich in einigen Einträgen die Teile „Bewilligung“ und „anwesende Personen“ (Bewilligung 65 %; anwesende Personen 40 %). Das Element „Bewilligung“ ist auch bei den Schreibern D und F präsent. Der Basisstrukturteil „Abschluss“ ist in drei Substrukturteile gegliedert: „Rechtskraftbestätigung“, „Bürgen“ und „Abschlussformel“. Kein Teil ist bei allen Einträgen obligatorisch. Bis auf kleinere Abweichungen sind alle Teile nur beim Schreiber H vorhanden. Auch die Schreiber A und E haben alle Teile realisiert, aber nur bei der Hälfte der Einträge. Beim Schreiber B finden wir den Teil „Rechtskraftbestätigung“, dem Schreiber D die Teile „Rechtskraftbestätigung“ und „Abschlussformel“.

Bei den Makro-, Basis- und Substrukturelementen wurden eine bis vier Varianten der sprachlichen Realisierung (Mikrostruktur) der einzelnen Teile festgestellt. In den meisten Fällen tendieren die Schreiber zu einer Variante. Zum Beispiel der Substrukturteil „Datierung“ hat im Burgrechtsbuch zwei Realisationsformen: Eine Variante verwendet als Datenangabe den Tag, Monat und Jahr, die andere statt des Monats und Tags den Wochentag mit Verweis auf den Namen des Heiligen oder des Feiertages. Die erste Variante wurde von den Schreibern A, B, D, E und F verwendet, die zweite ausschließlich bei den Schreibern H und I.

Die Übersicht über alle Mikro-, Sub-, Basis- und Makrostrukturelemente mitsamt der Anzahl der Einträge bei den einzelnen Schreibern, in denen sich der jeweilige Teil oder die jeweilige Variante finden lässt, bietet Tabelle 3.

Makrostruktur	Basisstruktur	Substruktur	Mikrostruktur		Anzahl der Einträge bei den einzelnen Schreibern						
			Variante	Sprachliche Form	A	B	D	E	F	H	I
Überschrift											
			1	[Käufer] + Kauf	0	3	0	7	0	3	0
			2	[Käufer] + Kauf + von + [Verkäufer]	0	1	0	12	1	3	0
			3	[Käufer] + Erbkauf + von + [Verkäufer]	0	0	0	5	0	25	0
			4	[Käufer] + Kauf + um + [Kaufgegenstand] + von [Verkäufer]	0	0	0	0	0	8	0
				[Käufer] + Kauf + um + [Kaufgegenstand] + vorheriger Besitzer	2	4	1	20	1	39	1
Eintrag											
Kaufhandlung											
			1	Anno + [Jahr] + [Wochentag] + vor/nach + [Name des Heiligen/Festtages]	2	3	1	18	1	0	0
		Datierung		Anno + [Jahr] + am + [Wochentag] + vor/nach + [Name des Heiligen/Festtages]	0	0	0	0	0	39	1
			2	Anno + [Jahr] + am Tage + [Name des Heiligen/Festtages]	0	0	0	0	0	39	1
				Anno + [Jahr] + [Tag] + [Monat]	0	0	1	12	1	33	0
		Bewilligung	1	mit + [Bewilligung] + [Institution]	0	0	0	0	0	5	0
			2	bis + auf + günstige + Zulassung	0	0	0	0	0	5	0
		Anwesende Personen	1	Beisein/in Beisein + [anwesende Person/anwesende Personen]	0	0	0	5	0	1	0
				Beisein + [anwesende Person/anwesende Personen] in Gegenwart + [anwesende Person/anwesende Personen]	0	0	0	0	0	34	0
			2	Beisein + [anwesende Person/anwesende Personen] + des Städtleins Roknitz	0	0	0	0	0	34	0
				Beisein + [anwesende Person/anwesende Personen] + des Städtleins Roknitz	0	0	0	0	0	34	0
				Beisein + [anwesende Person/anwesende Personen] + des Städtleins Roknitz zu Roknitz	0	0	0	0	0	34	0
			3	Beisein + [anwesende Person/anwesende Personen] + des Städtleins neben + [anwesende Person/anwesende Personen]	0	0	0	3	0	1	0
		Verweis auf den Kauf	1	ist ein aufrichtiger Erbkauf gehalten und vollzogen/geschlossen worden	0	0	0	0	0	37	0

Makrostruktur	Basisstruktur	Substruktur	Mikrostruktur		Anzahl der Einträge bei den einzelnen Schreibern													
			Variante	Sprachliche Form	A	B	D	E	F	H	I							
	Verkäufer		1	[Verkäufer]	0	1	1	13	1	2	1							
			2	von + [Verkäufer]	2	3	0	7	0	37	0							
	Kaufgegenstand		1	[Kaufgegenstand] + [weitere Gegenstände] + [vorheriger Besitzer] + [Ort] + [Lage] + [formelhafte Wendung]	2	4	1	20	1	39	1							
			1	[Käufer]	0	4	1	16	0	35	1							
			2	[Käufer] + [Ort]	2	0	0	2	0	4	0							
	Summe		3	[Käufer] + [Beruf]	0	0	0	2	1	0	0							
			1	in der Summe vor + [Summe - wörtlich] + [Währung]	0	0	0	18	1	4	0							
	Rentenkalender		2	In der Summe vor + [Summe - Zahl] + [Währung]	2	4	1	2	0	35	1							
			1	[angeben] + [Plan der Raten] + bis zur endlicher/volliger Bezahlung der Hauptsumme	2	3	1	20	1	39	1							
	Bewegliches Vermögen			1	verkauft + ihm + mit	2	0	0	20	1	35	0						
2				geben + ihm + zu	0	0	0	0	0	34	0							
Weitere Umstände			1		1	3	1	7	0	28	0							
			2		2	1	1	16	0	39	0							
Abschlussstell		Rechtskraftbestätigung	1	damit Käufer Solchem ein völliges Genügen tue und sich alles getreuen gehorsams verhalte	2	1	1	14	0	35	0							
			1	hat er zu Bürgen erbeten + [Name]	0	0	0	0	0	13	0							
			2	hat er + vor alles und Jedes + zu Bürgen gesetzt/erbeten + [Name]	0	0	0	0	0	16	0							
Abschlussformel			3	dafür + sind + bürgen + [Name]	0	0	0	9	0	6	0							
			1	geschehen/so geschehen im Jahr und Tag wie oben	1	0	0	4	0	38	0							
			2	Anno et die Vi supra so geschehen Anno et die Vi supra	0	0	0	3	0	1	0							

Tab. 3: Übersicht: Makro-, Basis-, Sub- und Mikrostruktur der Textsorte Kaufeintrag

8. Fazit und Ausblick

Die Untersuchung von 68 deutsch geschriebenen Kaufeinträgen, die man in dem ältesten Stadtbuch der Stadt Rokitz im Adlergebirge findet, belegt die Tatsache, dass es in der Rokitzner Stadtkanzlei kein einheitliches Formular für die Textsorte Kaufeintrag gab und dass die Kaufeinträge nicht nach einem einheitlichen Muster geschrieben wurden. Es gab eindeutig einen Konsensus über die allgemeine inhaltliche Struktur der Kaufeinträge (Basisstruktur), sie wurde aber von einzelnen Schreibern sowohl inhaltlich (Substruktur) als auch sprachlich (Mikrostruktur) verschieden realisiert. Die einzelnen Schreiber tendieren aber zu einem Textmuster und zu einer sprachlichen Variante bei den einzelnen Strukturteilen, was dafür spricht, dass sie wahrscheinlich ein bestimmtes Muster erlernt haben, das sie nach Rokitz mitbrachten und verwendeten. Aus der Untersuchung ergibt sich keine Tendenz zur Vereinheitlichung des Textmusters dieser Textsorte im Rahmen der Rokitzner Stadtkanzlei.

Diese Studie und ihre Ergebnisse haben viele neue Forschungsfragen eröffnet. Im Hinblick auf die Uneinheitlichkeit der Struktur stellt sich die Frage, welche (außersprachlichen) Bedingungen Einfluss auf das Formulierungsmuster der einzelnen Schreiber hatten und wie sich diese Textsorte in der Rokitzner Stadtkanzlei weiterentwickelte. Interessante Einblicke in die städtische Kommunikationspraxis in Rokitz kann auch der Vergleich der Textmuster der Textsorte Kaufeintrag mit anderen (Stadt)Kanzleien im 16. und 17. Jahrhundert liefern.

Literatur

Quelle

Státní oblastní archiv Zámorsk, Fond Velkostatek Rokytnice v Orlických horách, Purkrechtníkniha Rokytnice v Orlických horách (1572–1666), Inv. Nr. 7438, Buch Nr. 6756.

Zitierte Literatur

- BIEBERSTEDT, ANDREAS (2009): Strukturmuster in der Textsorte Testament. Dargestellt am Beispiel Lübecker Bürgertestamente des 14. und 15. Jahrhunderts. In: ERNST, PETER (Hrsg.): Kanzleistil: Entwicklung, Form, Funktion. Wien. (Beiträge zur Kanzleisprachenforschung), 9–56.
- BOKOVÁ, HILDEGARD (1998): Der Schreibstand der deutschsprachigen Urkunden und Stadtbucheintragungen Südböhmens aus vorhussitischer Zeit (1300–1419). Frankfurt a. M.
- BRINKER, KLAUS (2010): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin.
- DITTMAR, NORBERT (1997): Grundlagen der Soziolinguistik: ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen.
- ERNST, PETER (2001): Pragmatische Aspekte der historischen Kanzleisprachenforschung. In: GREULE, ALBRECHT/MEIER, JÖRG/ZIEGLER, ARNE (Hrsg.), 17–32.
- GREULE, ALBRECHT/MEIER, JÖRG/ZIEGLER, ARNE (Hrsg.): Kanzleisprachenforschung. Ein internationales Handbuch. Berlin.
- HLAVÁČEK, IVAN/KAŠPAR, JAROSLAV/NOVÝ, ROSTISLAV (2002): Vademecum pomocných věd historických. Jinočany.
- LANGER, EDUARD (1897): Materialien zur Geschichtsforschung im Adlergebirge. Prag.
- MALÝ, KAREL (1999): Dějiny českého a československého práva do r. 1945. Praha.
- MEIER, JÖRG (2004): Städtische Kommunikation in der Frühen Neuzeit. Historische Soziopragmatik und Historische Textlinguistik. Frankfurt a. M.
- MEIER, JÖRG (2012): Kanzleisprachenforschung im Kontext Historischer Stadtsprachenforschung und Historischer Soziopragmatik. In: GREULE, ALBRECHT/MEIER, JÖRG/ZIEGLER, ARNE (Hrsg.), 29–41.
- MICHALITSCHKE, ERNST (1956): Aus der Geschichte der Herrschaft und der Stadt Rokitz. In: Heimat Adlergebirge. 2. Folge, 10–49.
- SCHWARZ, ERNST (1962): Sudetendeutsche Sprachräume. Berlin.
- SMUTNÝ, BOHUMÍR (1969): Velkostatek Rokytnice v Orlických horách. Unveröffentlichtes Archivverzeichnis.
- SPÁČILOVÁ, LIBUŠE (2000a): Das Frühneuhochdeutsche in der Olmützer Stadtkanzlei: eine textsortenlinguistische Untersuchung unter linguistischem Aspekt. Berlin.
- SPÁČILOVÁ, LIBUŠE (2000b): Deutsche Testamente von Olmützer Bürgern: Entwicklung einer Textsorte in der Olmützer Stadtkanzlei in den Jahren 1416–1566. Wien.

- SPÁČILOVÁ, LIBUŠE (2014): Inventare des hinterlassenen Gutes in der Olmützer Stadtkanzlei in den Jahren 1522–1702. Ein Beitrag zur historischen Textlinguistik. In: *Linguistica Pragensia* 2/2014, 101–119.
- ŠŮLA, JAROSLAV (2010): Rokytnice v Orlických horách a Mauschwitzové von Armenruh. Ústí nad Orlicí.
- WOLF, NORBERT RICHARD (1990): Über eine textlinguistische Sprachgeschichte. In: BESCH, WERNER (Hrsg.): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven*. Frankfurt a. M. [u. a.], 421–429.
- ZIEGLER, ARNE (2003): *Städtische Kommunikationspraxis im Spätmittelalter. Historische Soziopragmatik und Historische Textlinguistik*. Berlin.

ROBERT LANGHANKE

Vertikale und diastratische Schichtungen im Niederdeutschen

Überlegungen zur Relevanz einer Forschungsfrage

Abstract: Bereits vor über 40 Jahren wies JAN GOOSSENS (1974 und 1977) auf die dringend notwendige, aber kaum erfolgte Dokumentation und Analyse von vertikalen Schichtungen innerhalb eines Dialektes hin. – Die Relevanz dieser Forschungsaufgabe lässt sich insbesondere am Niederdeutschen aufzeigen und diskutieren, dessen deutlicher sprachlicher Abstand zum Hochdeutschen ein eigenständiges sowie funktionales diastratisches und vertikales Spektrum nahelegt, das sich durch Schilderungen nunmehr historischer niederdeutscher Sprachverhältnisse in der Mündlichkeit bis in die jüngere Zeit nachweisen lässt und auch stilistische Differenzierungsmöglichkeiten innerhalb des Niederdeutschen bietet. – Ausgehend von theoriegeleiteten Ansätzen und bisweilen auch älteren sprachlichen Befunden werden methodische Herangehensweisen zur Herausarbeitung rezenter vertikaler und diastratischer Strukturen im Niederdeutschen, die als existent angenommen werden, entworfen und kritisiert.

1. Einleitung

Während neuere Studien das norddeutsche Gesamtvarietätenspektrum vom Basisdialekt bis zum Regionalstandard vermessen (vgl. v. a. ELMENTALER/GESSINGER/LANWER/ROSENBERG/SCHRÖDER/WIRRER 2015, KEHREIN 2012; zum Mitteldeutschen LENZ 2003), sind Fragen zu vertikalen Strukturen und diastratischen Untergliederungen innerhalb niederdeutscher Dialekte, somit allein niederdeutsch basierter Varietäten, bislang wenig beachtet worden. Neben der Diskussion der dynamischen Struktur der im Übergang niederdeutscher und hochdeutscher Systeme liegenden sprachlichen Realisierungsformen norddeutscher hochdeutsch basierter Alltagssprache steht eine Analyse der möglichen vertikalen Untergliederungen des niederdeutschen Sprachspektrums im

Hintergrund (vgl. auch SCHRÖDER 2015, 27). Die vertikal ausgerichtete Perspektive ist grundsätzlich dann von Bedeutung, wenn standardnähere Sprachlagen einer Region in die Analyse eines Sprachlagenspektrums einbezogen werden. Die innere vertikale Gliederung eines bestimmten dialektalen Spektrums wird hingegen selten untersucht, da zu meist lediglich Formen des sogenannten Basisdialekts als lokal homogener Extrempol des Gesamtspektrums beschrieben werden.

Besonders für die niederdeutschen Dialekte lohnt jedoch eine Erweiterung des Blickfelds, da an der Stelle des sprachlichen Kontinuums zwischen Basisdialekt und Regionalstandard eine Bruchstelle zwischen den niederdeutsch und den hochdeutsch basierten Sprachlagen angenommen wird. Die Annahme einer weitreichenden Homogenität des niederdeutsch basierten Spektrums wäre erklärungsbedürftig.

So unterscheidet HÖDER im „niederdeutschen Varietätenspektrum“ gegenwärtig vier unterschiedliche Sprechlagen (HÖDER 2011, 116). Ältere Arbeiten zur sprachlichen Schichtung in Norddeutschland verweisen ebenfalls auf differenzierte und dabei nicht nur areal bestimmte Unterschiede innerhalb des dialektalen Spektrums (vgl. NIEKERKEN 1953; 1957; 1960a; 1960b, 216–217; WESCHE 1962; 1968). Da für historische monolinguale Sprechergruppen eines niederdeutschen Dialekts situationspezifisch differenzierte Verwendungsweisen der Sprachform anzunehmen sind, dürften zumindest Reflexe dieser situativen Unterschiede gegenwärtig noch existent sein (vgl. dazu Belege bei DIERCKS 1994, 226–228). Bisher ist kaum erfasst, welche sprachlichen Differenzierungen innerhalb des Niederdeutschen einer Region durch unterschiedliche Sprechergruppen und Verwendungssituationen in vertikaler Hinsicht ausgeprägt werden und welche Funktionen den Differenzierungen zugrundeliegen. Überlegungen liegen allenfalls zur Unterscheidung mündlicher und schriftlicher Existenzformen des neueren Niederdeutschen und den jeweils bestimmenden stilistischen Faktoren vor. Auch GOOSSENS (1977, 31) postuliert eine „feststellbare[...] vertikale[...] Differenzierung in den einzelnen Dialekten“, für die es bisher „kaum Interesse“ gegeben habe (vgl. SCHRÖDER 2015, 27; GOOSSENS 1974, 72–74): „Mit der Problematik der Schichtung der Mundarten hat

sich nicht nur die deutsche, sondern die gesamte europäische Dialektologie bisher kaum beschäftigt“ (GOOSSENS 1977, 32). Mit Recht mahnt GOOSSENS die „Erforschung der vertikalen Mundartschichtung“ als dringende Aufgabe an, die wegen schwindender Daten nicht aufzuschieben sei (GOOSSENS 1977, 32–33). Seitdem ergaben sich zur „innere[n] Schichtung der Mundarten“ (GOOSSENS 1974, 73) kaum neue Erkenntnisse, da vornehmlich Vermessungen des gesamten regionalsprachlichen Spektrums unternommen werden (vgl. ELEMENTALER u. a. 2015, ELEMENTALER/ROSENBERG 2015b, SCHMIDT/ HERRGEN 2011, SCHRÖDER 2015).

Unter Rückgriff auf neuere Untersuchungen zu vertikalen Sprachschichtungen (LENZ 2003, CHRISTEN 2010, KEHREIN 2012) wird im Folgenden eine vertikal orientierte Gliederung niederdeutscher Mundarten diskutiert. Der Beitrag leistet eine kritische Sichtung der jüngeren und älteren Forschungsliteratur nach Spuren vertikaler und diastratischer Gliederungsmuster im Neuniederdeutschen, stellt Überlegungen zur Struktur sprachlicher Datensätze für eine entsprechende Untersuchung an und diskutiert die Relevanz neuniederdeutscher Schriftlichkeit für die Ausbildung vertikaler Schichtungen oder eines Vertikalisierungsprozesses. Über die Klärung des möglichen Datenmaterials und der bisherigen Forschungslage werden erste Hypothesen aufgestellt. Somit werden noch keine Ergebnisse, sondern Grundzüge und Voraussetzungen einer Fragestellung diskutiert, die u. a. auch die Wahl einer Erhebungsregion betreffen, da nicht mehr jede Sprachregion des Niederdeutschen gegenwärtig für die skizzierten sprachlichen Differenzierungen eintreten kann (vgl. GOOSSENS 1974, 74).¹

¹ Die Thesen des Beitrags wurden in Vorträgen im Oktober 2013 in Marburg und im Januar 2014 in Flensburg vorgestellt. Den Diskutanden und den Herausgebern dieses Bandes sei für kritische Anmerkungen sehr gedankt!

2. Vertikale Gliederungssysteme und neuere Modellierungen des norddeutschen Varietätenspektrums

Areal betrachtet sind für die verschiedenen Sprachräume des Deutschen unterschiedlich modellierte Varietätenspektren und Sprachlagenkontinua anzunehmen. Insbesondere die Projekte *Regionalsprache.de* (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 375–391) und *Sprachvariation in Norddeutschland* (vgl. ELEMENTALER u. a. 2015) sowie darauf bezogene Arbeiten bringen gegenwärtig Beiträge zur Struktur regionalsprachlicher Spektren im deutschen Sprachraum. Im Folgenden wird im Detail zum einen der dialektale Pol regionaler Sprachlagenspektren sowie zum anderen der niederdeutsche Sprachraum in den Blick genommen.

2.1 Vertikale Sprachlagenspektren

Der moderne sprachliche Alltag wird im deutschen Sprachraum durch die als *Regiolekt* bezeichnete Varietät bestimmt, die zwischen den dialektalen Sprachlagen und den Normsetzungen einer gesprochenen Standardsprache anzusetzen ist. Innerhalb der regiolektalen Varietäten ist ein Ausbau der standardnäheren Sprachlagen zu beobachten, doch belastbare Beschreibungen zur Ausgestaltung eines regiolektalen Sprachlagenverbundes und seiner Gebrauchsweisen sind nur am Beispiel einer bestimmten Sprachregion zu erfassen. Die von SCHMIDT/HERRGEN (2011) angeregte Debatte über den Status von Varietäten (‘Vollvarietäten’ vs. ‘Regionalsprachenreste’) sei hier vernachlässigt (vgl. die kritische Diskussion bei ELEMENTALER/ROSENBERG 2015a), doch betont sei das Konzept, dass Varietäten intern aus verschiedenen „Sprechlagen“ als „Verdichtungsbereiche[n] variativer Sprachverwendung“ bestehen (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 52), um interne Gliederung zu illustrieren.

Die Sprachformen des basisdialektal niederdeutschen norddeutschen Sprachraums nehmen unter den Varietätenspektren des Deutschen eine Sonderstellung ein, da die regionalen niederdeutschen Sprachlagen durch deutlichen sprachlichen Abstand zu den geschriebenen und gesprochenen Formen der Standardsprache und der auf diesen basieren-

den regiolektalen Sprachlagen geprägt sind. Hinzu kommt der geringe Gebrauch der niederdeutschen Dialekte, der in einigen Regionen bereits zu Sprachverlust geführt hat. Die sprachsystematische und sprachsoziale Trennung, die vornehmlich durch das Fehlen eines sprachlichen Kontinuums zwischen niederdeutschem Dialekt und hochdeutschem Standard greifbar ist, lässt die Frage nach interner vertikaler Gliederung der niederdeutschen Mundarten zu.

Einen Ausgangspunkt bildet das Schaubild zum ‚doppelten Varietätenspektrum in Norddeutschland‘ von HÖDER (2011, 116, Abb. 1), das ein hochdeutsches neben einem niederdeutschen Varietätenspektrum entwirft, welche gemeinsam die norddeutsche ‚Regionalsprache‘ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 66) bilden und dabei in eine vertikale Ordnung zu bringen sind, da die hochdeutschen die niederdeutschen Sprachlagen überdachen. HÖDERS „niederdeutsches Varietätenspektrum“ seines norddeutschen „doppelten Varietätenkontinuums“ fügt den Ebenen ‚Basisdialekt‘ (bereits eingeschränkt) und ‚Regionaldialekt‘ die unter Umständen sprachraumspezifischen Varietäten bzw. Sprachlagen oder Sprechlagen² ‚Kultur-/Medienplatt‘ und ‚L2-Niederdeutsch‘ hinzu (vgl. HÖDER 2011, 116, Abb. 1).³ Zu dieser differenzierten und dadurch innovativen Einteilung ergeben sich fünf miteinander verkettete Anschlussfragen:

² Die kontroverse Diskussion um die Verwendung dieser Begrifflichkeiten sei ausgeklammert. Da Einteilungen innerhalb der „Vollvarietät“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 51) Dialekt thematisiert werden, empfehlen sich *Sprechlage* oder *Sprachlage*. Um einen begrifflichen Anschluss auch außerhalb der Sprachdynamiktheorie zu ermöglichen, soll der offener Terminus *Sprachlage* bevorzugt werden, der vornehmlich in den Publikationen des Projekts *Sprachvariation in Norddeutschland* zur Anwendung kommt (vgl. ELMEN-TALER/ROSENBERG 2015b, 21–22).

³ Neben die Begrifflichkeit ‚Kultur-/Medienplatt‘ können die seit den 1970er Jahren diskutierten Begriffe ‚Vereinsplatt‘ und ‚Radio-/Rundfunkplatt‘ hinzugenommen werden, die den gleichen Fall gesteuerter und dadurch teilnormierter Formen des Niederdeutschen meinen.

- Gibt es gegenwärtig ein intra-niederdeutsches Sprachlagenspektrum?
- Sind die rezenten Realisierungsformen niederdeutscher Sprachwirklichkeit bereits hinreichend erfasst und beschrieben worden?
- Welche Sprachlagen können diesem Spektrum hinzugefügt werden?
- Ist es sprachlich und linguistisch angemessen, von einer weiteren Aufgliederung des niederdeutschen Sprachlagenspektrums auszugehen?
- Ergibt sich in den einzelnen Regionen ein niederdeutsches Sprachlagenkontinuum oder ein sprachliches Nebeneinander z. B. von unterschiedlichen Kompetenzstufen?

Diese Fragen zielen zum einen auf die Angemessenheit der Annahme einer vertikal geschichteten Struktur für das Niederdeutsche und zum anderen auf die auslösenden Faktoren dieser Schichtungen ab – so kann es sich z. B. um Sprachwandelstufen, Kompetenzunterschiede, gruppenspezifische oder situationsspezifische Sprechweisen handeln.

Bevor Forschungspositionen zur Aufgliederung des Niederdeutschen ausgewertet werden, gilt es, die variationslinguistische Struktur der Vertikale anhand neuerer Darstellungen bei LENZ (2003), daran anknüpfend bei SCHMIDT/HERRGEN (2011) und KEHREIN (2012) zu beleuchten. Eine nähere, sprachraumspezifische Betrachtung des Themas bietet CHRISTEN (2010).

Unter Einbezug des gesamten regionalsprachlichen Spektrums erarbeitet LENZ (2003) für den westmitteldeutschen Ortspunkt Wittlich „fünf klar unterschiedene Sprechlagen im Sinne situativ induzierter Variantenkonstellationen“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 330). Am unteren Rand des Spektrums differenziert LENZ die Sprechlagen ‚Basisdialekt‘ und ‚Regionaldialekt‘, die ein Kontinuum innerhalb der Vollvarietät Dialekt ausbilden; darauf aufbauend folgen außerhalb des Dialekts der ‚Untere‘ und der ‚Obere Regionale Substandard‘ sowie der ‚Regionalakzent‘, der an die nicht realisierte ‚Überregionale (interferenzfreie) Standardsprache‘ angrenzt (LENZ 2003, 246, Abb. 69; vgl. zudem

SCHMIDT/HERRGEN 2011, 332). Somit besteht die variationslinguistische Struktur der Regionalsprache am Ortspunkt Wittlich aus fünf ‚Sprechlagen‘, deren Abbildung „die Strukturierung des Wittlicher Substandards in fünf wohl definierte Verdichtungsbereiche dar[stellt]“ (LENZ 2003, 388). In einer weiteren Abbildung führt LENZ diese Verdichtungsbereiche über zwei bzw. drei Varietätenbezeichnungen zusammen – dem ‚Dialektalen‘ und dem ‚Nichtdialektalen Substandard‘, wobei letzterer im städtischen Kontext in ‚Regionalakzent‘ und ‚Regionaler Substandard‘ unterteilt ist (LENZ 2003, 395, Abb. 85). Für die folgenden Überlegungen sind der ‚Dialektale Substandard‘ und seine Verdichtungsbereiche von Bedeutung, zu denen LENZ (2003, 390) ausführlich:

[...] [B]asisdialektales und regionaldialektales Sprachverhalten [differieren] weniger qualitativ als vielmehr quantitativ und [können] nur graduell voneinander abgegrenzt werden [...]. Die beiden dialektalen Verdichtungsbereiche weisen annähernd identische, nämlich die primären und sekundären Varianten auf, wobei der Regionaldialekt geringere Frequenzen aller Dialektvarianten, insbesondere der primären, zeigt.

Kennzeichen des Basisdialekts sind im Umkehrschluss die primären Dialektmerkmale. Folglich gilt, dass „die Verdichtungsbereiche Basisdialekt und Regionaldialekt [...] nur graduelle Abstufungen der jeweiligen Varietät [hier des ‚Dialektalen Substandards‘; R. L.] darstellen“ (LENZ 2003, 391). Die hierbei von LENZ als „gesichert“ gewertete „Varietätengrenze“ zwischen „Dialekt und Nicht-Dialekt“ am Ortspunkt Wittlich (vgl. LENZ 2003, 392) kann als Konzept auf den norddeutschen Raum übertragen werden, da dort dem dialektal-niederdeutschen Spektrum sprachsystematisch und sprachhistorisch der Status einer Einzelsprache zukommt.⁴ Daher bleibt die Frage, welche vertikalen Einteilungen innerhalb des (historisch) einzelsprachlichen ‚Dialektalen (= Niederdeutschen) Substandards‘ zu ziehen sind.

⁴ Vgl. zu dem Konzept ‚Niederdeutsch als historische Einzelsprache‘ die Diskussion bei MENKE (1992, 1998, 2002 und 2004).

Eine neuere Kombinationsdarstellung von KEHREIN (2012) nach SCHMIDTS (1998, 167–174) „Typen rezenter variativer Spektren“ sowie nach LENZ (2003) führt den Kenntnisstand über regionale Sprachlagenspektren für verschiedene Regionen zusammen (vgl. KEHREIN 2012, 71, Abb. 3–4). In der Literatur wurden bisher für die Schweiz, Ostösterreich und Wittlich differenzierte dialektale Spektren angegeben, neuere Ergebnisse des Projekts *Regionalsprache.de* treten kontinuierlich hinzu (vgl. u. a. KEHREIN 2012). Wenn die Aufgabe lautet, „Typen rezenter variativer Spektren“ (SCHMIDT 1998, 167–174) zu beschreiben und zu vergleichen, so ist neben der dynamischen regiolektalen auch die dynamische dialektale Struktur von Interesse, die weniger einheitlich zu beschreiben wäre als vielfach üblich, da situationspezifische Verwendungen stärker berücksichtigt werden sollten. Während die variationslinguistische Struktur der Vertikale seit der Studie von LENZ (2003) etablierter Betrachtungsgegenstand ist, arbeitet die ältere Forschung nur selten mit differenzierten vertikalen Gliederungen. Der von KLEIN (1973, 118–121) knapp diskutierte Zusammenhang einer „vertikalen Sprachdurchschichtung“ meint in Ergänzung zu horizontal orientierten Darstellungen vor allem die Berücksichtigung von Sprachwandelprozessen unter soziologischen und historischen Gesichtspunkten im Anschluss an WALTER MITZKA; unterschiedliche Sprachlagen innerhalb einer bestimmten dialektkompetenten Sprechergemeinschaft werden hingegen nicht einbezogen.

Bei aller Akzeptanz einer vertikal orientierten Betrachtungsweise bleibt die Begrifflichkeit im vorliegenden Kontext problematisch, da übergreifende Definitionen Parameter betonen, deren Gültigkeit für das Beispiel niederdeutsche Dialekte zu diskutieren ist:

[V]ertical convergence arises from direct or indirect contact between varieties where the converged-to variety holds a higher status in social space than the converging variety. In many cases the converged-to variety is an overarching spoken standard variety, but it does not have to be. (RØYNE-LAND 2010, 259)

Die Orientierung an einer standardsprachlichen Norm („overarching spoken standard variety“) ist für die genannten Arbeiten, insbesondere

für die Untersuchungen von LENZ, ohne Weiteres gegeben, fällt aber für die Diskussion einer intra-dialektalen vertikalen Struktur weniger eindeutig aus, wenn nicht auch hier eine Orientierung an der hochdeutschen Standardform am Horizont des Gesamtspektrums Gültigkeit haben soll.⁵ Die Frage jedoch, ob neben einer standardsprachlichen Orientierung, die für den sprecherindividuellen hochdeutschen Kompetenzbereich anzusetzen ist, auch eine intra-dialektale Makrosynchronisierung im Sinne einer auf dialektalen Ausgleich und Situationsangemessenheit ausgerichteten Verwendung des Dialekts besteht, ist weitgehend unbeantwortet. Auf den daraus resultierenden Zweifel an vertikalen Strukturen innerhalb eines Dialekts wird im Folgenden eingegangen. Trotz dieser begrifflichen Unsicherheit werden berechnigte Einwände gegen die vermeintliche Einheitlichkeit lokaler oder regionaler dialektaler Formen, die eher einem spezifischen Forschungsdesign oder einer auf Homogenität zielenden Sprachideologie als der Sprachwirklichkeit entspricht, formuliert; so z. B. von GEERAERTS zur lexikalischen Struktur von Dialekten:

In most cases, traditional dialect dictionaries present us with a single name for a given concept, coming from just a single informant for a given place: the assumption would seem to be that (except maybe for diachronic changes in the vocabulary of the dialect in question) the dialect is internally homogeneous and lexical usage among the speakers of the dialect is basically uniform. (GEERAERTS 2010, 825)

Dass die von GEERAERTS kritisierte Homogenitäts-Annahme zu kurz greift, legt allein die Schilderung ihres bloßen Anspruches nahe. Als notwendige Folgerung ergibt sich die Aufgabe, sprachliche Varianz an Stelle der behaupteten Homogenität von Dialekten aufzuzeigen – verbunden mit dem Anspruch, Funktionsweisen und Regelmäßigkeit in der Varianz zu erkennen. Für mundartliche Sprachformen ist das bisher kaum unternommen worden, da eher Einheitlichkeit als Vielfalt ihrer

⁵ Für Hinweise zu dem Themenfeld Vertikalisierung und insbesondere auf die nachfolgend angesprochene Konzeption REICHMANNNS danke ich vielmals Jens Philipp Lanwer (Duisburg); vgl. auch LANWER (2015, 30–39).

Formen als Charakteristikum angenommen wurde. Weil Varianz in der traditionellen Dialektologie als Störfaktor wissenschaftlicher Analyse angesehen wurde, konnte ihre Regelmäßigkeit nicht erfasst werden. LENZ (2003, 251–252) hat mit der Diskussion des „Dialektalen Substandard[s]“ einen neuen Weg aufgezeigt. Eine engere Herausarbeitung „einer intradialektalen stilistisch-vertikalen Schichtung“ (CHRISTEN 2010, 145) im deutschen Sprachraum ist bisher allein von CHRISTEN thematisiert worden. Indem sie das Schweizerdeutsche unter vertikalen Aspekten betrachtet, wählt sie eine Regionalsprache mit spezifischer, dem Norddeutschen vergleichbarer Ausgangslage. Grundsätzlich stellt CHRISTEN fest, dass „sich die vertikale dialektale Variationsdimension zwangsläufig aus dem Sachverhalt eines Ausbaudialekts ergibt“ (CHRISTEN 2010, 145), der auch für einige nordniederdeutsche Mundarten zumindest beansprucht wird. Als Problem ergibt sich die kaum greifbare konkret-sprachliche Differenzierung unterschiedlicher vertikaler dialektaler Sprachlagen, obwohl zu gelten hat, dass „die ‚strukturell unterversorgte‘ [nach LORENZ HOFER; R. L.] Soziostilistik [...] natürlich keineswegs [...] mit einem Fehlen soziosituativer Variation [gleichzusetzen ist]“ (CHRISTEN 2010, 147). Die Suche nach belastbaren sprachlichen „Strukturvariablen“ (CHRISTEN 2010, 147) neben nachvollziehbaren sprachexternen Einteilungskriterien erweist sich als schwierig, und so ist zunächst das vorsichtige Fazit von CHRISTEN zur schweizerdeutschen Sprachlichkeit voranzustellen:

Wie erörtert handelt es sich [...] um einen Ortsdialekt, der soziale Differenzierung nicht primär mit Strukturmerkmalen enkodiert. Die intradialektale soziostilistische Variation als ein vertikal geschichtetes Kontinuum zu modellieren, ist sicherlich verfehlt: Sprachlagen mit einer situativ-vertikalen Dimension, wie sie Lenz (2003) innerhalb eines Dialekt-Standard-Kontinuums in Form von Verdichtungsbereichen nachgewiesen hat, gibt es in der Deutschschweiz nicht. (CHRISTEN 2010, 157)

CHRISTEN vermutet allerdings ein „situativ-horizontales Kontinuum“, „auf dem entsprechend disponierte Sprecherinnen und Sprecher adressatenorientiert shiften“ (CHRISTEN 2010, 157). „Ob es horizontale Ver-

dichtungsbereiche gibt, die die Bedingung erfüllen, spezifische Strukturverbindungen aufzuweisen, die mit aussersprachlichen Grössen korrelieren – Grössen vorerst unbekannter Natur –, müsste empirisch untersucht werden“ (CHRISTEN 2010, 157). Diese Überlegungen sind hilfreiche Ausgangspunkte für die Einschätzung vertikaler Strukturierungen im Niederdeutschen, für die speziell zugeschnittene empirische Belege jedoch ebenfalls ausstehen, da CHRISTEN mit Recht unterschiedliche Sprachgebrauchssituationen für eine Varianz des Schweizerdeutschen (oder des Niederdeutschen) annimmt. Diese müssten erhoben werden.

2.2 Niederdeutsche Sprachlagenspektren

Ergänzend zur Diskussion der variationslinguistischen Struktur der Vertikale folgen anschlussfähige Erkenntnisse zum Niederdeutschen. Für den norddeutschen Raum entwarf DAHL in den 1970er Jahren ein Sprachschichtenmodell, das vornehmlich auf Sprachdaten aus den 1960er Jahren beruht und fünf Sprachschichten unterscheidet (DAHL 1974, 343–344):

1. Sprachschicht *H*: Hochsprachliches Hochdeutsch (hochsprachliche Norm)
2. Sprachschicht *U*: Hochsprachnahes (umgangssprachliches) Hochdeutsch
3. Sprachschicht *U^m*: Hochdeutsch mit niederdeutscher Beimischung (mundartnahe Umgangssprache)
4. Sprachschicht *M¹*: Niederdeutsch mit hochdeutscher (vor allem umgangssprachlicher) Beimischung
5. Sprachschicht *M*: Niederdeutsche Mundart

Zwischen den Sprachschichten *U* und *M* – hier ist an die erwähnte Strukturgrenze in Wittlich zu denken – zeigt DAHL, damit traditionelle Vorstellungen bestätigend, eine deutliche Grenzziehung:

Sie [U und U^m sowie M und M^u ; R. L.] sind jedoch in ihrer sprachlichen Struktur so unterschiedlich, daß sie als solche in der Regel geschieden bleiben, d. h. es kommt zu keiner vollständigen Sprachmischung. Die Grundlage der Kommunikation bildet jeweils das eine oder das andere sprachliche System, die Interferenzschichten leiten nicht allmählich in das andere System über, sondern es erfolgt allenfalls ein alternierender Übergang [...]. (DAHL 1974, 344)

Demnach beschreiben die Sprachschichten 4. („ M^u : Niederdeutsch mit hochdeutscher (vor allem umgangssprachlicher) Beimischung“) und 5. („ M : Niederdeutsche Mundart“) das variationslinguistisch erfassbare und entsprechend modellierte niederdeutsche Spektrum im Raum Rostock der 1960er Jahre. Von Interesse ist die angegebene Zweiteilung des mecklenburgischen ‚Dialektalen Substandards‘. GERNENTZ (1980, 154) folgert aus Rostocker und Greifswalder Studien: „Natürlich gibt es noch deutliche Unterschiede in der Verwendung und Beherrschung des Nd. bei den verschiedenen sozialen und demographischen Gruppierungen. Selbstverständlich herrscht es in der älteren Generation stärker als in der jüngeren.“ Diese exemplarischen soziolinguistischen Untersuchungen, die inzwischen einen historischen Stand spiegeln, legen nahe, dass eine vertikale Schichtung im niederdeutschen Spektrum über verschiedene differenzierende Faktoren erfassbar ist. Jüngste Forschungsergebnisse deuten jedoch den weitgehenden Verlust der Komplexität des niederdeutschen Spektrums an. KEHREIN (2012) präsentiert für die regionalsprachlichen Spektren der norddeutschen Ortspunkte Alt Duvestedt (Schleswig) und Stralsund (Mecklenburg) einander ähnelnde Ergebnisse, die jeweils eine bivariete Struktur mit großem Abstand zwischen Dialekt und standardnahem Regiolekt stützen (vgl. KEHREIN 2012, 275–313). Zu den älteren Ergebnissen von DAHL heißt es:

Die in der vorliegenden Untersuchung analysierten Daten deuten keine solch fein differenzierte vertikale Struktur an [...]. Dennoch widersprechen sich die Ergebnisse nicht notwendigerweise. Beginnen wir mit dem dialektalen Pol, den Sprachschichten *M* und *M^u*. Für letztere gibt DAHL (1974) als einzige hochdeutsche Interferenzen ein erhöhtes Sprechtempo und die Ersetzung von *sl*, *sm*, *sn*, *sw* durch die Lautverbindungen mit postalveolarem Frikativ [ʃ] an, wobei sie auch bemerkt, dass es sich bei dieser Erscheinung bereits um einen weitgehend abgeschlossenen Dialektwandel handelt. [...] Es scheint sich also [bei *M^u*; R. L.] nicht um eine zusätzliche Sprachschicht zu handeln, sondern um die moderne, leicht veränderte Form des Dialekts [...]. (KEHREIN 2012, 307)

KEHREIN bewertet die historischen Sprachdaten anders als DAHL und nimmt den Sprachwandel im Niederdeutschen nicht als mögliche sprachliche Markierung unterschiedlicher Sprachfunktionen oder Sprachverwendungsweisen an – die jedoch historisch wie rezent nicht auszuschließen sind, da der Niederdeutschgebrauch nicht zwangsläufig auf einen Situationstyp zu begrenzen ist. In der Summe zeigt die Forschung Dialektwandel und Dialektkompetenzunterschiede (die als Einflussfaktoren kaum zu trennen sind) als ursächlich für unterschiedlich strukturierte niederdeutsche Sprachdaten (vgl. ELEMENTALER 2009a, KEHREIN 2012, WILCKEN 2013). Weiterhin besteht die Anschlussfrage nach abgrenzbaren Strukturen im Sinne vertikal strukturierter Sprachlagen. In indirekter Anknüpfung auch an das L2-Niederdeutsch des HÖDER'schen Modells formuliert KEHREIN eine Forschungsaufgabe, die zwar vornehmlich die horizontale Sichtweise nennt, ohne Weiteres aber um die vertikale Sichtweise zu ergänzen wäre:

In künftigen Studien geht es darum, die Systeme und die horizontale Struktur der heutigen niederdeutschen Dialekte umfassend zu beschreiben. Darin eingeschlossen ist die Erforschung von Auswirkungen des ‚gesteuerten Zweitspracherwerbs‘ (ELEMENTALER 2009a, 358–359), also der institutionell gesteuerten Vermittlung niederdeutscher Dialekte. (KEHREIN 2012, 293)

Die möglichen Auswirkungen eines institutionellen Zweitspracherwerbs verweisen auch auf vertikale Strukturgliederungen im Niederdeutschen; insbesondere auch aus dem Grund, dass bei entsprechenden

Lehr-Lernprozessen die Normfrage in das Blickfeld rückt (vgl. LANGHANKE 2013; 2017; FREDSTED 2015). Inwieweit sich Sprachlagenunterschiede auch sprachsystemisch und nicht nur durch die Zuordnung zu bestimmten Sprechergruppen festmachen lassen, muss am Sprach- und Sachmaterial geprüft werden. Das Wissen über vertikale Gliederungen im Niederdeutschen findet sich bisher eher implizit transportiert in älteren Darstellungen zum Entwicklungsstand der Sprache. Der folgende Abschnitt bringt die Zusammenstellung einiger Positionen.

3. Sprachliche Schichtung im Niederdeutschen: Positionen der Forschung

Die neuere Forschung zum norddeutschen Varietätenspektrum, die sich in der Regel im Umfeld der Projekte *Sprachvariation in Norddeutschland* und *Regionalsprache.de* realisiert, hat in Anknüpfung an soziolinguistisch motivierte Erkenntnisse der 1970er Jahre zahlreiche Aussagen über das variative Feld zwischen Dialekt und Standardsprache getroffen. In der Betrachtung der dialektal-niederdeutschen Sprachformen liegt ein Schwerpunkt auf der Analyse des hochdeutsch beeinflussten Sprachwandels. Vertikale oder diastratische Variation innerhalb der niederdeutschen Mundarten wird kaum erfasst und auch in der älteren Forschung nur selten thematisiert, doch einige Ansätze lassen sich ausmachen. Diese ergeben sich vielfach über das Stichwort ‚Stilistik des Niederdeutschen‘, da stilistisch orientierte Betrachtungen von einer Variabilität der beteiligten Sprache ausgehen müssen.

3.1 Niederdeutsche Sprachschichtung im älteren Forschungsdiskurs

Der Forschungsdiskurs der 1950er bis 1970er Jahre über Sprachschichten im Niederdeutschen nimmt vornehmlich die Dichotomie gesprochene und geschriebene Sprache sowie die Möglichkeit verschiedener Stilebenen in den Blick. Zwar beziehen sich diese Überlegungen auf einen nunmehr historischen Sprachstand, da die niederdeutschen Mundarten seit den 1970er und 1980er Jahren durch rasch zunehmende

Sprachgebrauchsverluste gekennzeichnet sind (vgl. MÖLLER 2008), doch sind sie als Modellierung vergangener bzw. möglicher Sprachschichtungen weiterhin von Interesse, indem sie Einschätzungen der sprachlichen Wirkungsmöglichkeiten des Niederdeutschen bieten. Einige Ausführungen lassen gültige Rückführungen auf eine historische Vielschichtigkeit niederdeutschen Sprachgebrauchs und in der Folge auf heutige Sprachverhältnisse zu, andere Ausführungen beschreiben Vorstellungen eines niederdeutschen Sprachausbaus, dem Züge eines Vertikalierungsprozesses zuzuschreiben sind, der in dieser Weise bisher nur bedingt eintritt. Als entscheidend erweist sich die jeweilige Einschätzung der Funktion niederdeutscher Schriftlichkeit. Einige rückblickend weniger gerechtfertigte Positionen erhalten ihre Bedeutung durch die geleistete Dokumentation einer zeitgenössischen Einschätzung des Niederdeutschen.

Die dokumentierten Positionen, fast ausschließlich aus dem wissenschaftlich und nicht sprachpflegerisch motivierten Diskurs über das Niederdeutsche gewählt, bieten wiederkehrende Argumentationsmuster, in denen Sprachgeschichte und Schriftlichkeit eine bestimmende Funktion haben. Die Betonung der auf Grund des medialen Unterschieds selbstverständlichen Trennung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit gibt vielfach eine erste Untergliederung des Niederdeutschen vor: „Nur eins gilt es von vornherein festzuhalten: geschriebene Mundart, Dichtung, ist zwar Mundart, gibt aber nicht das gewöhnliche Alltagsplatt wieder, wie es im Hause und im Dorf gesprochen wird“ (WESCHE 1968, 13). Die wissenschaftshistorisch verbreitete Wahrnehmung der niederdeutschen Sprachgeschichte als ein Absinken in dialektale Vielfalt nach Abbruch der verbindlichen mittelniederdeutschen Schriftsprache vermittelt bei aller fachlicher Kritik an dieser These zumindest für ältere Epochen der Sprachgeschichte die Vorstellung einer vertikalen Strukturierung des Niederdeutschen:

Die allgemein verbindliche mittelniederdeutsche Schriftsprache, die Hangesprache, ist längst erloschen. Wir haben keine Tradition einer allgemeinen niederdeutschen Sprache mehr, sie ist im 16. Jahrhundert abgerissen. Keine unserer großen niederdeutschen Mundarten, weder das nordniedersächsische noch das ostfälische Platt, noch das westfälische oder das ostfälische können den Anspruch auf Verbindlichkeit für alle Dialektgebiete beanspruchen. Uns Ostfalen, ich glaube auch den Westfalen, ist das klar, nicht aber immer den Nordniederdeutschen. (WESCHE 1968, 15)

Konzeptionen, die bestimmte Mundarten als besonders einflussreich oder vorbildlich einstufen, sind kontinuierlich anzutreffen: „Das Nordniedersächsische, das von Ostfriesland bis nach Schleswig reicht, gilt allgemein und im ganzen mit Recht als das klassische Niederdeutsch“ (WESCHE 1968, 16). Auch diese behauptete Vormachtstellung ist eine Grundlage für die Annahme von Vertikalisierungsprozessen zumindest in der großräumlichen Varietätengruppe des Nordniederdeutschen. Die folgende Überlegung von WESCHE zeigt, erneut ausgehend von der Literatursprache Niederdeutsch, einschlägige Positionen zur sprechergruppenspezifischen Verteilung und Aufgliederung des Niederdeutschen:

Noch etwas anderes hat dazu beigetragen, daß die reiche Vielfalt des Niederdeutschen allmählich zusammengeschrumpft ist und täglich mehr zusammenschrumpft. [...] Der sprachliche Reichtum dieser großen drei [der Autoren Klaus Groth, Fritz Reuter und John Brinckman; R. L.] beruht ja gerade darauf, daß ihre Sprache eine nicht nur dichterisch überhöhte Sprache ist. Was bei Brinckman, mehr noch bei Reuter, Hochdeutsch anklingt, ist ja gar nicht im eigentlichen Sinne Hochdeutsch, sondern ein durchaus einwandfreies Plattdeutsch, das nur das Bildungsniveau des Verfassers widerspiegelt. Diese plattdeutsche Sprache des gehobenen Bürgertums haben wir längst verloren, der gebildete Landwirt und Handwerker geht uns jetzt verloren. Mit ihnen schwindet aber auch ein Gutteil unseres plattdeutschen Wortschatzes; und was ebenso schwer wiegt, uns fehlt eine Bevölkerungsklasse, die zwar fremden, insonderheit hochdeutschen Einflüssen gegenüber tolerant war, sie gern aufnahm, die aber auch noch oft imstande war, sie ihrer eigenen plattdeutschen Sprache einzufügen und zu amalgamieren. (WESCHE 1968, 19)

Noch vor wenigen Jahrzehnten war das Niederdeutsche Alltagssprache ganz unterschiedlicher sozialer Schichten und sprachlich entsprechend variabel. Auseinandersetzungen mit dieser Variabilität wertet WESCHE als „erwünschte[n] Beitrag zu einer dringend notwendigen plattdeutschen Stilgeschichte“ (WESCHE 1968, 23). Dabei ist der die niederdeutsche Sprachentwicklung kontinuierlich prägende Sprachkontakt zum Hochdeutschen zwar bestimmend, doch bewirkt er bis in die Gegenwart keine Auflösung niederdeutscher Eigensprachlichkeit (vgl. WILCKEN 2013, 34; ELEMENTALER 2009b; anders GOOSSENS 1983). Während Schriftlichkeit grundlegend von Mündlichkeit zu trennen ist, könnte die an mündlichen Strukturen orientierte neuniederdeutsche Schriftlichkeit wiederum Spiegel und Stütze der mündlich existenten Sprachlagen sein, wie auch WESCHE nahelegt:

Die Motive des Plattschreibens sind vielerlei. Was dabei herauskommt, ist so vielschichtig wie möglich: Alltagsplatt, Sonntagsplatt, Festtagsplatt; aber immer, wenn die Form nur geglückt ist, Platt, gutes Platt. (WESCHE 1968, 24)

Der wertende Nachsatz legt den Wunsch nach regionaler Normorientierung offen, die erfahrenen Sprechern bereits eingegeben sein soll. Der Umstand, dass zwischen unterschiedlichen Sprechergenerationen verschiedene Niederdeutschkompetenzen festzustellen sind, erfährt mehrere Begründungen. Ende der 1960er Jahre dokumentiert WESCHE für Ostfalen, dass lautliche Neuerungen im Niederdeutschen der mittleren Sprechergeneration durch die jüngere Sprechergeneration wieder aufgehoben wurden, da „die Jugend die dem Hochdeutschen näher stehenden Formen zugunsten der anscheinend besseren plattdeutschen Form aufgibt“ (WESCHE 1968, 25). Auch dieses Detail zeigt Variation innerhalb des Niederdeutschen, die zum einen als Sprachwandel zwischen den Generationen, zum anderen als zeitlicher paralleler Schichtungsprozess zu verstehen ist – dabei abhängig von einer individuellen Bewusstheit stilistischer und situativer Variationsbreite der eigenen niederdeutschen Mundart.

Somit stehen bereits zwei Wahrnehmungen örtlicher niederdeutscher Sprachvielfalt nebeneinander, die das Konzept der einheitlichen

Ortsmundart als korrekturbedürftig zeigen. Zum einen stützen Beobachtungen von Sprachgemeinschaften und Sprachgebrauchsweisen die wenig überraschende Annahme einer situations- und gesellschaftsschichtenspezifischen Realisation des Niederdeutschen mit erkennbaren sprachlichen Unterschieden, und zum anderen bedeuten Veränderungen in der arealen Gliederung des Niederdeutschen, die eine Ausbildung regionaler Ausgleichsformen nahelegen, die Möglichkeit des Beginns eines Vertikalisierungsprozesses, in dem die überörtliche Orientierung an regionalen Ausgleichsformen neben lokale Formen tritt und eine situations- und sprecherspezifische Relevanz erhält. Hierbei ist deutlich, dass auch Kompetenzunterschiede zwischen den Sprechergruppen zu wahrnehmbaren Unterschieden führen. Regionaler Sprachausgleich wird bereits in den 1960er Jahren als entscheidendes Moment beschrieben: „Die einzelne Dorfmundart verschwindet, schon in der Familie ist die Mundart nicht mehr einheitlich. Es scheint sich so etwas wie eine plattdeutsche Verkehrsmundart für eine größere Fläche auszubilden“ (WESCHE 1968, 26). Diese durch interdialektale Ausgleichsprozesse und vor allem durch Orientierung an grammatischen Strukturen des Hochdeutschen geprägten Vorgänge sind ein eigenes Thema. Die Sprachschichtungen lassen sich über die Erhebung der Äußerungen unterschiedlicher Sprachträger dokumentieren, auch wenn damit ein wichtiger Aspekt des Themas – die Beherrschung mehrerer Sprachlagen des Niederdeutschen durch ein- und denselben Sprecher – nicht gestärkt wird. Diese nunmehr historische Differenzierung beschreibt WESCHE:

Wir treffen überall mehrere Sprachschichten wie bei unseren Dichtern: Jahns Luzifer, Johannimlohs Lyrik, ein guter Schwank, eine derbe Anekdote, so auch bei unseren Mundartsprechern. Ich meine hier die soziologische Schichtung, also nicht nach dem Stoff, sondern nach dem Sprecher. Drei Bevölkerungsschichten meine ich sprachlich einigermaßen scheiden zu können: einmal sind das alte Leute und Leute aus sehr beschränktem Lebenskreise. Der Wortschatz ist relativ klein, viele hochdeutsche Wörter werden verwendet. [...] Zum anderen Menschen, die weit herumgekommen sind: Handwerker, Poliere, Landwirte, Kaufleute. Ihr Wortschatz ist größer, sie haben viel mehr fremde, besonders technische Wörter in sich aufgenommen. [...] Zum Dritten. [...] Das sind

Leute der älteren Generation, die einen weiten Gesichtskreis haben, mit dem heutigen deutschen Bildungsgut durch Schule, teilweise durch Hochschule vertraut sind, in ihrer Umgebung etwas gelten, aber plattdeutsch selten noch im Alltag sprechen. Für sie bedeutet unsere Sprache sicher etwas, sie ist wie ein Festtagsgewand. Sie sprechen es bei Gelegenheit gern, sie sprechen es scheinbar sogar gut und gewählt. [...] Rein äußerlich scheint alles in Ordnung. Aber sehen wir genau zu, dann ist oft [...] nur das Äußere, der Wortschatz, gut Plattdeutsch, aber der Satzbau völlig Hochdeutsch. (WESCHE 1968, 28)

Hier sind Sprachkompetenzunterschiede prägend. WESCHE stellte diese Überlegungen 1968 vor einer Versammlung niederdeutscher Autoren und Kulturschaffender vor, deren aufschlussreiche Reaktionen ein Diskussionsprotokoll dokumentiert:

Aus dem Vortrag ist festzuhalten, daß das Plattdeutsche von heute uns in verschiedenen Schichten begegnet. Die 1. Schicht ist das ‚angeborene‘ Platt, eine unreflektierte, nach Wortschatz und Syntax unkritische Sprachweise. Die zweite Schicht ist die Umgangssprache. Die 3. ist die Sprache der Gebildeten und der Dichter. Dem Vortrage nach ist als gültiges Platt die erste Schicht anzusehen. Wir sind gewohnt, die Normen aus dieser Schicht zu gewinnen. In der 2. Schicht, der plattdeutschen Umgangssprache, sind starke Verfallserscheinungen festzustellen. In der 3. Schicht ist Positives mit Fragwürdigkeiten aus dem Hochdeutschen und anderen Quellen vermischt. [...] Das Hochdeutsche in seiner hochsprachlichen Form zeigt dieselbe Schichtung. Befinden wir uns nicht in dem Zeitpunkt, in dem aus dem Niederdeutschen als einer nur gesprochenen Sprache eine Schriftsprache wird oder schon geworden ist? In Zukunft müssen die Orientierungen an dieser Schriftsprache in viel höherem Maße erfolgen, weil die anderen Schichten dem veränderten Leben zum Opfer fallen. (SCHULTE 1968, 33–34)

SCHULTES Reaktion auf WESCHES Ausführungen bündelt sprachpflege-motivierte Positionen und leitet aus den referierten Sprachverwendungsweisen die Notwendigkeit eines gesteuerten Vertikalisierungsprozesses über die niederdeutsche Literatursprache ab, die als entscheidend für den Spracherhalt angesehen wird. Dieser Bezug zur Schriftlichkeit des Niederdeutschen wird von soziolinguistisch ausge-

richteten Überlegungen zur Vielschichtigkeit der Sprache nicht übernommen; stattdessen wird situative Vielfalt der Mündlichkeit betont:

Dabei hat das Niederdeutsche im allgemeinen die Funktion der ‚Hausprache‘, die im vertrauten Familienkreise untereinander gebraucht wird [...]; außerdem herrscht Niederdeutsch vor in verschiedenen Tätigkeitsbereichen, vor allem traditionsgebundenen wie Landwirtschaft und Handwerk, doch auch in bestimmten Industriezweigen, so im Baugewerbe. (SANDERS 1979a, 75)

Die Beschreibung der niederdeutschen Mundarten als sowohl für das Privat- als auch für das Berufsleben adäquate mündliche Sprachform wird zugleich eingeschränkt, da sich die Mundarten „als nicht mehr geschmeidig genug für intellektuell oder technisch anspruchsvolle Redeinhalte erweisen“ (SANDERS 1979a, 76) – diese Funktion übernehmen hochdeutsche Sprachlagen. Immerhin kann Niederdeutsch als berufliche Fachsprache noch als notwendige intra-dialektale Sprachlage beschrieben werden, „während in niederdeutschen ‚Honoratiorenkreisen‘ das Plattdeutsche gewissermaßen die ‚Hobby-Sprache‘ darstellt, für die man sich engagiert einsetzt, ohne ihrer jedoch kommunikativ zu bedürfen“ (SANDERS 1979a, 78). Sprachliche Unterschiede zwischen der ‚Hobby-Sprache‘ Niederdeutsch und einer niederdeutschen Berufsfachsprache sowie einer alltäglichen niederdeutschen Familienkommunikation sind an ein- und demselben Ortspunkt anzunehmen – ebenso die Möglichkeit, dass ein Sprecher zwei oder mehrere dieser Sprachlagen beherrscht. Die Wirkungsmöglichkeiten der außerfamiliären Sprachformen des Niederdeutschen gelten jedoch bereits SANDERS (1979) als eingeschränkt:

Gleichwohl hat das Niederdeutsche sich in einigen kulturellen Bereichen eine zwar bescheidene, doch immerhin erwähnenswerte Geltung bewahrt. Als Sprache der Öffentlichkeit, sei es im Behörden- oder Geschäftsverkehr, doch auch in Gesprächen offizielleren Charakters, spielt das Niederdeutsche so gut wie keine Rolle. (SANDERS 1979a, 79; vgl. auch SANDERS 1979b)

Den ‚kulturellen Bereichen‘, denen auch Schriftlichkeit und Dichtung zuzuordnen ist, kommt in nahezu allen Argumentationen eine Schlüs-

selfunktion für eine ausdifferenzierte Verwendungsweise des Niederdeutschen zu – häufig flankiert von der sprachgeschichtlich irreführenden These, man habe sich von einer einheitlichen schriftsprachlichen Struktur fortbewegt; so rät NIEKERKEN (1950):

Will nun der Gebildete bei sich den erwähnten Mangel abstellen, so ergeben sich größere Hindernisse: Weil es im Niederdeutschen keine überörtliche Schriftsprache mehr gibt, muß er sich für das Erlernen einer Mundart entscheiden. (Da liegt es nahe, sich an der Heimatform oder aber an einen mächtigeren Literaturdialekt zu halten, etwa den des Lieblingsdichters.) (NIEKERKEN 1948/1950, 340)

NIEKERKEN entwirft den ‚gebildeten Plattdeutschsprecher‘, der zum einen in der Lage ist, sich die Sprache anzueignen, und zum anderen ein klares, auch literatursprachlich gestütztes Bewusstsein für deren Vielschichtigkeit erlangt. Diese Modellierung des ‚niederdeutschen Gebildeten‘ ist ein Ansatz zu einer vertikalen Sprachgliederung, da die Sprachträgergruppe über übliche Klischees hinaus ergänzt und die Ausdrucks- und Einsatzmöglichkeit der Sprache erweitert ist, wie folgende Überlegung zeigt:

Man verlangt heute aber vom niederdeutschen Gebildeten, daß er beim Plattdeutschsprechen umdenkt, sich auf die Stufe eines handarbeitenden Landmannes versetzt und sich besinnt, wie dieser sich in solchem Falle ausdrücken würde. [...] Warum muß der Niederdeutsche seine logische Denkkraft [...] aufgeben? (NIEKERKEN 1948/1950, 346)

Nach NIEKERKEN ist Niederdeutsch nicht nur als Sprache der handarbeitenden Bevölkerung, sondern auch als Sprache theoretischer Reflexion vorstellbar – abhängig von Sprecher und Situation. Es steht außer Frage, dass die von WESCHE und NIEKERKEN sowie SANDERS geschilderten Sprachschichtungsverhältnisse des Niederdeutschen im 21. Jahrhundert historisch und daher neu zu erfassen sind. Die Überlegungen NIEKERKENS und WESCHES, sind geprägt durch den Wunsch einer Positionierung des Niederdeutschen in den gesellschaftlichen Strukturen nach 1945, aber noch nicht durch soziolinguistische Forschungsansätze bestimmt, die stärker auf der Grundlage von Erhebungen und weniger

auf Grundlage von (fundierten) Lage-Einschätzungen operieren.⁶ In Rostock und Greifswald ab den späteren 1960er Jahren durchgeführte soziolinguistische Untersuchungen analysieren systematisch Fragen der Sprachschichtungen (vgl. DAHL 1974; GERNENTZ 1974; GERNENTZ 1974b; GERNENTZ 1975a; GERNENTZ 1975b; GERNENTZ 1975c; GERNENTZ 1977; GERNENTZ 1980; GERNENTZ 1981; HERRMANN-WINTER 1974; HERRMANN-WINTER 1979 sowie SCHÖNFELD 1974 zur Altmark). Übergreifende Ergebnisstrukturen auch zur Frage der vertikalen Gliederung des Niederdeutschen dokumentiert GERNENTZ (1980, 154): „Natürlich gibt es noch deutliche Unterschiede in der Beherrschung und Verwendung des Nd. bei den verschiedenen sozialen und demographischen Gruppierungen.“ Er weist zudem darauf hin, dass ein auf das Niederdeutsche bezogenes Sprachnormbewusstsein bei einigen Sprechern noch vorhanden sei (vgl. GERNENTZ 1980, 152–153). Ein entsprechendes Sprachbewusstsein bildet eine Voraussetzung für Ausprägung und Wahrnehmung unterschiedlicher sprachlicher Realisierungsformen des Niederdeutschen. Die Hauptlinie der Argumentation zum Niederdeutschgebrauch ist jedoch die Hervorhebung der funktional gesteuerten Verwendungsweise der Sprache, die auch als Errungenschaft der DDR gegenüber der BRD betont wird, da westdeutsche Publikationen eher Gruppenbindungen betonen würden – dieser zeitpolitische Aspekt sei im Weiteren ausgeklammert:

⁶ WALTER NIEKERKEN und HEINRICH WESCHE waren als Ordinarien für niederdeutsche Philologie in Göttingen (WESCHE) und Hamburg (NIEKERKEN) in den 1950er und 1960er (1970er) Jahren Impulsgeber des Faches. Beide wuchsen mit der Erstsprache Niederdeutsch auf, so dass persönliches Spracherleben die Argumentationen begleitet. HANS JOACHIM GERNENTZ war Ordinarius für Niederdeutsche Philologie in Rostock, und WILLY SANDERS hatte in den 1970er Jahren den Kieler Niederdeutsch-Lehrstuhl inne.

In der DDR ist dagegen eindeutig an die Stelle der kaum noch erhaltenen Bindung des Nd. an soziale Klassen und Gruppierungen mehr und mehr die teilweise schon im 19. Jahrhundert bei sprachlich gebildeten und dem Volke zugewandten Vertretern des Bürgertums aufkommende funktionale Verwendung getreten. (GERNENTZ 1980, 158; vgl. zudem GERNENTZ 1980, 109–110)

Eine ‚funktionale Verwendung‘ orientiert sich an den antizipierten Reaktionen der Gesprächspartner und setzt eine sprachlich differenzierte Realisation des Niederdeutschen voraus. Bereits für die Betrachtung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gilt, dass die Auswertung verschiedener metasprachlicher Quellen die Überlegung zulässt, dass das Niederdeutsche „als offenbar zusätzliches und wohl nur in bestimmten Gesprächssituationen (Familien, Freundeskreis) und bestimmten Partnern gegenüber bevorzugtes Kommunikationsmittel verwendet wird“ (GERNENTZ 1980, 109) und dabei als bevölkerungsgruppenübergreifende Sprache „in funktional bedingte[r] [...] Verwendung“ (GERNENTZ 1980, 110) aufscheint: „Das Niederdeutsche fungiert nicht mehr als Sprachform der bewußt von der höheren [...] Bildung ausgeschlossenen und in kleinräumigen Kommunikationsbeziehungen gehaltenen sozial unterdrückten Bevölkerung“ (GERNENTZ 1980, 156).⁷ Vielmehr haben sich die Einsatzbereiche erweitert. Eine auch niederdeutsche Kommunikation bürgerlicher Schichten kann für das 19. Jahrhundert insbesondere für die nördlichen und nord-westlichen Sprachgebiete des Niederdeutschen nahegelegt werden (vgl. GERNENTZ 1980, 106–111). Sie spricht für vertikal orientierte Schichtungen örtlicher niederdeutscher Sprachlagen. Übergreifende Einschätzungen des Niederdeutschen in diesem Forschungszusammenhang stützen diese These:

⁷ Die gesellschaftspolitisch tendenziöse Formulierung der These täuscht nicht über ihren Gehalt hinweg: Durch erneuertes Prestige wird dem Niederdeutschen im 19. Jahrhundert das Potenzial funktionaler Differenzierungsmöglichkeit in der Sprachnutzung durch alle Sprecherschichten zuerkannt.

[E]s gibt keine nd. ‚Sprache‘ mehr, sondern nur noch einzelne nd. Mundarten, die jedoch über außerordentlich vielfältige sprachliche Mittel verfügen und dadurch häufig größere Variationsmöglichkeiten als die Literatursprache [das ist die Standardsprache; R. L.] besitzen. (GERNENTZ 1980, 93)

Die Betonung der Vielfältigkeit der einzelnen Mundarten ist nicht ausschließlich horizontal zu interpretieren: GERNENTZ gelangt zu einer detaillierten Schilderung von grammatischem Wandel und Sprachgebrauchswandelprozessen im Niederdeutschen am Beispiel Mecklenburgs in der entscheidenden Phase 1850 bis 1950, in der er auch auf die Strukturen eines bescheidenen Sprachausbaus im Niederdeutschen eingeht und Sprachträgerschichten differenziert, die das Niederdeutsche unterschiedlich einflussreich einbringen (vgl. GERNENTZ 1980, 124–128). Die verbliebene Anpassungsfähigkeit des Niederdeutschen im regionalsprachlichen Gesamtgefüge wird über einige Aussagen zum ober-schichtigen Sprachgebrauch illustriert: „Aber auch in den sozial herrschenden Kreisen bleibt das Nd. in bestimmten Kommunikationssituationen und gegenüber bestimmten Gesprächspartnern lebendig“ (GERNENTZ 1980, 128). Neben den mit Teilen des Personals niederdeutsch sprechenden Gutsherren werden auch städtische Strukturen bedacht: „Andererseits ist auch in den Städten innerhalb bürgerlicher Familien das Nd. in privaten Gesprächen oft verwendet worden [...]“ (GERNENTZ 1980, 128). Während die Beamtenstadt Schwerin hierfür eher ausfiel, ist in der Seehandelsstadt Rostock „das Nd. im privaten Kreis viel häufiger verwendet worden [...], [...] [es hat] teilweise sogar im Deutschunterricht der Gymnasien eine Rolle gespielt [...]. Damit verstärkt sich die bereits für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts festgestellte funktionale Verwendung des Niederdeutschen“ (GERNENTZ 1980, 128–129). Diese auf gesellschaftsgruppenspezifischen Sprachgebrauch abzielenden Ausführungen transportieren zumindest implizit Informationen über die diastratisch-vertikale Strukturierung niederdeutscher Sprachlichkeit an einem Ortspunkt, denn es liegt nahe, dass das Niederdeutsche im Privatgebrauch einer bürgerlichen Familie nicht mit dem Niederdeutschen im Privatgebrauch eines städtischen Handwerkers, Fischers oder dörflichen Landwirts gleichzusetzen ist, auch wenn

sich über die horizontale Perspektive mundartliche Parallelen ergeben. Diese schichtenübergreifende Niederdeutschverwendung in einer norddeutschen Stadt ist ein historisches Phänomen, das als Konzept lange attraktiv blieb, wie sprachpflegerische Bemühungen in Hamburg bald nach 1900 zeigen, welche die Oberschicht zur niederdeutschen Sprachverwendung anregen sollten (vgl. LANGHANKE 2010, 90–92; 2013). Für die Frage nach diastratisch-vertikalen Schichtungsverhältnissen im Niederdeutschen erweisen sich die GERNENTZ'schen Ausführungen somit als sekundär ergiebig, da sie auf historische Sprachgebrauchsformen und Gruppenbindungen eingehen.

3.2 Positionen der Sprachpflege

Auch ältere, eher der Sprachpflege zuzurechnende Positionen geben Hinweise auf das Potenzial einer differenziert gegliederten niederdeutschen Sprache. So weist die Argumentation von MEYER mehrfach auf die Notwendigkeit einer gleichberechtigten Stellung des Niederdeutschen hin, das „als Volksumgangssprache in Norddeutschland neben der hochdeutschen Schriftsprache erhalten bleiben“ müsse (MEYER 1923/1983, 64); auch weil „das Plattdeutsche in seiner Eigenart neben dem Hochdeutschen, dem Schriftdeutschen, als Umgangssprache voll berechtigt“ (MEYER 1923/1983, 65) sei. Diese Annahme einer – nunmehr historischen – vollen Berechtigung des Niederdeutschen als Alltagssprache denkt eine differenzierte situations- und sprecherbezogene Gliederung der Sprache mit, da die anstehenden kommunikativen Aufgaben andernfalls nicht übernommen werden könnten. Im Ergebnis sind sowohl sektorale Varietätenschichtungen als auch vollgültige Varietätengliederungen in der Mundart denkbar (vgl. begrifflich SCHMIDT/HERRGEN 2011, 49–53). MEYER diskutiert zudem die Funktion neuniederdeutscher Schriftlichkeit für die sprachliche Schichtung des Niederdeutschen und konstatiert zutreffend: „Nicht die plattdeutsche Literatur kann das Plattdeutsche als Volkssprache retten, sondern durch die plattdeutsche Umgangssprache wird die plattdeutsche Literatur getragen und gehalten“ (MEYER 1923/1983, 64). Damit wird nicht ausge-

schlossen, dass von niederdeutscher Schriftlichkeit normierende Wirkung ausgehen könnte – zum Beispiel im niederdeutschen Sprachunterricht, doch darf die Funktion der Schriftlichkeit für den Sprachgebrauch nicht überschätzt werden. Dadurch, „daß die Mundart – von dem Sonderfall der Mundartliteratur einmal abgesehen – nur in der gesprochenen Funktion verwendet wird“ und „es kein stabilisierendes Vorbild des Geschriebenen gibt“, ist geschriebener Dialekt jedoch stärker als standardsprachlich orientierte Schriftsprachrealisierungen von Sprachmerkmalen der Mündlichkeit geprägt (GERNENTZ 1980, 89). Die schriftliche Form als ‚stabilisierendes Vorbild‘ ist ein noch in Entwicklung befindliches Konzept, während die Abstimmung der individuellen Möglichkeiten einer differenzierten Sprachverwendung fortgesetzt im mündlichen Sprachgebrauch stattfindet.⁸

TEUCHERT äußert sich ebenfalls zur Bedeutung neuniederdeutscher Literatur und beschreibt am Beispiel JOHN BRINCKMANS (1814–1870) schriftsprachliche Gestaltungsvielfalt, die für die gesamte Sprache und ihr Potenzial steht:

So wurde die plattdeutsche Sprache ein geschmeidiger Werkstoff, der sich vorzüglich den künstlerischen Absichten fügt. Bei Brinckman lassen sich plattdeutsche Sprachstile unterscheiden; man kann die dem Volksleben abgelauscht nennen, doch sind sie ohne ein feines Sprachgefühl und einen starken realistischen Sinn nicht denkbar. (TEUCHERT 1954, 131)

Der Nachsatz betont, dass ein Erkennen der differenzierten Sprachstile nur nach eingehender Beschäftigung mit dem Niederdeutschen möglich sei – gleichwohl sind sie existent, auch wenn sie bisweilen „verborgen“ (vgl. STELLMACHER 2000, 107) bleiben. Ähnlich äußert sich WESCHE zu dem Dichter MORITZ JAHN (1884–1979):

⁸ „Synchronisierungsprozesse“ im Sinne SCHMIDT/HERRGENS (2011, 28–34) sind anteilig auch innerhalb des niederdeutschen Spektrums erwartbar.

Sein Niederdeutsch ist je nach dem Vorwurf, den er gestaltet, höchst verschieden. Es lohnte einmal [...], die Variationsbreite seiner Mundart genau zu untersuchen. Das wäre ein erwünschter Beitrag zu einer dringend notwendigen plattdeutschen Stilgeschichte. (WESCHE 1968, 23)

Besonders die jüngere, außerhalb sprachwissenschaftlicher Diskurse stehende Sprachpflege bietet Reflexe einer Vertikalisierungsdiskussion für das Niederdeutsche. Ein Beispiel ist eine Äußerung im Rahmen einer um die Jahreswende 1979/1980 in der Zeitschrift *Quickborn* geführten Leserbriefdiskussion, die von CHR. MICHAEL WINTZER ausgelöst wurde und zahlreiche Argumente für und gegen Standardisierungsprozesse liefert: „Was fehlt, ist ein Standardwörterbuch und eine Standardgrammatik unserer Muttersprache [...]. Was fehlt, ist ein komplettes Standardwerk. [...] Es muss wirklich ein vollständiges Wörterbuch sein, das alle Mundarten berücksichtigt. Gleichzeitig darf es sich nicht scheuen, eine überregionale Einheitssprache vorzuformen“ (WINTZER 1980, 96–97). Das Unmögliche dieses Unterfangens wird erahnt, aber nicht näher reflektiert – bedeutsam ist, dass die formulierten Vorstellungen die gesteuerte Einleitung der zugehörigen Prozesse sowohl für realistisch als auch für angemessen halten. Dahinter steht ein Konzept für das Niederdeutsche als Kultursprache, in der jede einzelne lokale Varietät des Niederdeutschen durch zusätzliche überregionale niederdeutsche Sprachausprägungen – oder vielmehr durch eine zusätzliche allgemeingültige, überregionale niederdeutsche Standardsprachausprägung – flankiert und schließlich überdacht oder sogar abgelöst wird.

3.3 Niederdeutsch und Vertikalisierung

Die Wahrnehmung neuniederdeutscher Schriftlichkeit als standardisierender und normbildender Instanz bedarf einer Problematisierung des spezifischen Vertikalisierungskonzepts (vgl. REICHMANN 1990, 141, Abb. 1–2; LANWER 2015, 30–39). Die von REICHMANN für die Beschreibung der historischen Herausbildungsprozesse der neuhochdeutschen Standardsprache geprägten Begriffe *Vertikalisierung* und *Leitvarietät* haben bezogen auf diesen historischen Prozess kritische Diskus-

sion erfahren (vgl. BESCH 2007). „Unter ‚Vertikalisierung‘ wird die sprachliche Ausrichtung nach oben verstanden, Ausrichtung auf das prestige-dominante Sprachmuster in der sozial-hierarchischen Sprachschichtung eines Landes auf dem Weg zur Sprachreinigung“ (BESCH 2007, 411). Ein entsprechender Vertikalisierungsprozess kann von einer *Leitvarietät* mit schließlich überdachender Funktion begleitet werden. Können diese an standardsprachlichen Entwicklungen ausgerichteten Konzepte auch für eine Erfassung der gegenwärtigen Situation der kleinen Sprache Niederdeutsch hilfreich sein? Gegenwärtig nur sehr bedingt, denn die Beobachtung vertikal orientierter sprachlicher Schichten muss nicht zwangsläufig einen Vertikalisierungsprozess im Sinne REICHMANNNS implizieren – dieser wäre im niederdeutschen Varietätenspektrum allenfalls perspektivisch zu erwarten. Welche Varietät dabei die Funktion einer *Leitvarietät* einnimmt, und welche Rolle der Schriftlichkeit in einem entsprechenden Vertikalisierungsprozess des Niederdeutschen zukäme, kann nur vermutet werden. Bildungs- und sprachpolitische Bemühungen und dialektologische Erkenntnisse fokussieren das Nordniederdeutsche im Weser-Trave-Dreieck als verbreitete Ausgleichsvarietät u. a. für Lehr-Lernzusammenhänge (vgl. STELLMACHER 1996).

Die Verknüpfung der Vorstellung von Vertikalisierungsprozessen nach REICHMANNNScher Prägung mit der sowohl historischen als auch rezenten sprachlichen Situation des Niederdeutschen wirkt zunächst beinahe überzogen. Sie erweitert das Thema um den Aspekt Schriftlichkeit, da literale Existenzformen und Funktionen in der Regel die Zielrichtung von Vertikalisierungsprozessen vorgeben. Da jedoch weder eine einheitliche niederdeutsche Schriftsprache noch eine niederdeutsche Sprachnorm in der Mündlichkeit historisch oder gegenwärtig klar formulierte Ziele darstellen (vgl. LANGHANKE 2017), sind entsprechende Vertikalisierungsvorgänge eher temporär oder sekundär zu beobachten. Eine Schlüsselfunktion kommt der literatursprachlich orientierten Etablierung neuniederdeutscher Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert zu, da den aus einem spezifischen sprach- und kulturhistorischen Kontext heraus entstehenden Literaturmundarten in der zweiten

Hälfte des 19. Jahrhunderts temporär sowohl die erfolgreiche Erweiterung des niederdeutschen Sprachspektrums um eine erneuerte Schriftlichkeit als auch die nicht von Erfolg begleitete Zielsetzung der Ausprägung einer einheitlichen Schriftsprache zukommt.⁹ Die Perspektiven dieser Schriftlichkeit sind auch gegenwärtig weniger auf eine Einheitsform ausgerichtet als insgesamt unsicher, da die Zahl einflussreicher Protagonisten dieser Schriftlichkeit sinkt – was wiederum langfristig einen Vereinheitlichungsprozess für die verbliebenen, unter Umständen gesteuerten Bemühungen, befördern könnte (vgl. LANGHANKE 2015, 536).

Weniger perspektivisch als die Annahme eines Vertikalisierungsprozesses im Niederdeutschen ist die Feststellung diastratischer Schichtungen innerhalb des niederdeutschen Varietätenspektrums, die ebenfalls als vertikal im Gegensatz zu horizontal oder areal zu beschreiben sind. Für historische – insbesondere mittelniederdeutsche – Sprachverhältnisse stehen entsprechende Sprachschichtungen außer Frage, da sie für die vielschichtige alltägliche monolinguale Kommunikation existierten, doch in der Gegenwart mögen sie durch die überdachende Funktion des Hochdeutschen teilweise verdeckt bis geschwunden sein. Hypothetisch ist daher zu konstatieren: Ein sprechergruppenspezifisches und situationsbezogenes Sprechen ist auch innerhalb niederdeutscher Sprachlagen gegenwärtig greifbar. Ob diese Schichtung im Abbau (durch Kompetenzverluste) oder im Aufbau (über die Erweiterung des Spektrums durch neue Lernervarietäten) begriffen ist, ist zu untersuchen – modellhaft sind beide Richtungen vorstellbar.

3.4 Sprachschichtung im Mittelniederdeutschen

Die mittelniederdeutschen Sprachverhältnisse rücken vergleichend historische niederdeutsche Varietätenspektren in den Blick, da sich die Frage nach rezenten vertikalen Spektren in der niederdeutschen Mündlichkeit in einem traditionellen Thema der niederdeutschen Sprachge-

⁹ Vgl. zu diesem Themenkomplex LANGHANKE (2015) sowie die Darstellungen BATT (1967), BATT (1975) und GERNENTZ (1980, 114–124).

schichtsforschung, das bis in die jüngste Zeit kontrovers diskutiert wird (vgl. STELLMACHER 1998; PETERS 2005), spiegelt: Welchen Normierungsgrad erreichten mündliche und schriftliche Realisierungsformen des Mittelniederdeutschen in der Hansezeit, und wie wirkt sich der Verlust der Schriftsprachlichkeit im 16./17. Jahrhundert auf die niederdeutsche Mündlichkeit aus?

Die Annahme mündlicher Ausgleichsformen hansischer Kaufleute und die Feststellung variantenausgleichender Entwicklungen innerhalb der großen Schreibsprachenlandschaften, z. B. in den nordniederdeutschen Schreibsprachen des Mittelniederdeutschen, entsprechen der Lehrmeinung (vgl. PETERS 1987/2012, PETERS 1989/2012 und PETERS 1995/2012). Der Grad des jeweiligen Sprachausgleichs und damit zusammenhängende Vertikalisierungs- und frühe Standardisierungsprozesse sind jedoch Gegenstand der Diskussion. Weitreichend ist die Position von GERNENTZ (1980, 44):

Daher wird die in Lübeck entstandene sprachliche Norm sicherlich auch vielfach in die gesprochene Sprache aller städtischen Bevölkerungsschichten außerhalb Lübecks eingedrungen sein und darüber hinaus die Volkssprache allgemein beeinflusst haben. Dabei müssen wir bedenken, daß durch den hansischen Verkehr nicht nur die Patrizier, sondern auch – wahrscheinlich sogar in viel größerem Maße – die Angehörigen des Handwerkerstandes und die durch die Schifffahrt Beschäftigten weit herumgekommen sind und daher gezwungen waren, in der fremden Umgebung das übermundartliche Mittelniederdeutsch in der täglichen Rede zu verwenden.

Spätestens seit den variablenlinguistischen Untersuchungen von PETERS und anderen zu den mittelniederdeutschen Schreibsprachen (vgl. PETERS 1995/2012; PETERS 2017) gilt diese Annahme einer überregionalen Normierung zwar als verfehlt, doch da für historische monolinguale Sprechergruppen eines niederdeutschen Dialekts zumindest in den städtischen Oberschichten dennoch situations- und adressatenspezifische Verwendungsweisen der Sprachform anzunehmen sind, bleibt der historisch gerichtete Blick relevant – zumal die weit ausgebauten Formen des Mittelniederdeutschen um 1500 an der Schwelle zur Entwicklung einer modernen Nationalsprache stehen, die jedoch im

16. Jahrhundert abbricht. Sprachhistoriographische Bewertungen können somit auch die Einschätzung der gegenwärtigen vertikalen Dimension des Niederdeutschen mitbestimmen.

3.5 Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Niederdeutschen

Neben dem sprachhistorischen Aspekt ist auch das spezifische Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit im Niederdeutschen bedeutsam für die Ausgangsfrage. Diese betrifft auch die Differenzierung mündlicher und schriftlicher Existenzformen des Niederdeutschen. Schriftlichkeit hat einen anderen Wirkungsraum als das Spektrum des intra-niederdeutschen mündlichen Sprachlagenkontinuums. Dennoch hat niederdeutsche Schriftlichkeit einen Einfluss auf niederdeutsche Gesprochensprachlichkeit. Seit der Reliterarisierung des Niederdeutschen im 19. Jahrhundert knüpfen sich an die jeweiligen schriftlichen Umsetzungen lokaler und regionaler Mundarten als Literaturmundarten besondere Erwartungen, die Korrektheit, Stilistik, Sprachreinheit und schließlich Normierung und Standardisierung betreffen, so formuliert WESCHE (1960, 283) überspitzt: „Wer spricht denn noch ein gutes, richtiges Platt? [...] Das beste Platt sprechen unsere Dichter, wenn sie schreiben; im alltäglichen Gespräch sind sie nicht besser als wir.“ Ideale, sprachreine niederdeutsche Mündlichkeit findet nach diesem Konzept ihren Ausdruck in bewusster, literarisch gestalteter niederdeutscher Schriftsprache, die viel stärker als im Falle des Verhältnisses von hochdeutscher Mündlichkeit und Schriftlichkeit zur regionalen Leitvarietät gesprochener Sprache erklärt wird. Daher kann mundartliterarischer Schriftlichkeit für eine Sprachlagendifferenzierung des Niederdeutschen eine Orientierungsfunktion zukommen.

1995 stellte STELLMACHER das Modell einer mehrschichtigen niederdeutschen Schriftlichkeit vor, dessen Konzept der „integrierten nordniedersächsischen Schriftsprache“ bisher noch zu selten aufgegriffen wird:

Die niederdeutsche Sprachlichkeit in der Gegenwart ist mit der Abfolge (gesprochener) Dialekt – (differenzierter) Schreibdialekt – (integrierte nordniedersächsische) Schriftsprache wiederzugeben. [...] Den Unterschied zwischen Schreibdialekt und Schriftsprache können diese Sprachproben veranschaulichen: [es folgen Texte in „ostfälischem Schreibdialekt“ und „neuniederdeutscher (nordniedersächsischer) Schriftsprache“; R. L.]. (STELLMACHER 1995, 6–7)

Somit ist das Konzept einer den niederdeutschen Kulturbetrieb überdachenden niederdeutschen Schriftsprache in der jüngeren Diskussion verankert, und auch eine aktuelle (normative) Gebrauchsgrammatik des Niederdeutschen (THIES 2011) zielt vornehmlich auf die Optimierung niederdeutschen Schriftsprachgebrauchs ab. Die traditionell an Formen der Mündlichkeit orientierte neuniederdeutsche Schriftlichkeit soll mit normierender Tendenz und unter Erhalt archaischer Formen („niederdeutscher Stil“) einen Beitrag zum Erhalt niederdeutscher Sprechsprache leisten, wie auch die Empfehlung der Grammatik von THIES (2011) für den Schulunterricht zeigt (vgl. die Diskussion bei ELEMENTALER/BORCHERT 2012, 127–129).

3.6 Folgerungen zur vertikalen Gliederung des Niederdeutschen

Die diskutierten Positionen legen zu der Frage nach vertikal gegliederten niederdeutschen Sprachlagen unterschiedliche Antworten nahe. Wenn man von einem aktuellen Nebeneinander z. B. von Kompetenzstufen ausgeht, ist die Frage zu bejahen; einige aktuelle Modellierungen lassen sie jedoch eher verneinen. Was kann aber der Versuch einer aufgefächerten Betrachtung der niederdeutschen Sprachlagen einer Region oder eines Ortes trotz disparater Ausgangslage erbringen? Für die Verwendungen des Niederdeutschen im Sprachalltag können (trotz Domänenverengung) unterschiedliche Funktionen unterschieden werden. Diese unterschiedlichen Funktionen müssen sich auch formal unterschiedlich gestalten. Die Frage nach der möglichen Aufdeckung der formal-funktional differenzierten Spektren wird im abschließenden Kapitel verfolgt – demnach ginge es bei einer Frage nach vertikal gegliederten niederdeutschen Sprechlagen um das Suchen und bewusste

Herausarbeiten entsprechender Strukturen, auch wenn ihre Existenz zweifelhaft erscheinen mag. Hypothetisch ist festzustellen: Es gibt vertikale Schichtungen im Niederdeutschen der Gegenwart; man muss sie nur aufdecken. Einschätzungen wie die folgende Zuordnung von SANDERS stützen diese Vorstellung. „Niederdeutsch wird heute von jedermann gesprochen, der es beherrscht – vom ländlichen Arbeiter, der es möglicherweise lieber als das nur unbeholfen gehandhabte Hochdeutsch gebraucht, ebenso wie vom städtischen Akademiker, bei dem es vielleicht in schriftstellerischer Verwendung den Rang einer ‚Literaturmundart‘ erreicht“ (SANDERS 1979c, 250). Diese für die 1970er Jahre breiter zutreffende Einschätzung gilt für die Gegenwart nur noch regional eingeschränkt, illustriert aber eine Auffächerung der Sprachgebrauchsoptionen des Niederdeutschen.

Die referierten Hinweise auf entsprechende Strukturierungen finden sich vor allem in der älteren Forschung, dort teilweise mit der (sprachpflegerischen) Motivation einer Bewahrung älterer Formen des Niederdeutschen verknüpft. Bisweilen wird die neuere Verwendungsvielfalt des Niederdeutschen auch verhaltener dargestellt, wenn die historischen Sprechsituationen als weitaus vielschichtiger gelten:

Während man zur Zeit Reuters und Brinkmanns [sic!] [Brinckmans; R. L.] noch von einem Honoratioren-Plattdeutsch des mecklenburgischen Bürgertums sprechen konnte – diese Sprache finden wir bei den beiden Dichtern – und es in unseren Hansestädten wohl kaum anders gewesen sein dürfte und man dieses mit Fug und Recht dem Plattdeutsch der Handarbeitengesellschaftsschichten gegenüberstellen konnte, ist das in der Gegenwart nicht mehr möglich. (WESCHE 1972, 10)

Der Sprachgebrauch und die Sprachausprägungen sind gegenwärtig deutlich eingengter und begrenzter als im 19. Jahrhundert.

Der generelle Rückgang niederdeutscher Sprachlagen im Alltag (Sprachgebrauchswandel) wandelt auch die Sprachform selbst: „Eine bedeutsame Folge ist, dass mangelnde Sprachpraxis auch zu mangelnder Sprachkompetenz führen kann“ (WILCKEN 2013, 33). Der fortschreitende Sprachwandel im Niederdeutschen zeigt hochdeutschen

Einfluss, dennoch sind die niederdeutschen Sprachlagen sprachsystematisch derzeit nicht grundsätzlich gefährdet:

Trotz der geschilderten Wandeltendenzen muss hervorgehoben werden, dass sich alle beobachteten Veränderungen innerhalb eines verhältnismäßig intakten niederdeutschen Systems vollziehen bzw. vollzogen haben. Das wichtigste Charakteristikum des Niederdeutschen, das es vom Hochdeutschen abhebt – das Ausbleiben der Zweiten Lautverschiebung –, ist weitgehend unangetastet geblieben und scheint der vorliegenden Untersuchung zufolge auch in Zukunft ungefährdet. (WILCKEN 2013, 34; vgl. auch ELEMENTALER 2009a)

Unwahrscheinlicher ist der Fortbestand stilistischer Differenzierungen im Niederdeutschen, die sich nicht allein durch sprachliche Kompetenzunterschiede einstellen können, sondern vielmehr an eine hohe niederdeutsche Sprachkompetenz gebunden sind.

3.7 Zwischenfazit zur Forschungsreflexion

Die Fragestellung erweist sich für den niederdeutschen Sprachraum als relevant, da das anders als in zahlreichen hochdeutschen Dialektregionen nicht bei den (im Norden niederdeutsch basierten) Basisdialekten, sondern erst bei den hochdeutsch basierten Regiolekten einsetzende sprachliche Kontinuum den niederdeutschen Mundarten eine sprachliche Sonderrolle zukommen lässt,¹⁰ die u. a. in ihrer Sprecher-Einschätzung als eigene Sprache Ausdruck findet. Diese Position des Niederdeutschen – verbunden mit sprachpflegerischen Bemühungen – erweist eine diastratische Schichtung und unter Umständen sogar eine Vertikalisierungsdynamik innerhalb niederdeutscher Sprachformen als wahrscheinlich. Das von der bisherigen Forschung dazu gebotene Bild wäre um einige Reflexionen erweiterbar; als Schwierigkeit der Darstellung erweist sich die oftmals nur nebensächliche Erfassung eines vielschichtigen Niederdeutschgebrauchs neben anderen Fragestellungen. Gleichwohl lassen sich Spuren verfolgen, die eine Relevanz der Forschungs-

¹⁰ Vgl. zu dieser Einschätzung LÖFFLER (2000, u. a. 2043–2045).

frage nahelegen. Wenn auch in der Gegenwart die sprachlichen Bedingungen eine genauere Erforschung der Verhältnisse weniger begünstigen, werden im folgenden Abschnitt dennoch mögliche Herangehensweisen diskutiert, um eine weitere Annäherung an den Forschungsgegenstand zu erreichen.

4. Anforderungen an mögliches Datenmaterial – Sprechergruppen und Sprechsituationen

Ausgehend von den Befunden der älteren Forschung und den jüngeren Erkenntnissen zu ortspunktbezogenen Sprachschichtungsverhältnissen gilt es, Möglichkeiten einer Datenerhebung und Datenstruktur zu entwerfen, die entsprechende Sprachstrukturen innerhalb des niederdeutschen Spektrums offenlegen. Dabei ist die Gefährdung bewusst zu halten, dass eine zu starke Steuerung einer Erhebung nach einem bestimmten Erhebungsinteresse auch Ergebnisse vorformen kann – vielmehr muss es um die Modellierung bestimmter Sprachgebrauchskonstellationen gehen, an denen die These, dass gegenwärtig Sprachschichtungen innerhalb des Niederdeutschen relevant sind, geprüft werden kann.

Auch gegenwärtig bietet die Dichotomie Mündlichkeit und Schriftlichkeit Informationen über parallel existierende vertikale sprachliche Existenzformen des Niederdeutschen. Die daraus erwachsende Frage nach sprachlicher Struktur und Verfasstheit niederdeutscher Schriftlichkeit – ihrer Orientierung an Mündlichkeit auf der einen und ihrer schriftbasierten Vorbildfunktion für rezente Sprechsprachlichkeit auf der anderen Seite – stellt jedoch ein eigenständiges Untersuchungsfeld dar, das in Teilen fortführt von der Frage einer differenzierten niederdeutschen Sprechsprache.

4.1 Herangehensweisen und Untersuchungsgruppen

Ausgangspunkt einer entsprechenden Untersuchung gesprochener Sprache ist die Wahl eines kleineren Ortspunktes beziehungsweise einer eng umrissenen örtlichen Sprechergruppe, wobei insbesondere die Spre-

cherindividuen in den Blick zu nehmen sind. Auf diese Weise ergeben sich bereits zumindest zwei Vorgehensweisen; so könnte zum einen der unterschiedliche niederdeutsche Sprachgebrauch ein- und derselben Gewährsperson in unterschiedlichen Sprechsituationen auf isolierbare sprachliche Unterschiede untersucht werden, und zum anderen könnten Sprechergruppen unterschieden werden, in denen ein- und dieselbe regionale Sprachform des Niederdeutschen in sprachlich jeweils unterschiedlicher Verfasstheit angewandt wird, ohne dass geprüft würde, ob auch die einzelnen Sprecherindividuen einer Gruppe über entsprechende Variationsräume innerhalb des Niederdeutschen verfügen.

Diese Herangehensweisen sind mancher Kritik, die von den Strukturen menschlichen Kommunikationsverhaltens ausgeht, ausgesetzt. So erscheint es als Binsenweisheit, dass eine individuelle niederdeutsche „Sprechlage“¹¹ einer dialektkompetenten Gewährsperson je nach Gesprächspartner und je nach Sprechsituation variiert wird, da andernfalls Grundbedingungen einer gelingenden Kommunikation nicht erfüllt wären. Jedoch besteht vielfach die klischeehafte Vorstellung, das Niederdeutsche würde nur für ausgewählte wiederkehrende Sprechanlässe genutzt, die entsprechend einer gleichbleibenden kommunikativen Haltung und sprachlichen Gestaltung bedürfen (die z. B. auf Komik oder auf Direktheit abzielen), wodurch keine sprachlich-stilistischen Differenzierungen notwendig wären. Wenn eine derart eingeschränkte Nutzung des Niederdeutschen (wie auch anderer dialektaler Formen) bei Lichte betrachtet als unrealistisch erscheint, gilt dennoch, dass vorliegende sprachliche Beschreibungen, auch wenn sie unter vertikaler Blickrichtung erfolgten, diesen Unterschieden selten nachgegangen sind – sie sind zumindest kaum dokumentiert worden, da diese Frage noch nicht explizit verfolgt wurde: Diese Überprüfung individueller und auch sprechergruppenspezifischer merkmalsbezogener Sprachunterschiede innerhalb des Niederdeutschen ist ein Desiderat. Die Belastbarkeit der sprachlichen Ergebnisse ist noch weitgehend offen.

¹¹ Vgl. zu dem Begriff SCHMIDT/HERRGEN (2011, 52).

Vornehmlich bietet sich die Vorstellung beispielhafter Sprechertypen und Sprachgebrauchssituationen an, um das Potenzial der Fragestellung und mögliche Erhebungssituationen zu illustrieren. Zunächst gelten die niederdeutschen Dialekte als Sprache des Nahbereichs, der sowohl durch das familiäre als auch durch das freundschaftliche und nachbarschaftliche Umfeld bestimmt ist. Für diese Umfelder sind ähnliche sprachliche Verwendungsweisen anzunehmen bei Ausfüllung aller Gefühls-Zustände von Freude, Wut, Trauer, Gleichgültigkeit und weiterer Emotionen – das Niederdeutsche ist keineswegs auf bestimmte Emotionsausdrücke beschränkt. Vielerorts tritt der Sprachgebrauch des Niederdeutschen aus diesen engen Grenzen des privaten Umfelds hinaus und reicht weiter in eine lokale oder sogar regionale Gemeinschaft hinein. Auf dieser Ebene gilt es, zwischen freizeitleich motivierten und eher offiziellen Situationen zu unterscheiden. Niederdeutsch kann die hauptsächliche Sprachform innerhalb eines Vereins (Sportverein, Gartenbauverein, Heimatverein u. a.), aber auch am Arbeitsplatz sein; hinzu tritt seine Verwendung in Gremien offiziellen Charakters – das prominenteste Beispiel sind die auf Niederdeutsch geführten Gemeinderatssitzungen (z. B. in Nordfriesland). Diese Felder des Niederdeutschen in der Öffentlichkeit erscheinen situativ so deutlich differenziert, dass sie für eine Untersuchung entsprechenden Datenmaterials nicht zu vermischen wären – Niederdeutsch als Vereinssprache tritt neben Niederdeutsch als Arbeitssprache und Niederdeutsch als Gremiensprache. Das in den Blick genommene ‚Niederdeutsch als Vereinssprache‘ unterscheidet sich von dem erwähnten ‚Vereinsplatt‘, das die eher sekundäre Sprachverwendung in einem ansonsten vielleicht weniger niederdeutschen Umfeld betrifft, und zeigt den Sprachgebrauch versierter Niederdeutschsprecher in einer nicht häuslich-privaten Sprechsituation.

Die genannten Situationen bilden die hauptsächlichen sprachlichen Domänen des Niederdeutschen an einem Ortspunkt – verbunden mit dem Anspruch, dass alle Facetten lokalen Lebens niederdeutsch gestaltbar sind. Die beteiligten Sprecherinnen und Sprecher wären demnach Gewährspersonen, die sich mehrheitlich in allen niederdeutschen Sprechsituationen gut zurechtfinden – eine Einschränkung dürfte sich

für den Sprachgebrauch in den offizielleren Situationen ergeben. Das Klischee, dass das Niederdeutsche situationsunabhängig immer gleichbleibend verwendet werde, müsste über authentisches sprachliches Material zunächst widerlegt werden.

Die Differenzierung in Sprechergruppen legt Sprachunterschiede nahe. Diese These wäre durch die Annahme zu konterkarieren, dass Unterschiede im niederdeutschen Dialektgebrauch nicht erwartbar wären, weil ein Hauptunterschied zum hochdeutsch basierten und vielfach standardorientierten Sprachgebrauch darin bestünde, dass a) auf entsprechende Differenzierungen pragmatisch betrachtet verzichtet werden könne und dass b) eine solche Differenzierung wegen der fehlenden Orientierung an einem nichtexistenten ‚niederdeutschen Standard‘ sprachlich nicht denkbar sei, da der entsprechende Variantenspielraum im Sprachmaterial fehlt. Diese Annahmen wären jedoch in der einen wie in der anderen Richtung zunächst zu beweisen. Die Vorstellung, dass der besondere Reiz einer niederdeutschen Sprachverwendung auch in offizielleren Sprachsituationen gerade darin bestünde, hier die Sprache des privaten Nahbereichs gleichsam ungefiltert in eine offiziellere Situation zu überführen, ist von spezifischen, klischeehaften Annahmen über das Niederdeutsche und seine Sprecher geprägt, die verkennen, dass ein differenzierter Sprachgebrauch sowohl möglich als auch erwünscht ist. Somit wäre den Differenzierungen in einem örtlichen Niederdeutsch jenseits der Sprachklischee-Vorstellungen, für die sich wiederum auch Belege finden ließen, nachzugehen.

Auf diese Weise würden verschiedene Sprechergruppen mit wiederkehrenden Sprecherinnen und Sprechern untersucht. Eine Betrachtung einzelner Sprecherpersönlichkeiten auch außerhalb ihrer Gruppenbindungen könnte die Informationsdichte vertiefen, da nun der Sprachgebrauch auch über das Lokale hinausweisen könnte. Niederdeutsch wird auch in überlokalen und überregionalen Zusammenhängen verwendet, wenn diese Anlässe auch selten und entsprechend spezifisch sind. Zu denken wäre an im weiten Sinne sprachkulturell und sprachpolitisch motivierte Tätigkeiten, die Sprecher des Niederdeutschen aus verschiedenen Regionen zusammenführen und Sprechianlässe hervor-

bringen, bei denen in der Regel Niederdeutschverwendung, wobei die Sprecherindividuen in der Regel eine Ausprägung ihrer Mundart und keine Orientierung an einer nordniederdeutschen Einheitsform realisieren, erwartet wird. Auch der sachbezogene Inhalt entsprechender Sprechanlässe bewirkt eine Kennzeichnung des realisierten Dialekts.

Es steht außer Frage, dass diese Sprechanlässe selten und nicht repräsentativ sind, da sie künstlich erzeugt und durch selbstbezogene Erwartungshaltungen an einen bestimmten Sprachgebrauch geprägt sind. Dennoch sind sie ein Teil niederdeutscher Sprachrealität und seltene Beispiele für einen aus dem Nahbereich herausgelösten Gebrauch des Niederdeutschen jenseits lokaler Sprechsituationen. Der Einbezug dieser Sprechanlässe legt es nahe, den Sprachgebrauch sprachpolitisch und sprachkulturell tätiger Sprecher des Niederdeutschen in unterschiedlichen Situationen zu untersuchen. Die Betrachtung dieser besonderen, ebenfalls nicht repräsentativen Gewährspersonen, deren Befragung zahlreiche Forschungsdesigns ausschließen würden, ist vor dem Hintergrund der hier überlegten Fragestellung vielversprechend, da diese Sprecher ein differenziertes und dokumentationswürdiges Sprachverhalten zeigen und ein Prüfstein für die Relevanz differenzierten Sprachverhaltens im gegenwärtigen dialektalen Spektrum sind.

Anders verhielte sich die Exploration von Sprechergruppen an einem Ortspunkt, da hier verschiedene gruppensprachliche Verwendungsweisen nebeneinanderstehen. Die Strukturierung dieser Gruppen fiel sehr unterschiedlich aus. So können verschiedene Altersgruppen sowie unterschiedliche Spracherwerbsstufen (Erst- und Zweitspracherwerb, Lernaltersprache) verglichen werden. Dieses Vorgehen einer Sortierung nach Lebensalter, Geschlecht, Spracherwerbsphasen oder auch Berufsfeldern ist vielversprechender als das Aufsuchen realer Gruppierungen, wie sie eine Vereinsgemeinschaft oder eine bestimmte Nachbarschaft darstellen, da in diese festen Gruppierungen sehr unterschiedliche individuelle Sprachverwendungsweisen parallel eingebracht werden. Um diese unter Umständen als Sprachgemeinschaften dennoch aufschlussreichen Gruppierungen nicht zu vernachlässigen, könnten sie als eigenständiger Untersuchungsaspekt Berücksichtigung finden.

Für alle geschilderten Situationen, Sprecher und Gruppen gilt, dass die mit der Untersuchung verbundene Fragestellung primär über die Erhebung möglichst authentischen Gesprächsmaterials zu klären ist. Testverfahren sind sekundär denkbar, können aber nur bedingt die tatsächlichen Verwendungsweisen des Niederdeutschen simulieren. Vor dem Hintergrund der Fragestellung, ob innerhalb einer niederdeutschen Mundart nennenswerte, sprachlich manifeste Differenzierungen bestehen, muss Sprache im Gebrauch betrachtet werden. Bedeutender Einfluss kommt auch den Faktoren Sprachkompetenz und narrative Kompetenz der interagierenden Sprecher zu.

Als Erhebungsregionen bieten sich Nordfriesland, Dithmarschen und Ostfriesland als sprachstarke Regionen an. Eine starke rezente Verbreitung des Niederdeutschen ist eine Voraussetzung, um Gewährspersonen zu finden und belastbare Sprachdaten zu erhalten – daher fällt ein Großteil der niederdeutschen Sprachregionen für diese Untersuchung aus.

Über die geschilderten Erhebungssituationen kann es gelingen, die potenzielle Vielschichtigkeit und Varianz des lokalen Niederdeutschen zu dokumentieren. Schwerlich zu antizipieren sind die eigentlichen linguistischen Befunde – welche sind erwartbar, und sind grammatische Grundstrukturen betroffen? Auch die Verteilung der möglichen Befunde auf die verschiedenen grammatischen Ebenen ist von Interesse.

4.2 Erhebung niederdeutscher Lernervarietäten

Die perspektivische Entwicklung von der vertikalen Sprechlagenheterogenität zu einer arealen Ausgleichsform ist noch hypothetisch, doch der Fortbestand der niederdeutschen Mundarten ist soziolinguistisch, pragmatisch und auch sprachsystematisch betrachtet ungewiss. Die Sprachformen sind gefährdet – gleichwohl vollzieht sich ein sehr langwieriger Sprachwandel- und Sprachwechselprozess zum Hochdeutschen, der bereits seit dem 16. Jahrhundert andauert. Vertikale Gliederungsebenen innerhalb des niederdeutschen Spektrums werden zum einen durch Merkmalsabbau und überregionalen Sprachausgleich ab-

nehmen: Die individuelle niederdeutsche Sprachkompetenz schwindet und lässt nur noch geringe Differenzierungen im Spektrum zu. Zum anderen entstehen neue Gliederungsebenen durch neue Sprachlagen: Spracherhalt wird inzwischen auch über den institutionell gesteuerten Spracherwerb des Niederdeutschen angestrebt (vgl. LANGHANKE 2013). Die entstehende institutionengestützte niederdeutsche Lernervarietät und ihre Auswirkungen auf die Gliederung des niederdeutschen Spektrums können derzeit noch nicht zuverlässig erfasst werden – doch in wenigen Jahren werden Spracherhebungen an den bereits Niederdeutsch unterrichtenden Schulen und unter den Sprachlernern in Hamburg und Schleswig-Holstein möglich sein.

4.3 Folgerungen zu möglichen Erhebungssituationen

Was lässt sich für die Ausgangsfragestellung nach den vertikalen Schichtungen im Niederdeutschen bisher folgern? Vergleichbar zu anderen Modellierungen der dialektalen Ebenen regionalsprachlicher Spektren im deutschsprachigen Raum lässt sich auch das niederdeutsche Spektrum regionenbezogen differenziert beschreiben. Die spezifische sprachhistorische und sprach-, bildungs- sowie gesellschaftspolitische Situation des Niederdeutschen und der Ausbaugrad seiner rezenten schriftlichen Existenzformen legt auch eine spezifische vertikale Gliederung nahe. Neben den individuellen Kompetenz- und Performanzspektren einzelner Sprecher müssen Sprechergruppen, z. B. Sprachlerner, in den Blick genommen werden. Ebenso wie die areale Gliederung vereinfacht sich jedoch auch die vertikale Gliederung, die vornehmlich die Differenzierungsmöglichkeiten im Sprachgebrauch vorstellt, durch Kompetenzabbau.

Es bleibt die Frage nach den bestmöglichen Sprachdaten für die Herausarbeitung entsprechender Strukturen: In den dialektstarken (Kompetenz und Performanz) nordniederdeutschen Regionen (Nordfriesland, Dithmarschen, Ostfriesland), die gleichzeitig auch Zentren der sprachpolitischen Bemühungen bilden, ist die Erhebung aufschlussreicher Sprachdaten möglich. In diesen Regionen besteht auch ein

Sprecherbewusstsein für vertikale Gliederungsaspekte, das sich für die Differenzierung entsprechender ‚Sprachlagenspektren‘ (LENZ 2003, 327) als entscheidend erweisen kann (vgl. LENZ 2003, 306–327, 384–388). Mögliche Erhebungssituationen sind z. B.:

- Sprecherbiographisches Interview
- Aufnahme ausgewählter niederdeutscher Gesprächssituationen:
 - privater Kontext Familie
 - privater Kontext Freunde/Vereine
 - berufliches Umfeld
- Niederdeutsch in ‚offiziellen‘ Kontexten:
 - z. B. Veranstaltungen im Umfeld sprachpflegerischer Bemühungen
 - Niederdeutsch im sprachpolitischen Kontext
- weitere Erhebungsform: Akzeptabilitätstest

Ergänzende Testverfahren zu den Spracherhebungen könnten jedoch erst nach Vorlage erster Ergebnisse ergänzend entwickelt werden.

4.4 Sprachkritik und Niederdeutsch

Zahlreiche der angeführten Äußerungen sind Formen von Sprachkritik, so auch diese Beobachtung von WESCHE zum Niederdeutschgebrauch:

Wo dieser gebildete Plattdeutsche aber eine, sagen wir ruhig, sprachwissenschaftliche Erziehung gehabt hat, da haben wir in der Tat altes, gutes, einwandfreies Platt. Ich habe am 10. Mai 1962 dem ‚ollen Mai‘, der Hauptversammlung der Ostfriesischen Landschaft, beigewohnt. Nur wenig Plattdeutsch; ein gutes, lautlich und syntaktisch völlig einwandfreies Platt sprach ein Landschaftsrat, der derzeitige Regierungsschulrat in Aurich; ein sog. Buten-Ostfriesischer aus Bremen aber, verwenden wir den ominösen Ausdruck ruhig einmal, ein Mann aus dem Volke, brachte ein schlechthin verheerendes Plattdeutsch zuwege. Das war hochdeutsch gedacht und dann in ein schlechtes Feld- und Wiesenplattdeutsch übertragen. Der Fall wäre nicht weiter schlimm, wenn nicht dieser Mann, bloß weil er ein scheinbares Plattdeutsch sprach, von fast allen, glück-

licherweise nicht von allen, als echter Plattdeutscher angesprochen wäre. (WESCHE 1962, 161–162)

Die von WESCHE angeführten Kriterien einer Sprachkritik, die sich vornehmlich an den Formulierungen „schlechthin verheerendes Plattdeutsch“, „hochdeutsch gedacht“ und „schlechtes Feld- und Wiesenplattdeutsch“ auf der einen Seite und „sprachwissenschaftliche Erziehung“, „altes, gutes, einwandfreies Platt“ oder genauer „gutes, lautliche und syntaktisch völlig einwandfreies Platt“ auf der anderen Seite festmachen lassen, sind an der Grammatik orientiert und fordern eine differenzierte Sprachbewusstheit ein. Besonders der letztere Punkt lässt erahnen, dass diese 1962 noch transparenten Bewertungskriterien für gutes oder schlechtes Plattdeutsch einige Jahrzehnte später zum einen weniger deutlich vermittelbar sind und zum anderen wegen ihres sprachnormativ wertenden Charakters wiederum selbst linguistischer Kritik unterworfen sind. Der primäre, für diesen Beitrag jedoch eher sekundäre, Aussagewert des Zitats, dass unter Umständen von Akademikern ein besseres, weil auch bewusster gebrauchtes Niederdeutsch zu erwarten sei als von nicht akademisch gebildeten, aber vielleicht zugezogenen Sprechern, wird durch die jüngere Forschung nicht gestützt, so führt DIERCKS zur niederdeutschen Varietät der Akademiker am Ortschaftspunkt Schleswig aus: „Eine kaum gesprochene Varietät wie das Niederdeutsch der Akademiker ist für die Mundartdiskussion nicht ergiebig“ (DIERCKS 1994, 227). Diese Varietät sei insbesondere durch „code switches, Verzögerungen (hesitation phenomena) und [...] Transfers aus der Standardsprache“ (DIERCKS 1994, 227) geprägt, wodurch ihre Stellung „als gesprochene Mundart des Schleswiger Niederdeutsch“ grundsätzlich anzuzweifeln sei (DIERCKS 1994, 227). Somit kommen Akademiker als bewusste Sprachträger eines ortstypischen niederdeutschen Dialekts kaum noch in Betracht.

Gestützt werden sprachschichtenbezogene Überlegungen zum Niederdeutschen auch durch Berichte und Hörbelege aus Touristenorten, denen näher nachzugehen ist. Touristische Regionen sind durch starken Außenkontakt und stetig wechselnde Spracheinflüsse geprägt und daher für die meisten linguistischen Forschungsdesigns eher problematische

Erhebungsorte. Einheimische Sprecher, im Zweifelsfall in der Tourismusbranche tätig, adressieren regelmäßig zwei Sprechergruppen; diejenige der Gäste, die vielleicht auf ein ortstypisches Sprachkolorit hofft (vgl. auch REERSHEMIUS 2015), und diejenige der anderen einheimischen Sprecher, für die eine bewusste sprachliche Abgrenzung von der Gruppe der Touristen vorstellbar ist. Entsprechend gibt es Wahrnehmungen örtlicher Sprecher, die in einem allgemein verständlichen, stärker hochdeutsch interferierten, aber dennoch sprachlich eindeutig erkennbarem Plattdeutsch mit Gästen in passenden Situationen kommunizieren, und zudem – wobei das nicht verwunderlich ist – in anderen Situationen, in denen die einheimischen Gesprächspartner klar überwiegen, ein ortstypisches, auch in der Aussprache stark beschleunigtes und insgesamt sprechsprachlich verknapptes Niederdeutsch sprechen, das ungeübten und nicht ortsansässigen Sprechern kaum verständlich sein dürfte. Entsprechende Beobachtungen wurden für St. Peter-Ording an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste (Eiderstedt/Kreis Nordfriesland) gemacht und dürften sich grundsätzlich auf touristische Orte mit lebendigem dialektalen Bezug im gesamten deutschen Sprachraum beziehen lassen.¹² Diese noch unsystematischen Daten sollten über ein auch Urlaubsorte einbeziehendes Erhebungsdesign gut verifizierbar sein und können in besonderer Weise den vielschichtigen Gebrauchswert mundartlichen Sprechens illustrieren.

Die Entwicklung konkreter Erhebungsunterlagen vor dem Hintergrund der diskutierten Vorstellungen und Möglichkeiten ist in Vorbereitung.

5. Fazit

Eine rezente Existenz und die historische Modelliertheit vertikal oder zumindest diastratisch organisierter sprachlicher Schichtungen inner-

¹² Für die Mitteilung der entsprechenden sprachlichen Beobachtungen aus St. Peter-Ording, die den verfolgten Ansatz plausibel stützen, im Rahmen einer Vortragsdiskussion danke ich vielmals Helga Andresen (Flensburg).

halb regionaler Gefüge niederdeutscher Mundarten konnte nahegelegt, aber noch nicht detailliert am sprachlichen Material nachgezeichnet werden. Nachvollziehbar, aber noch unzureichend beschrieben erscheint ein Prozess, in dem ehemals durch differenzierte diastratische Schichtungen in sich unterschiedene niederdeutsche Mundartspektrale durch eine anders und neu motivierte Schichtung abgelöst werden, der Züge eines Vertikalierungsprozesses zukommen können. Die Orientierung von neuen niederdeutschen Lernervarietäten, deren Vermittlung punktuell an die Stelle eines ungesteuerten Spracherwerbs innerhalb der Familie und der näheren sozialen Umgebung treten kann, an schriftsprachlich teilnormierten und grammatisch teilkodifizierten Formen des Niederdeutschen kann Vertikalierung und allmählichen Ausgleich des Sprechlagentrakts durch literale Orientierungen und Impulse auslösen. Jedoch darf die Durchschlagskraft entsprechender Prozesse nicht überschätzt werden. Näher an der Sprachrealität des rezenten Niederdeutschen orientiert ist eine Erfassung von Sprachkompetenzunterschieden, die als ein unterschiedlich starker Einfluss des Hochdeutschen als der Ausgangssprache vieler Sprecher gewertet werden können. Alle drei beschriebenen Differenzierungsmuster (diastratische Schichtungen, Vertikalierungsprozess, Kompetenzunterschiede) widersprechen jedoch gleichermaßen der traditionellen Annahme eines zwar im Wandel befindlichen, aber dennoch homogenen niederdeutschen Basisdialekts in den verschiedenen norddeutschen Regionen. Auch an einem bestimmten niederdeutschen Ortspunkt sind die sprachlichen Erscheinungsformen des Niederdeutschen jedoch vielfältig, wie über einzelne Sprecherpersönlichkeiten aufgezeigt werden kann.¹³

Der Blick auf ältere, auch sprachpflegerisch motivierte Einschätzungen zum Sprachstand und zur Sprachstruktur des Niederdeutschen

¹³ Grundlegende Informationen über lokale und individuelle Ausprägungen norddeutscher Regionalsprachspektrale versprechen die Publikationen des Projekts *Sprachvariation in Norddeutschland*, von denen bisher der erste Band des *Norddeutschen Sprachatlas* (vgl. ELEMENTALER/ROSENBERG 2015b) vorliegt, der niederdeutschen Einfluss auf hochdeutsch basierte Sprachlagen anhand vornehmlich lautlicher Variablen dokumentiert.

konnte gegenwärtig weitgehend verschüttete, da realsprachlich auch kaum mehr existente, Differenzierungen niederdeutscher Sprachlichkeit erhellen, um das Bewusstsein für einen vielschichtigen Sprachgebrauch zu schärfen, der zum Beispiel in den Bemühungen um die neuniederdeutschen Literaturmundarten seinen kultursprachlichen Ausdruck gefunden hat. Ob rezente vertikal orientierte Gliederungen des Niederdeutschen als differenzierbare Sprachlagen, stilistische Varianten oder als unterschiedliche Ausprägungen von Registerkompetenz (vgl. dazu SCHMIDT/HERRGEN 2011, 38) zu erfassen sind, muss über Sprachdatenerhebungen und zugehörige Analysen weitergehend geklärt werden. Während wenigstens eine stilistische Varianz fest erwartbar ist, haben sich auch Hinweise auf vertikal geschichtete Sprachlagen des Niederdeutschen ergeben, deren Annahme im historischen Sprachgebrauchskontext leitend sein kann für die Diskussion rezenter Sprach- und Sprachgebrauchsstrukturen des Niederdeutschen. Differenzierte Beachtung verdient zudem die bewusste Sprachsteuerung durch einen niederdeutschen Kulturbetrieb, der traditionell stark schriftsprachlich orientiert ist, und durch einen zunehmend institutionalisierten Spracherwerb, der an die Schriftsprachlichkeit des niederdeutschen Kulturbetriebs anschließt. Orientiert an der hochdeutschen Kontaktsprache existieren somit kultursprachliche Bemühungen um den Erhalt älterer niederdeutscher Formen und um eine neue niederdeutsche Lerner Sprache. Daneben steht in zahlreichen Regionen der ungesteuerte alltagssprachliche Gebrauch der niederdeutschen Dialekte in der Mündlichkeit. Der Differenziertheit dieses Gebrauchs ist weiter nachzugehen.

Literatur

- AUER, PETER/SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hrsg.) (2010): *Language and Space. An international Handbook of Linguistic Variation. Band 1. Theories and methods.* Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 30.1).
- BATT, KURT (1967): *Fritz Reuter. Leben und Werk.* Rostock.
- BATT, KURT (1975): *Fritz Reuter und die Folgen.* In: THEIL, HANS-JOACHIM (Hrsg.), 20–36.

- BESCH, WERNER (2007): ‚Vertikalisierung‘ und ‚Leitvarität‘. Terminologie-Probleme im Blick auf die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 126, 411–419.
- CHRISTEN, HELEN (2010): Vertikale und horizontale Variation. Beobachtungen zum Schweizerdeutschen. In: GILLES, PETER/SCHARLOTH, JOACHIM/ZIEGLER, EVELYN (Hrsg.): *Variatio delectat. Empirische Tendenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Für Klaus J. Mattheier zum 65. Geburtstag*. Frankfurt a. M., 145–159.
- DAHL, EVA-SOPHIE (1974): Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik. In: ISING, GERHARD (Hrsg.), 339–387.
- DIERCKS, WILLY (1994): Niederdeutsch in der Stadt Schleswig. Zu Attitüden und zur Sprachverwendung. Stuttgart. (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte. 86).
- ELMENTALER, MICHAEL (2009a): Modernes Niedersächsisch – Dialektwandel im nordniederdeutschen Raum. In: LENZ, ALEXANDRA/GOOSKENS, CHARLOTTE/REKER, SIEMON (Hrsg.): *Low Saxon Dialects across Borders – Niedersächsische Dialekte über Grenzen hinweg*. Stuttgart. (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte. 138), 395–415.
- ELMENTALER, MICHAEL (2009b): Hochdeutsch und Platt – zwei ungleiche Nachbarn. In: ELMENTALER, MICHAEL (Hrsg.): *Deutsch und seine Nachbarn*. Frankfurt a. M. (*Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft*. 1), 31–45.
- ELMENTALER, MICHAEL/BORCHERT, FELIX (2012): Niederdeutsche Syntax im Spannungsfeld von Kodex und Sprachpraxis. In: LANGHANKE, ROBERT/BERG, KRISTIAN/ELMENTALER, MICHAEL/PETERS, JÖRG (Hrsg.): *Niederdeutsche Syntax*. Hildesheim [u. a.]. (*Germanistische Linguistik*. 220), 101–135.
- ELMENTALER, MICHAEL/GESSINGER, JOACHIM/LANWER, JENS/ROSENBERG, PETER/SCHRÖDER, INGRID/WIRRER, JAN (2015): Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: KEHREIN, ROLAND/LAMELI, ALFRED/RABANUS, STEFAN (Hrsg.): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*. Berlin/Boston, 397–424.
- ELMENTALER, MICHAEL/HUNDT, MARKUS/SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hrsg.) (2015): *Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder*. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart. (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte. 158).
- ELMENTALER, MICHAEL/ROSENBERG, PETER (2015a): Regionalsprachlichkeit und Sprachvariation. In: ELMENTALER, MICHAEL/HUNDT, MARKUS/SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hrsg.), 435–451.

- ELMENTALER, MICHAEL/ROSENBERG, PETER (2015b): Norddeutscher Sprach-atlas (NOSA). Band 1. Regiolektale Sprachlagen. Unter Mitarbeit von LIV ANDRESEN, KLAAS-HINRICH EHLERS, KRISTIN EICHHORN, ROBERT LANGHANKE, HANNAH REUTER, CLAUDIA SCHARIOTH, ULRIKE SCHWEDLER, VIOLA WILCKEN. Hildesheim [u. a.]. (Deutsche Dialektgeographie. 113.1 / Sprachvariation in Norddeutschland. 1).
- FREDSTED, ELIN (2015): Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: FREDSTED, ELIN/LANGHANKE, ROBERT/WESTERGAARD, ASTRID (Hrsg.): Modernisierung in kleinen und regionalen Sprachen. Hildesheim [u. a.]. (Kleine und regionale Sprachen. 1), 1–31.
- GEERAERTS, DIRK (2010): Lexical variation in space. In: AUER, PETER/SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hrsg.), 821–837.
- GERNENTZ, HANS JOACHIM (1974a): Die kommunikative Funktion der niederdeutschen Mundart und hochdeutschen Umgangssprache im Norden der Deutschen Demokratischen Republik, unter besonderer Berücksichtigung der Interferenz und der Alternanz zwischen diesen beiden sprachlichen Existenzformen. In: *Studia Germanica Gandensia* 15, 209–244.
- GERNENTZ, HANS JOACHIM (1974b): Die kommunikative Funktion der niederdeutschen Mundart im Norden der Deutschen Demokratischen Republik. In: *Heimatkundliches Jahrbuch des Bezirkes Neubrandenburg* 6. Fritz Reuter 1810–1874. Gedenkschrift 1974, 78–91.
- GERNENTZ, HANS JOACHIM (1975a): Wann und wie wird heute Niederdeutsch gesprochen? In: THEIL, HANS-JOACHIM (Hrsg.), 12–19.
- GERNENTZ, HANS JOACHIM (1975b): System und Verwendung der Existenzformen des Deutschen im Norden der Deutschen Demokratischen Republik. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock* 24 (Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. 5), 385–393.
- GERNENTZ, HANS JOACHIM (1975c): Die kommunikative Funktion der niederdeutschen Mundart und der hochdeutschen Umgangssprache im Norden der DDR. In: HEIDOLPH, KARL ERICH/SCHMIDT, HARTMUT/SUCHSLAND, PETER (Leitung)/STAHL, I./ZIKMUND, HANS (Redaktionsgruppe): *Sprachwissenschaftliche Arbeiten der Germanistenkommission Deutsche Demokratische Republik – Volksrepublik Polen*. Band 2. Zur Entwicklung der Sprache unter den Bedingungen der Kommunikationsbedürfnisse und -inhalte in der sozialistischen Gesellschaft. Referate und Diskussionen der Arbeitstagung Soziolinguistik vom 4. 10. 1974 bis 5. 10. 1974 in Heiligendamm bei Rostock. Berlin. Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaften (Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte. 28), 88–137 (123–137 Diskussion zum Vortrag).

- GERNENTZ, HANS JOACHIM (1977): Bemerkungen zum System und zur Verwendung der niederdeutschen Mundart im Norden der deutschen demokratischen Republik. In: SCHÜTZ, WOLFGANG (Hrsg.): Historizität und gesellschaftliche Bedingtheit der Sprache. Beiträge zum sprachwissenschaftlichen Colloquium an der Sektion Sprachwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Band 1. Jena, 101–111.
- GERNENTZ, HANS JOACHIM (1980): Niederdeutsch gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik. Rostock.
- GERNENTZ, HANS JOACHIM (1981): Die historischen Voraussetzungen für die kommunikative Funktion des Niederdeutschen in der DDR. In: Zeitschrift für Germanistik 1, 29–36.
- GOOSSENS, JAN (1974): Die Erforschung der niederdeutschen Dialekte. In: Niederdeutsches Jahrbuch 97, 61–77.
- GOOSSENS, JAN (1977): Deutsche Dialektologie. Berlin/New York. (Sammlung Göschen. 2205).
- GOOSSENS, JAN (1983): Niederdeutsche Sprache. Versuch einer Definition. In: GOOSSENS, JAN (Hrsg.): Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung. Band 1. Sprache. Neumünster, 9–27.
- HERRMANN-WINTER, RENATE (1974): Auswirkungen der sozialistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft auf die sprachliche Kommunikation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik. In: ISING, GERHARD (Hrsg.), 135–190.
- HERRMANN-WINTER, RENATE (1979): Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR. Soziolinguistische Untersuchungen im Kreis Greifswald. Berlin. (Sprache und Gesellschaft. 14).
- HÖDER, STEFFEN (2011): Niederdeutsch und Hochdeutsch. Ein Fall von Diastematisierung. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 134, 113–136.
- HOFFMANN, GUSTAV/JÜRGENSEN, GUSTAV (Hrsg.) (1960): Hart, warr nich mööd. Festschrift für Christian Boeck. Zum 85. Geburtstag am 10. März 1960. Hamburg.
- ISING, GERHARD (Hrsg.) (1974): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin. (Sprache und Gesellschaft. 2).
- KEHREIN, ROLAND (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 152).

- KLEIN, KARL KURT (1973): Vertikale Sprachdurchschichtung dargestellt am Beispiel des Siebenbürgischen. In: SCHOLLER, HARALD/REIDY, JOHN (Hrsg.): *Lexicography and Dialect Geography*. Festgabe für Hans Kurath. Wiesbaden. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 9), 118–121.
- LANGHANKE, ROBERT (2010): Gorch Focks „Hein Godenwind“. Ein Hamburger Märchenheld als idealer niederdeutscher Sprecher – „een Hamburger Jung, dorch dat Vergreuterungsglas ankeeken“. [Mit einer Anmerkung zur Rezeption von Gorch Fock und Hermann Löns]. In: SCHÜTT, RÜDIGER (Hrsg.): *Gorch Fock – Mythos, Marke, Mensch*. Aufsätze zu Leben, Werk und Wirkung des Schriftstellers Johann Kinau (1880–1916). Nordhausen, 61–106.
- LANGHANKE, ROBERT (2013): Zweit- und Lerner Sprache Niederdeutsch. Aufgaben und Perspektiven einer *renovatio linguae saxonicae*. In: ZYBATOW, TANJA/HARENDARSKI, ULF (Hrsg.): *Sprechen, Denken und Empfinden*. Berlin [u. a.]. (Germanistik. 43), 297–312.
- LANGHANKE, ROBERT (2015): Zur literarischen Widersichtbarmachung des Niederdeutschen im 19. Jahrhundert. Konzepte und Konflikte der niederdeutschen Reliterarisierung. In: LANGHANKE, ROBERT (Hrsg.), 479–536.
- LANGHANKE, ROBERT (Hrsg.) (2015): *Sprache, Literatur, Raum*. Festgabe für Willy Diercks. Bielefeld.
- LANGHANKE, ROBERT (2017): Rezente und historische Standardisierungsdiskurse über das Niederdeutsche. In: AHLERS, TIMO/OBERHOLZER, SUSANNE/RICCABONA, MICHAEL/STOECKLE, PHILIPP (Hrsg.): *Deutsche Dialekte in Europa*. Perspektiven auf Variation, Wandel und Übergänge. Hildesheim [u. a.]. (Kleine und regionale Sprachen. 3), 229–259.
- LANWER, JENS PHILIPP (2015): *Regionale Alltagssprache*. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik. Berlin/Boston. (Empirische Linguistik. 4).
- LENZ, ALEXANDRA (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards*. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 125).
- LÖFFLER, HEINRICH (2000): Die Rolle der Dialekte seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: BESCH, WERNER/BETTEN, ANNE/REICHMANN, OSKAR/SONDEREGGER, STEFAN (Hrsg.): *Sprachgeschichte*. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin/New York, 2037–2047.

- MENKE, HUBERTUS (1992): Monolingual – bilingual – lektal? Die Zweisprachigkeit des niederdeutschen Kulturraumes aus historischer Sicht. In: LEUVENSTEIJN, JAN A. VAN/BERNS, JOHANN B. (Hrsg.): *Dialect and Standard Language. Dialekt und Standardsprache in the English, Dutch, German and Norwegian Language Areas. Seventeen Studies in English or German*. Amsterdam [u. a.]. (Verhandelingen. Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen. Letterkunde. 150), 221–255.
- MENKE, HUBERTUS (1998): Niederdeutsch: Eigene Sprache oder Varietät einer Sprache? In: SCHMITSORF, EVA/HARTL, NINA/MEURER, BARBARA (Hrsg.): *Lingua Germanica. Studien zur deutschen Philologie*. Jochen Splett zum 60. Geburtstag. Münster [u. a.], 171–184.
- MENKE, HUBERTUS (2002): Een’ Spraak is man bloots een Dialekt, de sik to Wehr setten kann. Nachlese zur Diskussion um die Europäische Sprachenschutzcharta. In: FÖLLNER, URSULA (Hrsg.): *Niederdeutsch. Sprache und Literatur der Region*. Frankfurt a. M. (Literatur–Sprache–Region. 5), 9–33.
- MENKE, HUBERTUS (2004): Niederdeutsch als Geber-, Nehmer- und Mittlersprache. In: MUNSKE, HORST HAIDER (Hrsg.): *Deutsch im Kontakt mit germanischen Sprachen*. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik. 248), 99–118.
- MEYER, GUSTAV FRIEDRICH (1983/1923): *Unsere plattdeutsche Muttersprache. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrem Wesen*. Überarb. und neu hrsg. v. ULF BICHEL. 2. Auflage. St. Peter-Ording [1. Auflage 1923].
- MÖLLER, FRERK (2008): *Niederdeutsch im 21. Jahrhundert. Bestandsaufnahme und Perspektiven*. Mit einem Aufsatz von MICHAEL WINDZIO. Leer. (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. Reihe Dokumentation. 34).
- NIEKERKEN, WALTER (1948/1950): Zur Lage des Niederdeutschen in unserer Zeit. In: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 71/73, 337–347.
- NIEKERKEN, WALTER (1953): Zu den Problemen der Zweisprachigkeit im niederdeutschen Raum. Mit besonderer Berücksichtigung des Nordniedersächsischen. In: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 76, 64–76.
- NIEKERKEN, WALTER (1957): Zur Beurteilung niederdeutscher Sprache. In: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 80, 101–106.
- NIEKERKEN, WALTER (1960a): Probleme der Sprachschichten im niederdeutschen Raum. In: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 83, 115–125.
- NIEKERKEN, WALTER (1960b): Von den Grenzen der niederdeutschen Sprache. In: HOFFMANN, GUSTAV/JÜRGENSEN, GUSTAV (Hrsg.), 214–223.

- PETERS, ROBERT (2012/1987): Das Mittelniederdeutsche als Sprache der Hanse. In: PETERS, ROBERT: Mittelniederdeutsche Studien. Gesammelte Schriften 1974 bis 2003. Hrsg. v. ROBERT LANGHANKE. Bielefeld, 279–297 [Erstveröffentlichung 1987].
- PETERS, ROBERT (2012/1989): Überlegungen zum Problem einer frühhansischen Verkehrssprache im Ostseeraum. In: PETERS, ROBERT: Mittelniederdeutsche Studien. Gesammelte Schriften 1974 bis 2003. Hrsg. v. ROBERT LANGHANKE. Bielefeld, 311–321 [Erstveröffentlichung 1989].
- PETERS, ROBERT (2012/1995): Die angebliche Geltung der sog. mittelniederdeutschen Schriftsprache in Westfalen. Zur Geschichte eines Mythos. In: PETERS, ROBERT: Mittelniederdeutsche Studien. Gesammelte Schriften 1974 bis 2003. Hrsg. v. ROBERT LANGHANKE. Bielefeld, 323–341 [Erstveröffentlichung 1995].
- PETERS, ROBERT (2005): Zu einigen Grundfragen der niederdeutschen Sprachgeschichte. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 124, 21–32.
- PETERS, ROBERT (2017): Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA). In Zusammenarbeit mit CHRISTIAN FISCHER und NORBERT NAGEL. 3 Bde. Berlin/Boston.
- REERSHEMIUS, GERTRUD (2015): Ein Tag mit Plattdeutsch. In: LANGHANKE, ROBERT (Hrsg.), 393–411.
- REICHMANN, OSKAR (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. Unter Mitwirkung von CHRISTIANE BURGI, MARTIN KAUFHOLD und CLAUDIA SCHÄFER. In: MUNSKE, HORST HAIDER/POLENZ, PETER VON/REICHMANN, OSKAR/HILDEBRANDT, REINER (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Schülern. Berlin/New York, 151–180.
- REICHMANN, OSKAR (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? In: BESCH, WERNER (Hrsg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. [u. a.], 141–158.
- RØYNELANT, UNN (2010): Vertical convergence of linguistic varieties in a language space. In: AUER, PETER/SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hrsg.), 259–274.
- SANDERS, WILLY (1979a): Niederdeutsch heute. Zur gegenwärtigen Lage der plattdeutschen Mundarten. In: Niederdeutsches Wort 19, 67–85.
- SANDERS, WILLY (1979b): Niederdeutsch heute. Zur gegenwärtigen Lage der plattdeutschen Mundarten. In: Christiana Albertina. Neue Folge 10, 5–18.

- SANDERS, WILLY (1979c): Interferenzen im Niederdeutschen. In: KRAMER, WOLFGANG/SCHUEERMANN, ULRICH/STELLMACHER, DIETER (Hrsg.): Gedenkschrift für Heinrich Wesche. Neumünster, 227–253.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (1998): Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte. In: BESCH, WERNER/SOLMS, HANS-JOACHIM (Hrsg.): Regionale Sprachgeschichte. Berlin. (Zeitschrift für deutsche Dialektologie 117. Sonderheft), 163–179.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin. (Grundlagen der Germanistik. 49).
- SCHRÖDER, INGRID (2015): Zwischen Dialektologie und Regionalsprachenforschung – eine norddeutsche Perspektivierung. In: ELEMENTALER, MICHAEL/HUNDT, MARKUS/SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hrsg.), 25–57.
- SCHULTE, WERNER (1968): Diskussionsbeitrag zu einem Podiumsgespräch am 14. September 1968 in Bevensen. In: Bevensen-Tagung, Bericht 21, 33–34.
- STELLMACHER, DIETER (1995): Niedersächsischer Dialektzensus. Stuttgart (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 88).
- STELLMACHER, DIETER (1998): Gelten für die Darstellung der niederdeutschen Sprachgeschichte eigene Prinzipien? In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 117, 368–375.
- STELLMACHER, DIETER (2000): Niederdeutsche Sprache. 2. Auflage. Berlin.
- TEUCHERT, HERRMANN (1954): Der Schicksalsweg der niederdeutschen Sprache. In: Niederdeutsches Jahrbuch 77, 120–133.
- THEIL, HANS-JOACHIM (Hrsg.) (1975): Niederdeutsch heute. Rostock.
- THIES, HEINRICH (2011): SASS. Plattdeutsche Grammatik. Formen und Funktionen. 2. Auflage. Neumünster.
- WESCHE, HEINRICH (1960): Die Lage der Mundarten in Niedersachsen. In: HOFFMANN, GUSTAV/JÜRGENSEN, GUSTAV (Hrsg.), 282–293.
- WESCHE, HEINRICH (1962): Das heutige Plattdeutsch und seine Entwicklungstendenzen und -möglichkeiten. In: Niederdeutsches Jahrbuch 85, 151–181.
- WESCHE, HEINRICH (1968): Die plattdeutsche Sprache in der veränderten Welt. In: Bevensen-Tagung. Bericht 21, 12–33.
- WESCHE, HEINRICH ([1972]): Die Lage des Niederdeutschen in Vergangenheit und Gegenwart. Überlegungen zur der Gründung eines Niederdeutschen Instituts. [Bremen].
- WILCKEN, VIOLA (2013): Wandeltendenzen im Nordniederdeutschen. Dialektproben im diachronen Vergleich. In: HETTLER, YVONNE/JÜRGENS, CAROLIN/LANGHANKE, ROBERT/PURSCHE, CHRISTOPH (Hrsg.): Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen. Frankfurt a. M. [u. a.]. (Sprache in der Gesellschaft. 32), 15–36.

WINTZER, CHR. MICHAEL (1980): Leserbrief: Für eine plattdeutsche Standardsprache. In: Quickborn 70, 96–97.

TIRZA MÜHLAN-MEYER

Das „Mennonitendeutsch“ in der Kolonie Fernheim in Paraguay

Abstract: Der Aufsatz beschäftigt sich mit der linguistischen Beschreibung einiger sprachlicher Besonderheiten des „Mennonitendeutschen“, welches in einer mennonitischen Siedlung in Südamerika gesprochen wird. Das von den Mennoniten in der Kolonie Fernheim in Paraguay gesprochene Standarddeutsch, genannt „Mennonitendeutsch“, weicht von den Normen der deutschen Standardsprache ab und ist eine eigenständig entwickelte Variante des Standarddeutschen mit einigen plautdietschen Substratmerkmalen sowie spanischen Einflüssen. In einer phänomenorientierten Beschreibung werden in dem Beitrag morphosyntaktische Besonderheiten des „Mennonitendeutschen“ herausgestellt, wie die *tun*-Periphrase, die Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ, *was* als Relativpronomen und die Verbstellung in Nebensätzen mit zweiteiligem Prädikat. Tonaufnahmen natürlicher und authentischer Gespräche von einer Gruppe von Jugendlichen, die während eines Feldforschungsaufenthaltes dokumentiert wurden, dienen als Korpus für die Analyse.

1. Einleitung

Der Beitrag befasst sich mit der linguistischen Beschreibung einiger sprachlicher Eigenschaften des „Mennonitendeutschen“, das in einer mennonitischen Siedlung in Südamerika gesprochen wird. In Paraguay im Herzen des wilden Chacos¹ leben seit rund fünfundsiebzig Jahren deutschstämmige Mennoniten in ihren eigenen Kolonien. Nach wie vor

¹ Der Gran Chaco ist eine Region im Herzen Südamerikas, die den Westen von Paraguay, den Norden von Argentinien und den Südosten von Bolivien umfasst und durch Dornbuschsavanne und Trockenwälder gekennzeichnet ist. Das Klima ist tropisch mit einem heißen Sommer, in den auch die Regenzeit fällt, und einem trockenen Winter. Der Busch wird durch Graskämme unterbrochen, auf denen die eingewanderten Siedler ihre Dörfer anlegten.

sprechen sie eine standardnahe deutsche Umgangssprache, die durch das von den meisten Mennoniten als Muttersprache angesehene Plautdietsch beeinflusst ist.

Zunächst wird einleitend auf das ‚Mennonitentum‘ eingegangen: Wer sind die Mennoniten, wieso sprechen sie Deutsch und wie kommen sie nach Paraguay? Es wird beschrieben, welche Sprachen heute noch in der Kolonie Fernheim gebraucht werden. Dann wird das ‚Mennonitendeutsch‘ anhand natürlicher Gesprächsausschnitte einiger mennonitischer Jugendlicher der Kolonie Fernheim morphosyntaktisch analysiert und auf den Einfluss des Plautdietschen eingegangen. SIEMENS (2012, 44) schreibt hierzu: Die plautdietschen Mennoniten sprechen ein Deutsch „mit zum Teil plautdietscher Phonetik, Morphologie und Syntax – häufig in Überzeugung, dass es sich um korrektes Hochdeutsch handelt“. Es werden vier sprachliche Phänomene näher untersucht, die sich bei der Korpusanalyse als typische Transferenzerscheinungen herausgestellt haben: die *tun*-Periphrase (*ich tue tomaten essen*), der Genitiv mit Possessivdativ (*dem peter sein haus*), *was* als Relativpronomen (*der junge was da steht*) und die Satzstellung in Nebensätzen mit zweiteiligem Prädikat (... *wenn ich würde hunger haben*). Zunächst wird darauf eingegangen, wie diese sprachlichen Eigenschaften im Plautdietschen und im Standarddeutschen realisiert werden. Anschließend wird ihr Gebrauch im ‚Mennonitendeutschen‘ analysiert, also wie die plautdietschen Elemente in die standardnahe deutsche Umgangssprache integriert werden. Nach der Beschreibung des Phänomens und der Identifizierung als Transferenzerscheinung aus dem Plautdietschen soll, so weit möglich, geklärt werden, welche Funktion die Merkmale haben: Wann und in welchen Situationen werden sie von den Mennoniten gebraucht und warum?

Grundlage dieses Aufsatzes ist meine Dissertation, die sich mit den sprachlichen Besonderheiten des ‚Mennonitendeutschen‘ der Fernheimer auseinandersetzt. Der zweite Schwerpunkt meiner Dissertation

liegt darauf, den sozialen Stil des Sprechens bzw. kommunikativen Stil² der Fernheimer Mennoniten zu beschreiben. Einzelne Inhalte und Forschungsergebnisse werden deshalb in gekürzter Fassung aus meiner Dissertation (MÜHLAN-MEYER 2014) zusammengefasst oder übernommen.

2. Über die Mennoniten, ihre Geschichte und ihre Ansiedlung in Paraguay

Die Mennoniten sind als eine christliche Glaubensgemeinschaft in der Reformationszeit aus der Täuferbewegung entstanden. Der ehemals katholische Pfarrer Menno Simons (1496–1561) wurde Namensgeber der Bewegung, als er zu den Täufern konvertierte und ab 1536 als Vertreter der sog. friedlich gesinnten Täuferbewegung die Gläubigen in den Niederlanden sammelte.

In Bezug auf die Mennoniten in Paraguay muss zwischen der christlichen Konfession (Glaubensmennonit) und der ethnischen Grup-

² Unter einem sozialen Stil des Sprechens versteht man – orientiert an dem Projekt *Kommunikation in der Stadt* – die „überindividuelle[n] Formgebungen von Äußerungen sowie Realisierungsweisen sprachlicher Handlungstypen und die damit gegebenen Sinndimensionen, mit denen eine Sprechergruppe ihre spezifische Weltsicht in allen von ihr als relevant gesetzten Aspekten ausdrückt“ (SCHWITALLA 1995, 283). KEIM (2005, 167) definiert sozialen Stil als „die von Mitgliedern einer sozialen Einheit (Gruppe, soziale Welt, soziales Milieu und Ähnliches) getroffene Auswahl an und Weiterentwicklung von Ausdrucksformen aus den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen für die Durchführung kommunikativer Aufgaben. Das herausgebildete Repertoire an Ausdrucksformen ist charakteristisch für die Mitglieder der sozialen Einheit und zeigt ihre soziale und kulturelle Zugehörigkeit an.“ Der soziale Stil des Sprechens weist also darauf hin, wie eine Gemeinschaft oder Gruppe über ihr sprachlich-kommunikatives Verhalten soziale Identität hervorbringt und mit den Anforderungen ihrer Lebenswirklichkeit umgeht.

pe³ (Koloniemennonit) differenziert werden (vgl. GIESBRECHT 2011). Denn die in Paraguay lebenden Mennoniten sind zwar eine „auf die radikale täuferische Tradition des 16. Jahrhunderts zurückgehende Glaubensgemeinschaft“ (GIESBRECHT 2011, 22 nach SAWATZKY 1991, 79–82), haben aber im Laufe der Geschichte ethnische Charakterzüge erhalten (vgl. GIESBRECHT 2011, 22). Religiöse Verfolgungen, das Leben in eigenen Siedlungen und die Absonderung als Gruppe führten dazu, dass sich die mennonitische Gemeinschaft zu einer „stark ethnisch geprägte[n ...] Sippengemeinschaft“ (GIESBRECHT 2011, 23) entwickelte. Wenn man von den Mennoniten in Bezug auf die Konfession redet, schließt die Glaubensgemeinschaft in Paraguay „paraguayische, deutsche, brasilianische, amerikanische und mehrere Indianerkulturen“ (RATZLAFF 2009, 287) ein. Aus Sicht sowohl der Mehrheitsbevölkerung Paraguays als auch der Deutschstämmigen selbst wird der Begriff ‚Mennonit‘ meistens als eine eigene ethnische Gruppe verstanden. Im Rahmen dieses Aufsatzes meint ‚Mennonit‘ die deutschstämmigen Koloniemennoniten als ethnische Gruppe und Lebensgenossenschaft.

Doch wieso gibt es in Paraguay eine immer noch Deutsch sprechende mennonitische Gemeinschaft? Die radikalen Glaubensgrundsätze,⁴ insbesondere die Ablehnung des Waffendienstes, führten zu immer

³ Auch mit Verweis auf den klassischen Text von MAX WEBER (Nachlass; 1972) zur Konstruktion von Zusammengehörigkeit und Differenz *Entstehung ethnischen Gemeinsamkeitsglaubens. Sprach- und Kultgemeinschaft* lässt sich konsistent die Bezeichnung ‚Ethnie‘ für die untersuchte Gruppe begründen. Es geht um eine sich über Sprache und Kultur definierende Gruppe.

⁴ Die zentralen Glaubensgrundsätze der Mennoniten sind: Die Ablehnung von Waffen- und jeglicher Gewaltanwendung (daher soll auch auf die Teilnahme am Wehr-, Kriegs- und Staatsdienst verzichtet werden) und die Verneinung von Eidesleistung und der Säuglingstaufe. Einen großen Wert nimmt die sittliche Heiligung ein, die als Frucht des Glaubens und der Wiedergeburt in der Taufe entsteht. Sowohl das Dordrechter Bekenntnis als auch das Schleithheimer Glaubensbekenntnis werden zwar anerkannt, sind aber nicht verpflichtend, was wiederum die mennonitische Ablehnung des Glaubenszwanges betont. Die Mennoniten glauben, „dass das entschiedene

wiederkehrenden Verfolgungen und Vertreibungen der christlichen Gruppierung. Die Vergangenheit der Mennoniten ist davon geprägt, dass sie um der Beibehaltung ihrer Glaubensüberzeugung willen ihre Heimat immer wieder verließen und sich als Gemeinschaft oder Gruppe geschlossen in neuen Ländern ansiedelten. Als die Gläubigen in den Niederlanden verfolgt wurden, flohen sie nach Preußen und siedelten sich dort im weitgehend entvölkerten Weichseldelta und in Danzig an.

Von 1530 bis 1788 lebten die ausgewanderten Mennoniten in Westpreußen, eigneten sich die dortige Mundart, das sog. Niederpreußisch oder Plautdietsch, und die deutsche Schriftsprache als Schul- und Kirchensprache an. Die Situation der Diglossie mit Standarddeutsch als öffentliche Sprache innerhalb der Gemeinschaft oder Gruppe und Plautdietsch als verbindende gesprochene Sprache wurde in Russland und größtenteils bis heute in Paraguay beibehalten.

Regierungswechsel und politische Neuregelungen in Preußen führten dazu, dass den Mennoniten nach und nach immer mehr Rechte entzogen wurden. Als Katharina II. ab 1762 Neusiedler für die Erschließung der Ukraine suchte und den Einwanderern zahlreiche Privilegien wie Religionsfreiheit und Befreiung von der Wehrpflicht versprach, verließen viele Siedler Preußen Richtung Russland. Dort lebten die Mennoniten isoliert von Mitmenschen anderer Konfessionen in eigenen Kolonien. Das in Russland erhaltene Land durfte nur den Leuten der eigenen Religion verkauft werden, was maßgeblich zur Entwicklung des Siedlungsmennonitentums beitrug und dem Prinzip der Absonderung von der Welt entgegenkam (vgl. KLASSEN 2001, 242). Ein Regierungswechsel 1870 führte dazu, dass Privilegien der Mennoniten aufgehoben wurden und in Russland sowohl die allgemeine Wehrpflicht als auch die russische Sprache als Pflichtsprache in den Schulen eingeführt wurde. Bis 1880 verließen im ersten Auswanderungsschub 18.000 Mennoniten das Land, wovon ein großer Teil nach Kanada zog (vgl.

Leben, das Jesus von seinen Jüngern erwartet, von den Christen verlangt in einer Gemeinschaft zusammenzuhalten“ (WENGER 2001, 10). Sie stehen für eine klare Trennung von Staat und Kirche, da keine staatliche Macht in Glaubensdingen mitreden dürfe.

PENNER u. a. 2010, 142–143). Die zweite große Auswanderungswelle folgte, als durch die Einführung von Stalins erstem Fünfjahresplan (1928–1933) viele Bauern ihres Landes enteignet wurden.

In mehreren Schüben wanderten bis Oktober 1931 1.572 Mennoniten nach Paraguay aus und gründeten die Kolonie Fernheim im Chaco. Auch in Paraguay wurden den mennonitischen Siedlern wieder Sonderregeln gewährt, die bis heute gelten: U. a. die Befreiung vom Militärdienst, die Erlaubnis, eigene Schulen in deutscher Sprache zu haben, die Eigenverwaltung von Erbschaftsanlagen usw. (KLASSEN 2001, 55).

Unter schwersten klimatischen Umständen bauten die Siedler eine gut strukturierte Siedlung auf. Neben einer großen Anzahl von Dörfern entschieden sich die Siedler, eine zentral gelegene Stadt für die öffentlichen und genossenschaftlichen Einrichtungen zu gründen: Filadelfia ist heute Hauptstadt des „Departaments Boquerón“ und Anziehungspunkt vieler Ethnien, die in eigenen, voneinander abgegrenzten Wohngebieten leben. Jeweils etwa die Hälfte der heute ca. 10.000 Einwohner setzt sich aus verschiedenen Indianerethnien einerseits und aus Mennoniten, Lateinparaguayern und Deutschbrasilianern andererseits zusammen.

Am Anfang waren die in den Chaco eingewanderten Mennoniten bezüglich Organisation und Verwaltung auf sich selbst gestellt und haben für die Kolonie Fernheim eine eigene Verwaltungsform aufgebaut mit eigener Genossenschaft, eigenem Schulwesen und eigenen sozialen Einrichtungen. Lange Zeit stellte Fernheim „de facto einen Staat im Staate dar“ (RUDOLPH 2009, 247). Seit dem Beginn der Demokratisierung 1989 und der damit einhergehenden Einrichtung staatlicher Institutionen im Gebiet der Kolonie, „wie Gobernación, Municipalidad, gerichtliche Institutionen und nationale Polizei“ (RUDOLPH 2009, 247) muss sich die Kolonieverwaltung viele ihrer Funktionen mit dem Staat teilen. Nichtsdestotrotz stehen bis heute eine Vielzahl sozialer und genossenschaftlicher Einrichtungen wie Schulen, ein Krankenhaus, ein Alten- und Pflegeheim, Fabriken, Supermärkte, ein Buchhandel usw. unter der Leitung der Mennoniten. Nachdem die Neusiedler lernten, mit dem Klima und der Bodenbeschaffenheit im Chaco umzugehen, leben

sie heute weitestgehend von Vieh- und Landwirtschaft und konnten sich durch ihren Fleiß ein Leben in Wohlstand aufbauen.

3. Der Sprachgebrauch der Mennoniten in der Kolonie Fernheim

Die Fernheimer Mennoniten gebrauchen im Wesentlichen drei Sprachen: Plautdietsch, Standarddeutsch und Spanisch. WARKETIN (2009, 337) schreibt: „Plautdietsch und Hochdeutsch sind in den Mennonitenkolonien noch die vorherrschenden Sprachen, während bei den Mennoniten in Asunción, besonders bei der Jugend, das Spanische als Umgangssprache stark zunimmt.“

Mit der deutschen Standardsprache ist jeder Kolonie-Mennonit in Fernheim konfrontiert. Sie kann spätestens ab der Schule von allen Mennoniten verstanden werden und wird in verschiedenen Kompetenzen auch von jedem gesprochen. Die deutsche Standardsprache lässt sich grob unterteilen in die kulturell-öffentliche Standardsprache der Kirche, Schule und Öffentlichkeit und in den gesprochenen Standard der Alltagskommunikation, eine eigenständig entwickelte Variante des Standarddeutschen mit einigen plautdietschen Substratmerkmalen sowie spanischen Einflüssen („Mennonitendeutsch“). Die als Umgangssprache gebräuchliche standardnahe Varietät orientiert sich stark an der deutschen Standardsprache. Sie ist mehr durch das von den meisten Mennoniten als Muttersprache angesehene Plautdietsch und weniger durch die Landessprache Spanisch beeinflusst. Vom binnendeutschen Standard hebt sich das Deutsch, das von den Mennoniten in der Kolonie Fernheim im Alltag untereinander gesprochen wird, jedoch deutlich ab. Das liegt zum einen an der Beeinflussung durch andere Sprachen und zum anderen an einer eigenständigen Entwicklung aufgrund der Trennung von der sprachlichen Heimat Deutschland. THIESSEN (2007, 71) schreibt: „Da wir aber so fern von Deutschland sind, ist es schwierig oder gar unmöglich, das gleiche Hochdeutsch wie die Deutschen zu sprechen.“ In einem Interview, das ich im Zuge meiner Magisterarbeit (MÜHLAN 2010, Anhang S. 112) mit ihm führte, sagt er: *Aber es hat sich, denk ich, auch ein bisschen ein eigenartiges Hochdeutsch entwi-*

ckelt, vom System her, weil wir hier so weit von Deutschland weg sind und das Plattdeutsche einen starken Einfluss ausübt. Der Grund für dieses „eigenartige Hochdeutsch“ liege laut THIESSEN mitunter darin, dass ein großer Teil der Mennoniten in Plautdietsch denke und daraus direkt ins Standarddeutsche übersetze. Deshalb kommt es zu vielen Transferenzerscheinungen, wie die spätere Analyse zeigen wird.

Plautdietsch ist eine Varietät des Niederdeutschen (genauer gesagt des Nieder- bzw. Westpreußischen, das wiederum eine Varietät des Ostniederdeutschen ist) und wird heute noch als Umgangssprache in allen Mennonitenkolonien in Paraguay gesprochen. SCHIRMUNSKI (1992, 44) beschreibt es als die Sprache der Mennoniten. Die meisten Fernheimer fassen Plautdietsch als ihre Muttersprache auf und sehen es als „das aeussere Zeichen des Mennonitenseins. [...] Die Sprache dient der kulturellen Abgrenzung nach aussen und dem Zusammengehörigkeitsgefühl“ (HARDER 1980, 224). Für viele Mennoniten ist das Plautdietsche neben der Religion eines der wichtigsten Zugehörigkeitsmerkmale zum ‚Mennonitentum‘. In KAUFMANN (2004, 269–270) Untersuchungen gaben die Fernheimer Plautdietsch mit 61 % als ihre Lieblingssprache an (Hochdeutsch liegt bei 45 %). KAUFMANN (2004, 280) schreibt, dass es in seinen Untersuchungen keine Teilgruppe gab, „bei der in der mündlichen Kommunikation im Familien- und Freundeskreis das Hochdeutsche häufiger verwandt wird als das Plattdeutsche“.

Spanisch ist neben Guaraní die Landessprache Paraguays und gilt als Kontaktsprache zur Bevölkerung und zunehmend als Verwaltungssprache v. a. im wirtschaftlichen Bereich. Spanisch wird in den mennonitischen Privatschulen ab dem ersten Schuljahr unterrichtet und nimmt im Unterricht mit aufsteigender Klassenstufe immer mehr zu. Die Kinder haben zunächst etwa 20 % ihrer Unterrichtsfächer in spanischer Sprache und 80 % in standarddeutscher Sprache. Zunehmend wird das Spanische mehr und das Standarddeutsche weniger, bis das Verhältnis zum Ende der Zentralschule umgekehrt ist. Innerhalb der Kolonie ist der Gebrauch des Spanischen außer in der Kommunikation mit der Landesbevölkerung kaum nötig, weshalb die Kompetenz sehr sprecherabhängig ist. V. a. die jüngeren Leute haben ein zunehmend besseres

Verhältnis zur und bessere Kenntnis der spanischen Sprache. Durch Medien wie Internet und Fernsehen sowie den vermehrten Kontakt zur Landesbevölkerung steigt die Anwendung der „Fremdsprache“.

4. Das Korpus

Das Korpus für die Analyse besteht aus authentischen Gesprächssituationen, die alle in der Kolonie Fernheim während eines Forschungsaufenthaltes von September bis Dezember 2012 aufgenommen wurden. Um ein möglichst wirklichkeitsnahes Bild der Kommunikationsformen der Gesellschaft (vgl. MÜHLAN-MEYER 2014) sowie der sprachlichen Eigenschaften des „Mennonitendeutschen“ bekommen zu können, wohnte ich für mehrere Monate als teilnehmende Beobachterin in der Kolonie Fernheim in Paraguay. Das Vertrauen, das ich während der Zeit zu den Koloniewohnern aufbauen konnte, ermöglichte mir, das Aufnahmegerät bei verschiedenen Treffen und Aktivitäten zum Einsatz kommen zu lassen. Eine intensive Teilnahme am (sozialen) Leben und der damit zusammenhängende Aufbau von Vertrauen und Feldbeziehung sind zentral für möglichst natürliche Gesprächssituationen (vgl. SPRANZ-FOGASY/DEPPERMAN 2001).

Für diesen Aufsatz wähle ich die Gespräche des „Jugendkomitees“ aus. Das Jugendkomitee ist eine Gruppe von Jugendlichen, die sich einmal die Woche unter Leitung des Jugendleiterehepaars treffen, um das kirchliche Jugendprogramm zu besprechen. Die jungen Leute sind alle Mitglieder einer Kirche, wie es für die meisten Jugendlichen in der Kolonie üblich ist, und gehen auf die deutsche Zentralschule der Kolonie. Ich konnte sieben Besprechungen von jeweils ca. zwei Stunden aufnehmen (lassen),⁵ wobei die Teilnehmerzahl zwischen fünf und zehn Mitgliedern variierte. Aus dem Datenmaterial wurden Stellen ausgewählt und nach GAT II⁶ transkribiert, so dass ein Fein-Transkript mit

⁵ S1 1:48:26, S2 1:38:30, S3 1:53:17, S4 2:12:38, S5 2:39:55, S6 1:19:3, S7 2:37:59.

⁶ GAT = Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (SELTING u. a. 2009).

21.671 Wörtern vorliegt. Um die Dynamik der Gruppen nicht zu beeinflussen, nahm ich an den meisten Sitzungen nicht teil, sondern gab mein digitales Aufnahmegerät der Jugendleiterin mit. Die Transkripte sind nummeriert mit dem Kürzel der Gruppe (JK), der Bezeichnung des Gesprächs (S) und der Textnummer (T). Das Korpus heißt *Mennonitendeutsches Korpus* (MDK).

Um eine Vergleichsbasis für die morphosyntaktische Untersuchung des „Mennonitendeutschen“ heranziehen zu können, stehen fünf Aufnahmen plautdietscher Gespräche zur Verfügung.⁷ Ausschnitte daraus wurden transkribiert und übersetzt. Das Korpus heißt *Plautdietsches Korpus* (PDK).

5. Phänomenanalyse: Die sprachlichen Eigenschaften des „Mennonitendeutschen“ einer Jugendgruppe in der Kolonie Fernheim

5.1 Ziel und Vorgehensweise

Wenn Zweisprachige, wie die Mennoniten, ein Morphem aus der einen Sprache mit dem aus einer anderen Sprache identifizieren und grammatische Funktionen übertragen, nennt man das Transferenz. Zu dieser zwischensprachlichen Äquivalenz von Morphemen oder Kategorien kann es kommen, wenn es eine formale Ähnlichkeit gibt oder eine Ähnlichkeit in ihren bestehenden Funktionen herrscht, wie es zwischen dem Standarddeutschen und Plautdietschen gegeben ist. In dem Aufsatz geht es darum, wie grammatische und syntaktische Phänomene des Plautdietschen in das Standarddeutsche übernommen werden und dieses somit zum „Mennonitendeutschen“ machen. Standarddeutsch wird also als Rahmensprache gebraucht, in die v. a. plautdietsche Elemente integriert werden.

⁷ Das sind natürliche Gespräche von Jugendlichen auf einem Jugendausflug (JA), von drei Ehepaaren (zwischen 30 und 40 Jahren) bei einem gemeinsamen Mittagessen (ME), von einem Hauskreis (zwischen 40 und 60 Jahren; HK) und von einer Jugendleiterbesprechung (JL).

In der phänomenorientierten Beschreibung greife ich einzelne Transferenzerrscheinungen heraus und analysiere sie: die *tun*-Periphrase, die Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ, *was* als Relativpronomen und die Verbstellung bei Nebensätzen mit zweiteiligem Prädikat. Diese Phänomene sind mir aus der Korpusanalyse im Rahmen meiner Dissertation (MÜHLAN-MEYER 2014) als typisch für das „Mennonitendeutsche“ bekannt. Die einzelnen Phänomene wurden als Eigenschaft des „Mennonitendeutschen“ gesehen, wenn sie mehrmals (Zahlen werden angegeben) im gesamten Korpus bei mehr als einem Sprecher vorkommen und somit als ein sich wiederholendes morphologisches oder syntaktisches Merkmal der Gruppe definiert werden können und wenn sie anhand von Grammatiken als Abweichung von der deutschen Standardsprache einzuordnen sind.

Nachdem die Phänomene festgelegt wurden, werden sie anhand von Grammatiken (ERBEN 1980, ENGEL 2009, EISENBERG 2004, Duden-Grammatik 2006) näher beschrieben. Dann werde ich die Herkunft bestimmen, wobei sich feststellen lässt, dass die Sprecher als plautdietsche Muttersprachler plautdietsche Strukturen ins Standarddeutsche übernehmen. Deswegen beschreibe ich, wie die Phänomene im Plautdietschen angewendet werden. Dazu stehen mir Transkripte plautdietscher Alltagsgespräche der Fernheimer Mennoniten zur Verfügung. Des Weiteren ziehe ich erzählende plautdietsche Literatur heran, wie den Band „Ut onsem Lewe“ (DÜCK 2009), in welchem mehrere plautdietschsprechende Mennoniten Geschichten und Gedichte über ihre Vergangenheit schreiben. Drittens dienen mir zur Analyse Abhandlungen über niederdeutsche Varietäten allgemein,⁸ z. B. die von STELLMACHER (2000) und LINDOW u. a. (1998), sowie Werke über die plautdietsche Mundart im Speziellen, z. B. von JEDIG (1966) und KLASSEN (1993). MCCAFFERY (2008) gibt in seinem „A Beginner’s Guide to Mennonite Low German“ eine Einführung ins Plautdietsche: „This little book is for beginners, who want to learn the Plautdietsch lan-

⁸ Diese ziehe ich heran, weil ich das Plautdietsch als eine Variante des Niederdeutschen sehe.

guage“ (MCCAFFERY 2008, 4). Zusätzlich ziehe ich SIEMENS' (2012) „Plautdietsche Grammatik“ heran.⁹

5.2 Die *tun*-Periphrase

Die Konstruktion der analytischen Form mit *tun* und Infinitiv hat eine große Verbreitung im „Mennonitendeutschen“ der Jugendlichen gefunden. *Tun* wird dabei in periphrastischer Form, also als Hilfsverb, in Verbindung mit einer Infinitivform gebraucht, wie im folgenden Beispiel (Z. 327):

(1) (JK, S2, T15)

- 0326 **Mich** (...) die tut nicht das was du glAUbst.
 0327 die **tU**t nicht STEUern **machen**. (--)
 0328 die ist sekreTÄrin.

Michael¹⁰ bildet eine *tun*-Umschreibung mit *tun*+Infinitiv *machen*.

Konstruktionen mit *tun* als Hilfsverb gelten in der Standardsprache im Allgemeinen als unkorrekt (z. B. ENGEL 2009, 251; Duden-Grammatik 2006, 434). Die meisten Grammatiken (ERBEN 1969, 1980; ENGEL 2009, Duden-Grammatik 2006) erkennen die *tun*-Periphrase im Standarddeutschen lediglich in Spitzenstellung des Infinitivs an. So schreibt die *Duden-Grammatik* (2006, 434), dass das Hilfsverb *tun*+Infinitiv in der geschriebenen Standardsprache nur gebraucht werde, um das Vollverb bei besonderer Betonung ins Vorfeld eines Verbzweitsatzes zu rücken, wenn kein anderes infinitregierendes Verb vorhanden ist (z. B. *Sehen tut er nichts*) (Duden-Grammatik 2006, 434). Laut der Grammatik von ENGEL (2009, 251) habe der Infinitivkomplex

⁹ Darüber hinaus verweise ich in den Kapiteln über eingeleitete Nebensätze mit zweiteiligem Prädikat auf das Niederländische, z. B. nach KAUFMANN (2004; 2007), da das Plautdietsche dem Niederländischen nahe verwandt ist und deswegen Phänomene vom Niederdeutschen über das Plautdietsche in das „Mennonitendeutsch“ interferiert werden.

¹⁰ Alle hier verwendete Personennamen wurden anonymisiert.

bei *tun* keine eigene Bedeutung. Sie werde nur in Periphrasen und anaphorischer Wiederaufnahme des Verbes verwendet.

In der gesprochenen Sprache sowie in einigen Dialekten ist eine Umschreibung mit *tun* jedoch ein bekanntes Phänomen. In dialektalem und umgangssprachlichem Gebrauch tritt *tun* als Hilfsverb häufig in Auxiliar-Funktion auf (ELSPASS 2005, 254; SCHWITALLA 2006, 127). Ebenso wird vielfach eine Umschreibung mit *täte* anstelle des Konjunktivs vorgezogen (ERBEN 1980, 102).

STELLMACHER (2000, 201) sagt, dass die *tun*-Periphrase eine „deutliche Eigenheit“ des Niederdeutschen sei. In den niederdeutschen Varietäten allgemein und so auch im Plautdietschen ist die Konstruktion *doon*+Infinitiv ein häufig verwendetes Mittel und wurde in ihren unterschiedlichen Funktionen schon mehrfach untersucht (z. B. STELLMACHER 2000, 201–204 für das Niederdeutsche; SIEMENS 2012, 184 und 200 für das Plautdietsche). Typisch ist beispielsweise die Verwendung einer *tun*-Periphrase in Nebensätzen, vor allem in Konditionalsätzen oder mit *waut* eingeleiteten Nebensätzen, oder in Sätzen, die mit einem Infinitiv beginnen, um das Verb besonders zu betonen.

Bei der Untersuchung erzählender plautdietscher Literatur fällt die gebräuchliche Verwendung von Sätzen mit *tun*-Periphrase auf. Dazu werden zwei Beispiele aus dem Band „Ut onsem Lewe“ (DÜCK 2009) herangezogen:

- „Wan hee lud **piepe deed**, dan musst wie Tjinja no ahm kome“ (WALDE 2009, 215, eigene Hervorhebung; ‘Wenn er laut piepen/pfeifen tat, dann mussten wir Kinder zu ihm kommen’).
- „Dee **deed** uck vel **riede** [...]“ (DÜCK 2009, 80, eigene Hervorhebung; ‘Der tat auch viel reden’).

Die Autoren verwenden beide eine *tun*-Periphrase, sowohl in Nebensätzen (erstes Beispiel: *deed piepe*) als auch in Hauptsätzen (zweites Beispiel: *deed riede*).

Die Analyse des PDK, d. h. des gesprochenen Plautdietschen, weist ebenso den Gebrauch von *tun* als Hilfsverb auf. Die *tun*-Periphrase

wird acht Mal im Präteritum und fünf Mal im Präsens gebraucht. Die Sprecher verwenden *tun* als Hilfsverb in verschiedenen Funktionen:

Im folgenden Beispiel beschwert sich L3 bei einer Diskussion über Finanzen darüber, wie er neulich im Abgabebüro behandelt wurde.

(2) (PDK, JL2, T5)

- 0108 L3 daut jifoll mie nijch.
 ‘Das gefällt mir nicht.’
 0109 etj sie nijch en’vestohne;
 ‘Ich bin nicht einverstanden;’
 0110 soo’s dee mie **be’haundle deed**.
 ‘so wie die mich behandeln taten.’

L3 bildet in Z. 110 einen Nebensatz mit *tun* als Hilfsverb im Präteritum (*deed*) und mit Infinitiv (*be’haundle*).

J1 erzählt von einem Ausflug, auf den sie mit ihren Freunden mit einem Auto gefahren ist:

(3) (PDK, JA2, T1)

- 0017 J1 !SEa! **foahri deed** wie; (--)
 ‘sehr fahren taten wir, ich-’

J1 bildet einen Deklarativsatz, der nach dem vorangestellten Infinitiv *foahri* das Hilfsverb *deed* einschiebt. Diese Konstruktion wird zur inhaltlichen Verstärkung des Verbs benutzt.

M2 erzählt über seinen Unfall auf dem Feld:

(4) (PDK, HK, T1)

- 0039 M2 etj **deed** icascht **rentji**,
 ‘Ich tat erst röntgen.’

Er bildet einen Deklarativsatz mit dem im Präteritum stehenden Hilfsverb *deed*+Infinitiv.

Wenn die plautdietschen Sprecher also *tun* als Hilfsverb verwenden, dann meistens zur Markierung eines Nebensatzes, zur besonderen Betonung des Verbs oder zur Bildung der Vergangenheit.

Bei der Verwendung von *tun*-Periphrasen im „Mennonitendeutschen“ der Jugendlichen lassen sich Parallelen zum Gebrauch im Plautdietschen ziehen.

Im Beispiel (1) (*die tUt nicht STEUern machen*) zu Anfang des Kapitels verwendet Michael in der Form *tun*+Infinitiv *machen* eine typische Verbalphrase. Interessant ist, dass er in dem Satz zuvor (*die tut nicht das was du glAUbst*) *tun* als lexikalisches Vollverb im Sinne *eine Handlung ausführen* verwendet. In der anaphorischen Verwendung folgt auf *die tut nicht das*, mit *das* als Objekt und *tun* als Prädikat, ein Relativsatz. Erst bei seiner darauffolgenden Hauptaussage, die ihm besonders wichtig ist, bildet er eine vollständige *tun*-Konstruktion und setzt zusätzlich auf das Hilfsverb *tun* einen prosodischen Akzent (*tUt*). Wenn der Sprecher der Aussage besonderen Ausdruck verleihen möchte, fällt das infinite Verb also nicht weg. STELLMACHER (2000, 203) schreibt für das Niederdeutsche: „Eine Intensivierung des verbalen Ausdrucks gilt als häufigste Ursache für das Einfügen einer *tun*-Form in einen Hauptsatz.“ Solch eine Beobachtung lässt sich nicht nur bei Michael, sondern auch bei anderen Gesprächsbeispielen mit *tun* im MDK der Jugendlichen machen.

V. a. bei der Bildung von Vergangenheitsformen wird die *tun*-Periphrase gerne herangezogen. Dazu ein weiteres Beispiel: Catherina erzählt von ihrer mehrstündigen nächtlichen Busfahrt.

(5) (JK, S2, T7)

- 0080 **Cat** letzt. (1.0)
 0081 als wir (...) letzt als wir von VOLNdam kam,
 0082 abends in bUs rein,
 0083 ich sah GRAD noch wie die lIcht ausma:chten.=
 0084 =dann <<plautdietsch> ˇschluppe,>=
 0085 =und dAnn: (.) konnt NICH (konzentriern).
 0086 POzo coloRAdo einmal AUF,=

- 0087 =wenn_s dann !SEHR! viele MENschen reinkam,
 0088 und dann **tat** der eine sich (DICHT) an meine BEIne
 lehnen und auch **schlAfen**,
 0089 dann **tat** ich den **wEcken** und schlief ich <<lachend>
 WEIter->

Catherina verwendet am Kulminationspunkt ihrer Erzählung (ein Fremder lehnte sich an ihre Beine und sie musste ihn wecken) die *tun*-Periphrase in Vergangenheitsform (*tat lehren* und *schlAfen*, *tat wEcken*). Die wichtigsten Aussagen werden also mit einer *tun*+Infinitiv-Konstruktion umschrieben.

Abgesehen davon, dass die periphrastische Verwendung von *tun* aus dem Plautdietschen ins „Mennonitendeutsche“ transferiert wurde und oft bei der Betonung wichtiger inhaltlicher Punkte verwendet wird, ist es für die Sprecher auch ein Vorzug der Bequemlichkeit, wie ERBEN (1969, 51) schreibt: eine „bequeme Formel volkstümlichen Erzählens“.

Eine Satzkonstruktion mit *tun*+Infinitiv wird im MDK der Jugendlichen insgesamt 23 Mal verwendet und kommt bei allen Sprechern vor. Die *tun*-Periphrase kann im Präsens stehen:

(6) (JK, S4, T15)

- 0394 **To** wir **tun** den SO sehr **nerven** dass wir wolln (.) FEIern
 mit den,

oder im Präteritum gebildet werden:

(7) (JK, S5, T4)

- 0145 **To** wir machen ein VIdo über die LEHrer; (--)
 0146 wir **taten** gestern **FIlmen**.

Sie dient auch als Hilfskonstruktion bei der Bildung von Fragen:

(8) (JK, S5, T5)

0179 **Len** dann WIE **tut** man mal das **LERnen** wie man das ma:cht;

Zusammenfassend sehe ich die semantische Funktion von periphrastischem *tun* in erster Linie als besondere Hervorhebung des lexikalischen Verbs. Darüber hinaus spielt die Bequemlichkeit der Sprecher eine Rolle (das gilt vor allem für die lexikalische Verwendung von *tun*¹¹). Wie die Analyse gezeigt hat, handelt es sich bei der Verwendung von *tun* als Hilfsverb um eine Transferenzererscheinung aus dem Plautdietschen.

<i>tun</i>	Vorkommen von <i>tun</i> insg. im Korpus	<i>tun</i> -Periphrase (<i>tun</i> +Infinitiv)	<i>tun</i> als lexikalisches Vollverb
21.671 Wörter = 100 %	69 0,32 %	23 0,11 %	46 0,21 %

Tab. 1: *tun*-Periphrase

5.3 Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ

Die Umschreibung von Genitivphrasen, die zur Bezeichnung eines Bereiches oder Besitzes dienen, mit einer Ersatzkonstruktion mit Possessivdativ hat große Verbreitung im „Mennonitendeutschen“ der Jugendlichen gefunden. Um den Genitiv zu umschreiben, gebrauchen die Jugendlichen Konstruktionen wie die folgenden:

(9) (JK, S2, T15)

0278 **Cat** <<f; len> !A::!ber> (.) **DEN ihre beDINGung**
<<len>^wa:r-> (-)

¹¹ Dieses Phänomen wird in meiner Dissertation (MÜHLAN-MEYER 2014) weiter ausgeführt.

0279 januar AUCH.

oder

(10) (JK, S5, T12)

0439 To dem seine kInDer müssen immer mit ihm so_ne
GELDspielchen spielen;

oder

(11) (JK, S3, T15)

0013 Cat aber das ist der ihr STI:L (.) irgendwie;

Die Nutzung solcher Genitiv-Umschreibungen mithilfe des Dativs (*DEN ihre beDINGung, dem seine kInDer, der ihr STI:L*) ist im Deutschen als dialektales und gesprochen-sprachliches Phänomen bekannt. Im Gegensatz zur *von*-Konstruktion (*der Hund von Peter*) als eine weitere Möglichkeit, den Genitiv zu umschreiben, ist die Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ im heutigen Standarddeutschen nicht zugelassen (vgl. VON POLENZ 1999, 346). Sie beschränkt sich mehr auf den dialektalen und regionalen Bereich (vgl. ELSPASS 2005, 327). Die *Duden-Grammatik* (2006) zählt einige „zulässige“ Ersatzkonstruktionen für Genitivphrasen auf und schreibt zur possessiven Konstruktion aus Dativphrase und Possessivum ebenso, dass es „ausschließlich mündlich verwendet“ (Duden-Grammatik 2006, 1224) werde: Der possessive Dativ sei „seit Langem im gesamten deutschen Sprachraum nachweisbar, eigenartigerweise bisher aber nicht in die geschriebene Standardsprache aufgenommen worden“ (Duden-Grammatik 2006, 835).

Im Niederdeutschen – wie auch in den meisten anderen deutschen Mundarten – ist die Verwendung des Genitivs ungebräuchlich und nur noch in einzelnen Resten erhalten (vgl. JEDIG 1966, 64–68). „Die Genitivumschreibung bei der Wiedergabe einer persönlichen Zugehörigkeit ist ein ausgiebig gebrauchtes grammatisches Mittel im Nnd.“ (STELLMACHER 2000, 188), und so auch im Plautdietschen. MCCAFFERY

(2008, 35) schließt den Gebrauch des Genitivs im Plautdietschen komplett aus: „The genitive case in HD [Hochdeutsch] shows ownership, but it does not exist in PD [Plautdietsch].“ Zwei Beispiele aus der plautdietschen Literatur zeigen die gebräuchliche Genitiv-Umschreibung im Plautdietschen:

- „**No dem Voda sien Doot** musst Groodvoda boolt oabeide gohne.“ (DÜCK 2009, 73, eigene Hervorhebung; ‘Nach dem Vater seinen Tod musste Großvater bald arbeiten gehen’).
- „Dee stunt aum Bad en tjitjd gaunz vewundat opp **dem Oopa sien groota Buck**.“ (KLASSEN 2009, 186, eigene Hervorhebung; ‘Der stand am Bad und schaute ganz verwundert auf dem Opa seinen großen Bauch’).

Dieser periphrastische Genitiv mit dem Bildungsmuster Dativ (*dem Voda, dem Oopa*) + Possessivpronomen (*sien*) + Substantiv (*Doot, groota Buck*) ist im Plautdietschen also gebräuchlich. Das PDK weist zwar keinen Genitiv und keine Genitiv-Umschreibung mit dem Possessivdativ auf. Aus der teilnehmenden Beobachtung ist mir jedoch bekannt, dass eine Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ im gesprochenen Plautdietschen üblich ist.

Daraus lässt sich schließen, dass die mennonitischen Jugendlichen, die größtenteils Plautdietsch als ihre Muttersprache ansehen, die Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ aus dem Plautdietschen in das „Mennonitendeutsche“ transferieren. Bis auf zwei Mal in Verbindung mit *Gott*¹² (*gottes logik, gottes offenbarung*) wird der Genitiv bei Zugehörigkeitsbeschreibung im MDK des Jugendkomitees nicht gebraucht, sondern immer eine Umschreibung mit einem Possessivdativ gewählt. Das Phänomen kommt zehn Mal im MDK vor.

¹² Dieses Phänomen wird in der Dissertation (MÜHLAN-MEYER 2014) näher untersucht.

	Genitiv-Konstruktionen insg.	Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ	Adnominales Genitivattribut
Genitiv-Konstruktionen, die Besitz anzeigen	12 100 %	10 83 %	2 17 %

Tab. 2: Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ

5.4 *was* als Relativpronomen

Wenn die Jugendlichen einen Relativsatz bilden, der sich auf ein Substantiv bezieht, wählen sie in 70 % der Fälle nicht die im Standarddeutschen gebräuchlichen Relativpronomen *der*, *die* oder *das*, sondern leiten den Relativsatz mit *was* als ein einheitliches Relativum ein, wie folgende Beispiele zeigen:

(12) (JK, 2, T15)

0260 **To** de:r (.) wenn DER **ein** sieht **was** gU:t RECHnen kann,
 0261 und **was** gut ma:chen wird,
 0262 dAnn gibt er euch auch ein jOb (.) OHne dass ihr sucht;

oder

(13) 0271 **Cat** <<all> ALLe sagen mir das ist **die** ↑!BES!te STELLe
was du ^HA:ben ka:nnst.>

In Relativsätzen, in denen auf das Substantiv Bezug genommen wird (*DER [Mann]*, *die beste Stelle*) überwiegen nach der *Duden-Grammatik* (2006, 1038) in der Gegenwartssprache die Pronomen *der*, *die*, *das* bzw. *den*, je nach Genus, Kasus und Numerus des Substantivs. Bei den mennonitischen Jugendlichen dominiert allerdings das Pronomen *was* als relatives Einleitelement.

Für die Art, wie die Jugendlichen das Relativpronomen *was* verwenden, finde ich keine Beschreibung in den Grammatiken. ENGEL (2009, 158) sagt, dass „gelegentlich“ auch das neutrale Pronomen *was* das Relativpronomen *das* ersetzen kann, um „störenden Gleichklang zu vermeiden“ (*das, was mir Kummer macht*). Oder es wird eingesetzt, wenn das Bezugswort ein neutrales Indefinitpronomen oder ein autonom gebrauchtes neutrales Adjektiv ist (vgl. ENGEL 2009, 370). *Was* kann im Standarddeutschen bei Substantiven im Neutrum erscheinen. Auch die *Duden-Grammatik* (2006) zählt Gründe auf, wann *was* als Relativpronomen eingesetzt werden kann, z. B. in freien Relativsätzen, „deren Bezugswort im übergeordneten Satz hinzuzudenken ist“ (Duden-Grammatik 2006, 311). In Sätzen aber, wie die Jugendlichen sie bilden, empfehlen die Grammatiken die Relativpronomen *der/die/das*, weshalb ich dieses Phänomen als typisches Merkmal des „Mennonitendeutschen“ sehe.

Relativsätze gibt es auch im Plautdietschen, allerdings finde ich im geschriebenen Plautdietsch keine Relativsatzbildung mit *waut* (also in standarddeutscher Übersetzung *was*). Sowohl bei MCCAFFERY (2008, 42) als auch in dem plautdietschen Band „Ut onsem Lewe“ (2009) werden die Relativsätze mit dem Pronomen *dee* (Maskulinum und Femininum) oder *daut* (Neutrum) eingeleitet. Das Relativum bleibt dabei allerdings unverändert und muss nicht wie im Standarddeutschen dekliniert werden. Das zeigen zwei Beispiele aus der erzählenden plautdietschen Literatur („Ut onsem Lewe“, DÜCK 2009):

- „Jetoa hab etj **eene Femilje** tjane jeleht, **dee** no Dietschland von Sibirje jekome es“ (WEDEL 2009, 114, eigene Hervorhebung; ‘Gestern habe ich eine Familie kennen gelernt, die nach Deutschland von Sibirien gekommen ist’).
- „**Daut Märchen vom Auschenputtel**, **daut** soo jern emma en emma wada vonne PR-Lied [...] benutzt woat, es utnomswies mol woa“ (FRIESEN-FAST 2009, 45, eigene Hervorhebung; ‘Das Märchen vom Aschenputtel, das so gern immer und immer wieder als PR-Lied benutzt wird, ist ausnahmsweise mal wahr’).

In der literarischen Sprache steht *dee* für die Relativpronomen *der*, *die* oder *den* (die femininen und maskulinen Substantive) und *daut* für *das* (die Substantive im Neutrum).

SIEMENS (2012, 155) weist darauf hin, dass im Plautdietschen neben *dee* und *daut* auch das unflektierte *waut* als einheitliches Relativpronomen verwendet werden könne, das „vor allem um Wortwiederholungen zu meiden [...], aber nicht nur in solchen Fällen“ (SIEMENS 2012, 155) gebraucht werde. KLASSEN (1993, 41) schreibt, dass das Einheitsrelativum *waut* die Relativpronomen *dee* und *daut* schon völlig verdrängt habe.

Im PDK werden die Relativpronomen *dee* und *daut* nicht verwendet, sondern alle Relativsätze mit *waut* gebildet. Dazu zwei Beispiele:

(14) (PDK, HK, T8)

- 0141 **K** inn dan ess hiea unji/unje dan dee froag,
 ‘Und dann ist hier unten die Frage.’
- 0142 wooni/woone von **disse gowi waut** hiea äh jilest worde (.) send ons bikaunt/bekaunt.
 ‘Welche von diesen Gaben, was hier äh [vor]gelesen wurden, sind uns bekannt?’

oder

(15) (PDK, HK, T9)

- 0235 **M1 dei roberto caminez (.) waut** bi cacique majeto wont,
 ‘Der Roberto Caminez, was bei Cacique Majeto wohnt,’
- 0236 die haft ji ein schmockes hüs opp‘jebüt.
 ‘der hat ja ein schönes Haus aufgebaut.’

Die Sprecher K und M1 leiten den Relativsatz (Z. 142, Z. 235) mit dem Einheitsrelativum *waut* ein. Es lässt sich feststellen, dass im gesproche-

nen Plautdietsch im Gegensatz zum schriftsprachlichen Plautdietsch die Verwendung von *waut* als Relativpronomen üblich ist.

Somit kann die Verwendung von *was* als Relativpronomen im „Mennonitendeutschen“ als eine Transferenzerrscheinung aus dem Plautdietschen gesehen werden. Die Jugendlichen, die Plautdietsch überwiegend im mündlichen Gebrauch verwenden, übersetzten das plautdietsche *waut* zu standarddeutsch *was* und umgehen damit die Anpassung des Pronomens an das Substantiv. Dadurch erleichtern sie sich die Relativsatzbildung.

Bei insgesamt 30 Relativsätzen im MDK bilden die Jugendlichen 21 Sätze mit dem Relativum *was* und neun mit den korrekt deklinierten Pronomen *der, die, das* bzw. *den*. D. h., dass die Jugendlichen generell die Verwendung der standarddeutschen Relativpronomen beherrschen. Teilweise bilden die gleichen Sprecher sowohl Sätze mit *was* als auch mit den standarddeutschen Relativpronomen. Eine eindeutige Regel zu finden, wann die Jugendlichen welches Relativpronomen verwenden, ist nicht immer leicht und wird in der Dissertation (MÜHLAN-MEYER 2014) näher untersucht. Ein Grund für die Präferenz zu *was*-Relativsätzen könnten Bequemlichkeit und Schwierigkeiten in der standarddeutschen Deklination sein.

	Relativsätze im Korpus insg.	Relativsätze mit <i>was</i> als Relativ- pronomen	Relativsätze mit <i>der/die/das/den</i> als Relativpronomen
<i>was</i> als Relativ- pronomen	30 100 %	21 70 %	9 30 %

Tab. 3: *was* als Relativpronomen

5.5 Verbstellung in Nebensätzen mit zweiteiligem Prädikat

Wenn man sich die eingeleiteten Nebensätze mit zweiteiligem Prädikat im MDK der Jugendlichen ansieht, fällt auf, dass nicht alle in ihrer

Verbstellung gemäß dem Standarddeutschen gebildet sind. In einigen dieser Nebensätze wird das infinite Verb mit oder ohne seine Ergänzung nach rechts verschoben, wie in den folgenden Beispielen:

(16) (JK, S4, T9)

0243 **Len** wir könnten: (.) ich würde das ich würde das sEhr
unterSTÜTZen würden,=

0244 =**wenn wir würdn jAkob mEierhof AUCH noch
hierein nehmen.** (--)

oder

(17) (JK, S4, T15)

0394 **To** wir tun den SO sehr nerven,

0395 **dass wir wolln (.) FEIern mit den,**

Lena bildet einen Konditionalsatz mit einer *würde*-Konstruktion (*wenn wir würdn Jakob MEierhof AUCH noch hinein nehmen*) und Tobias einen *dass*-Satz mit Modalverbkomplex (*dass wir wolln FEIern mit den*). In beiden Nebensätzen rückt das finite Verb mit (Lena) oder ohne (Michael) seine Ergänzung an die rechte Stelle des finiten Verbs.

In der deutschen Standardsprache ist es so geregelt, dass ein Prädikat aus mehreren Verben bestehen kann (Verbalkomplex). Bei einem zweiteiligen Prädikat gilt die finite Verbform normalerweise als syntaktisch gesehen ranghöchste Verbform, von der ein Vollverb abhängt.

Die Prädikatsteile sind kohärent miteinander verbunden (Duden-Grammatik 2006, 467). In eingeleiteten Nebensätzen stehen die finiten Verbformen gewöhnlich an letzter Stelle¹³ (vgl. Duden-Grammatik 2006, 877–878): ..., *weil ich das nicht wissen würde* oder ..., *weil sie jetzt zu Peter gehen will*. Das finite Verb schließt in eingeleiteten Ne-

¹³ Es gibt Ausnahmen, wie z. B. Nebensätze mit Personalform an erster und zweiter Stelle. Relativsätze, *w*-Interrogativsätze und die meisten Subjunktionalnebensätze folgen dem Muster mit finiter Verbform an letzter Stelle (vgl. Duden-Grammatik 2006, 877).

bensätzen den durch das eingeleitete Element angefangenen Rahmen, indem es am Ende des Nebensatzes steht (V2-V1¹⁴).

Die niederdeutsche Grammatik von LINDOW u. a. (2009, 275 [Hauptsatz], 296 [Nebensatz]) beschreibt die Satzstellung bei mehrteiligen Prädikaten genauso wie im Standarddeutschen. APPEL (2007), der die Syntax in niederdeutschen Dialekten untersucht, schreibt ebenso, dass die Syntax im Niederdeutschen „in ihren Grundzügen weitgehend mit der der deutschen Standardsprache übereinstimmt. Von sprechsprachlichen Besonderheiten, die sich natürlich in niederdeutschen Texten vielfach finden, ist dabei abzusehen, da diese nicht die grammatische Norm bilden.“ (APPEL 2007, 352, zu Nebensätzen: 114). Er sieht die syntaktischen Regularitäten der Standardsprache als Maßstab für die der niederdeutschen Dialekte, diese „müssen dabei aber von Fall zu Fall anders gefaßt werden, als es in standardsprachlichen Grammatiken geschieht“¹⁵ (APPEL 2007, 171–172). SIEMENS (2012, 197) stellt in seiner Plautdietschen Grammatik fest, dass die Syntax im Plautdietschen „lange nicht so stringent geregelt [ist] wie die von Standardsprachen“.

Bei der Untersuchung des PDK kann ich den Linguisten hinsichtlich der Hauptsätze mit zweiteiligem Prädikat zustimmen: Es fallen diesbezüglich keine Divergenzen zur Standardsprache auf. In den Hauptsätzen mit einem dreistelligen Verbalkomplex weichen bei insgesamt neun Hauptsätzen fünf Hauptsätze von der Standardsprache ab. Dieses Phänomen wird in meiner Dissertation (MÜHLAN-MEYER 2014) näher untersucht. Hier sollen jedoch die eingeleiteten Nebensätze mit einem zweiteiligen Prädikat untersucht werden. Von insgesamt 24 Nebensätzen mit Verbkomplexen aus zweiteiligem Prädikat im PDK sind 17 wie in der Standardsprache gebildet. Sieben Nebensätze unterschei-

¹⁴ V1 ist das finite Verb, V2 das infinite Verb, das unter V1 steht. Zum Beispiel: Peter ist glücklich, weil seine Freundin ihn geküsst (V2) hat (V1).

¹⁵ Später schreibt er noch: „Auch die Serialisierung ist grundsätzlich die gleiche, insbesondere was die Stellung des Finitums betrifft, jedoch gibt es hier im einzelnen Divergenzen, die sich aber aufgrund der Forschungslage noch nicht sicher interpretieren lassen“ (APPEL 2007, 173).

den sich bezüglich der Verbfolge zur deutschen Standardsprache. Dabei handelt es sich um drei Modalverbkomplexe mit *müssen*, *wollen* und *können* (...*wan wie noch welli prowi*. ‘... , wenn wir noch wollen probieren.’), drei Sätze mit *würde*-Form (*wan sei dee wudde vedretje, dan...* ‘wenn er die würde verdrehen, dann...’) und eine Futurform (...*daut hee aun sieni Thesis woat wieda oaabeide* ‘... , dass er an seiner Thesis wird weiterarbeiten’). In diesen eingeleiteten Nebensätzen wird das infinite Verb mit oder ohne seine Ergänzung nach rechts verschoben. Als finite Verben kommen überwiegend *würde* und Modalverben vor.

KAUFMANN (2007), der sich mit den *verb cluster* im Plautdietschen beschäftigt, stellt drei Syntaxvarianten für Sätze mit mehrteiligem Prädikat auf:¹⁶ die *non-raised variant*, die im Standarddeutschen gebraucht wird (*ObjNP-V2-V1*), die *verb raising variant*, in der das bzw. die infinite(n) Verb(en) zur rechten Seite des finiten Verbs wie im Niederländischen rückt(en), und die *verb projection raising variant*, in der nicht nur das infinite Verb nach rechts rückt, sondern das infinite Verb mit seiner Ergänzung wie im Flämischen (KAUFMANN 2007, 152–155).¹⁷ Insgesamt gleichen 92 % der eingeleiteten plautdietschen Nebensätze der Mennoniten in Fernheim in ihrer Abfolge zweier verbaler Elemente der Standardvarietät, bei 3 % der Sätze kommt es zu *verb raising*, bei 5 % zu *verb projection raising* (vgl. KAUFMANN 2004, 288). KAUFMANN (2007, 163) sieht die Kolonie Fernheim hinsichtlich ihrer gewählten Satzmuster als „the most German-like colony“ (KAUFMANN 2007, 163). Da in den paraguayischen Kolonien (Menno und Fernheim) Standarddeutsch „a vital role in community life“ (KAUFMANN 2007,

¹⁶ KAUFMANN (2007) untersucht fünf Mennonitenkolonien (USA, Mexiko, Brasilien und Paraguay), unter denen auch die Kolonie Fernheim ist.

¹⁷ Er stellt insgesamt zehn Hypothesen bezüglich der Syntax im Plautdietschen auf (KAUFMANN 2007, 155–158), die er einem Korpus von 305 Informanten, die Sätze aus dem Englischen, Spanischen oder Portugiesischen ins Plautdietsche übersetzt haben, entnimmt.

174) spiele, sei ihr Plautdietsch dem Standarddeutschen näher im Vergleich zu den anderen Mennoniten-Kolonien.

Zusammengefasst unterscheidet sich die plautdietsche Nebensatzstellung bei einem zweiteiligen Prädikat somit zwar gelegentlich von der deutschen Standardsprache, wie mein PDK und KAUFMANN'S Untersuchungen zeigen. Im Vergleich zu anderen Plautdietsch-Sprechern in Nord- und Südamerika sei das Plautdietsche der Paraguayer Mennoniten der normierten deutschen Standardsprache aber sehr nahe.

Der unterschiedliche Sprachgebrauch des Standarddeutschen in Bezug auf die Wortstellung bei eingeleiteten Nebensätzen mit zweiteiligem Prädikat kommt auch im „Mennonitendeutsch“ der Jugendlichen vor, wie die Beispiele (16) und (17) gezeigt haben. Von insgesamt 36 eingeleiteten Nebensätzen mit zweistelligem Prädikat im MDK weichen neun Nebensätze in der Verbstellung vom Standarddeutschen ab. Dabei handelt es sich bei sechs Sätzen um *würde*-Konstruktionen (*also dass du für TV Malena würdest propaganda machen*) und bei drei Sätzen um einen Modalverbkomplex (*wir tun den so sehr nerven dass wir wolln feiern mit den*). Ein Satz davon steht im Konjunktiv II (*..., dass hombres sollten regieren*). Es sind Sätze mit *verb (projection) raising*, weil das infinite Verb (*verb raising*) teilweise mit seiner Ergänzung (*verb projection raising*) zur rechten Seite des finiten Verbs rückt.

Es fällt auf, dass sich v. a. die Nebensätze mit einer *würde*-Konstruktion hinsichtlich der Verbstellung von der Standardsprache unterscheiden. Bis auf eine Ausnahme (*ich glaube wenn ihn das sehr interessieren würde, ...*) rückt in allen Nebensätzen mit *würde*-Form das infinite Verb zur rechten Seite des finiten Verbs *würde* (*verb raising: ..., ob wir mal für sowas würden wolln*), teilweise mit dem von ihm regierten Objekt (*verb projection raising: ..., wenn wir würdn jakob meierhofer auch noch hiereinnehmen*).

Sowohl im Plautdietschen wie auch im „Mennonitendeutschen“ der Jugendlichen wird in den meisten Fällen in eingeleiteten Nebensätzen mit *würde*-Konstruktion das infinite Verb teilweise mit seiner Ergänzung zur rechten Seite des finiten Verbs (*verb [projection] raising*) verschoben. Das heißt, wenn die Jugendlichen im „Mennoniten-

deutschen“ Nebensätze mit zweiteiligem Prädikat bilden und diese in der Verbstellung von der deutschen Standardsprache abweichen, ist dies eine Transferenzerrscheinung aus dem Plautdietschen, wie die Analyse des PDK und KAUFMANN (2007; 2004) Untersuchungen zeigen. Es kommt v. a. in Sätzen mit *würde*-Form und in Sätzen, in denen ein Modalverb Teil des Prädikats ist, zu *verb (projection) raising*, aber nie in Sätzen mit Perfektform. Diese Wortfolge von finitem Verb vor infinitem Verb bei Nebensätzen, in denen ein Modalverb Teil des Prädikatkomplexes ist, ist typisch für das Niederländische (vgl. KAUFMANN 2007, 153).

Tab. 4 zeigt noch einmal, dass im MDK der Jugendlichen 75 % der eingeleiteten Nebensätze mit zweiteiligem Prädikat gemäß der deutschen Standardsprache gebildet werden und es in 25 % der Sätze zu *verb (projection) raising* kommt. Von den insgesamt 36 eingeleiteten Nebensätzen enthalten sieben Nebensätze eine *würde*-Konstruktion, die bis auf eine Ausnahme alle in *verb (projection) raising* stehen.

	Verbstellung entspricht Standarddeutsch	<i>verb (projection) raising</i>	Verbstellung <i>würde</i> -Form entspricht Standarddeutsch	Verbstellung <i>würde</i> -Form <i>verb (projection) raising</i>
eingeleitete Nebensätze mit zweiteiligem Prädikat (insg. 36)	27 75 %	9 25 %	1	6

Tab. 4: Verbstellung in Nebensätzen mit zweiteiligem Prädikat

6. Zusammenfassung und Ausblick

Der Aufsatz befasste sich mit der sich durch Sprache und Kultus definierenden ethnischen Gruppe¹⁸ der Mennoniten aus der Kolonie Fernheim in Paraguay und stellte die sprachlichen Besonderheiten der standardnahen deutschen Umgangssprache, des „Mennonitendeutschen“, einer mennonitischen Gruppe von Jugendlichen in den Mittelpunkt. Das „Mennonitendeutsch“ ist stark von plautdietscher Morphologie und Syntax geprägt und wird von den meisten Mennoniten als „korrektes Hochdeutsch“ empfunden (vgl. SIEMENS 2012, 44). Es wird neben Plautdietsch in der Alltagskommunikation gebraucht. Das Standarddeutsche ist die Sprache der öffentlichen Medien (Radio) und Veranstaltungen, der Schule und der Predigten. Allerdings lassen sich die Domänen nicht strikt aufteilen und die Bereiche, in denen eine Sprache bevorzugt gesprochen wird, vermischen sich mehr und mehr und werden zunehmend sprecherabhängig.

Im „Mennonitendeutsch“ der im Rahmen dieses Aufsatzes untersuchten Jugendlichen fallen morphosyntaktische Besonderheiten auf, die als Transferenzererscheinungen aus dem Plautdietschen identifiziert wurden. Neben der *tun*-Periphrase gehören dazu Erscheinungen wie die Verwendung von *was* als Relativpronomen, die Genitiv-Umschreibung mit Possessivdativ und die Verbzweitstellung bei Nebensätzen mit *würde*-Form. Diese typischen plautdietschen Elemente kennzeichnen das „Mennonitendeutsch“ der Jugendlichen und sind Beweise für den Sprachkontakt von Standarddeutsch und Plautdietsch – zwei Sprachen, die die Jugendlichen nebeneinander verwenden.

Die Dissertation untersucht neben der Gruppe der Jugendlichen noch fünf weitere Gruppen aus der Kolonie Fernheim (eine Bibelstunde junger Erwachsener, ein Hauskreis älterer Leute, eine Gruppe von Akademikern, eine Gruppe von Arbeitern und Sekretärinnen und zwei Familien), um dadurch ein noch umfassenderes Bild des „Mennonitendeutschen“ zeichnen zu können. Über die hier besprochenen Aspekte

¹⁸ Vgl. WEBER (Nachlass; 1972).

hinaus werden noch weitere Besonderheiten des „Mennonitendeutschen“ analysiert, wie zum Beispiel der Gebrauch von Dativ und Akkusativ, der Konjunktiv mit *würde*, das Präferieren des Präteritums statt des Perfekts, die Zustimmung mit Modalverb und der Gebrauch spanischer Lehnwörter.

Des Weiteren stellt die Dissertation das sprachlich-kommunikative Verhalten als Untersuchungsgegenstand in den Mittelpunkt und geht der Frage nach, wie sich die ‚Kultur‘ und ‚Lebenswelt‘ der Mennoniten über die verbale Interaktion beschreiben lässt.¹⁹ Dahinter steht die Annahme, dass „sich ‚Stil‘ im Sprechen konstituiert und dass eine soziale Gruppe ihr eigenes Sprachverhalten entwickelt, welches sozialsymbolisch gedeutet werden kann“ (LIEBERKNECHT 2012, 1). Die Methode für diese Analysen bildet die Ethnografie des Sprechens²⁰, welche die Kommunikation als Kennzeichen einer Gemeinschaft oder Gruppe in den Mittelpunkt stellt. Dazu wird das Sprachverhalten der einzelnen mennonitischen Gruppen Fernheims (s. o.) anhand von Schlüsselstellen aus den Transkripten im Hinblick darauf untersucht, wie sie soziale Ordnung und Identität über das dialogische Sprechen ausdrücken.

Kurz zusammengefasst konnte ich feststellen, dass das sprachlich-kommunikative Verhalten die Werte und die Lebensweise der Mennoniten widerspiegelt, die sich aus der christlichen Religion schließen lassen: Dazu gehört beispielsweise neben der Maxime stets dankbar und zufrieden zu sein und einem ausgeprägten Höflichkeitsempfinden das Reden durch Bibelworte (*wer sät der erntet*) und eine religiöse Lexik (*dein Nächster, Bruder und Schwester*). Die Notwendigkeit als eine Gemeinschaft und Gruppe Einheit zu wahren, zeigt sich in der verbalen Interaktion beispielsweise in Facewahrung durch Indirektheit, Konfliktvermeidung oder Kritikkompensation.

¹⁹ Die sog. Ethnografische Gesprächsanalyse und das Konzept des ‚sozialen Stil des Sprechens‘ gehen auf KALLMEYER (1994; 1995), SCHWITALLA (1986; 1995) und KEIM (1995) zurück.

²⁰ Vgl. u. a. HYMES (1962; 1977).

Literatur

- APPEL, HEINZ-WILFRIED (2007): Untersuchungen zur Syntax niederdeutscher Dialekte. Forschungsüberblick, Methodik und Ergebnisse einer Korpusanalyse. Frankfurt a. M. (Literatur-Sprache-Region. 7).
- BACH, EMMON/BROWN, COLIN/MARSLER-WILSON, WILLIAM (1987): Gekreuzte und geschachtelte Abhängigkeiten im Deutschen und Niederländischen: Eine psychologische Studie. In: BAYER, JOSEF (Hrsg.): Grammatik und Kognition. Psycholinguistische Untersuchungen. Opladen. (Linguistische Berichte. Sonderheft 1/1987), 7–23.
- DÜCK, HEINRICH (2009): Eene Ditje Jeschicht. Vonne Molosch Bit Amerika. In: Ut onsem Lewe. Plautdietsche Jedichta en Jeschichte. Bonn, 71–93.
- Duden-Grammatik = Duden (2006). Die Grammatik. 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim u. a. (Der Duden in 12 Bänden. 4).
- EISENBERG, PETER (2004): Grundriß der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Stuttgart/Weimar.
- ELSPASS, STEPHAN (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik. 263).
- ENGEL, ULRICH (2009). Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. 2., durchgesehene Auflage. München.
- ERBEN, JOHANNES (1969): „Tun“ als Hilfsverb im heutigen Deutsch. In: ENGEL, ULRICH/GREBE, PAUL/RUPP, HEINZ (Hrsg.): Festschrift für Hugo Moser. Zum 60. Geburtstag am 19. Juli 1969. Düsseldorf, 46–52.
- ERBEN, JOHANNES (1980): Deutsche Grammatik. Ein Abriß. 12. Auflage. München.
- FÖLDES, CSABA (2005): Kontaktdeutsch. Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit. Tübingen.
- FRIESEN-FAST, KATHARINA (2009): Dee sinjende Hiestjefru. In: Ut onsem Lewe. Plautdietsche Jedichta en Jeschichte. Bonn, 43–49.
- GIESBRECHT, HEINZ DIETER (2011): Mennonitische Diakonie am Beispiel Paraguays. Eine diakonietheologische Untersuchung. Heidelberg. (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts. 45).
- HARDER, JACOB (1980): Kultur, Sitte und Brauchtum. In: 50 Jahre Kolonie Fernheim. Ein Beitrag in der Entwicklung Paraguays. Herausgegeben von der Kolonie Fernheim, 214–232.
- HYMES, DELL (1962): The ethnography of speaking. In: GLADWIN, THOMAS/STURTEVANT, WILLIAM C. (Hrsg.): Anthropology and human behavior. Washington D. C., 13–53.
- HYMES, DELL (1977): Foundations in sociolinguistics. An ethnographic approach. London.

- JEDIG, HUGO (1966): Laut- und Formenbestand der Niederdeutschen Mundart des Altai-Gebietes. Berlin. (Sitzungsberichte der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. 112).
- KALLMEYER, WERNER (1994): Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin/New York. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Band 4. Teil 1).
- KALLMEYER, WERNER (1995): Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen. Berlin/New York. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Band 4. Teil 2).
- KAUFMANN, GÖZ (2004): Eine Gruppe – zwei Geschichten – drei Sprachen. Rußlanddeutsche Mennoniten in Brasilien und Paraguay. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 71 (3), 257–306.
- KAUFMANN, GÖZ (2007): The Verb Cluster in Mennonite Low German: A new approach to an old topic. In: Linguistische Berichte 210, 147–207.
- KEIM, INKEN (1995): Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt „kleiner Leute“ in der Mannheimer Innenstadt. Berlin/New York. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Band 4. Teil 3).
- KEIM, INKEN (2005): Die interaktive Konstitution der Kategorie „Migrant/Migrantin“ in einer Jugendgruppe ausländischer Herkunft: Sozialkulturelle Selbst- und Fremdbestimmung als Merkmal kommunikativen Stils. In: HINNENKAMP, VOLKER/MENG, KATHARINA (Hrsg.): Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis. Tübingen. (Studien zur deutschen Sprache. 32), 165–194.
- KLASSEN, HEINRICH (1993): Mundart und plautdietsche Jeschichte. Ut dem orenburgschen en ut dem memmritjschen (Russland). Marburg. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. 65).
- KLASSEN, PETER P. (2001): Die Mennoniten in Paraguay. Band 1. Reich Gottes und Reich dieser Welt. 2. erweiterte und aktualisierte Auflage. Weierhof.
- KLASSEN, PETER (2009): Dee Buck. In: Ut onsem Lewe. Plautdietsche Jedichten en Jeschichte. Bonn, 185–187.
- LIEBERKNECHT, AGNES (2012): Der soziale Stil des Sprechens der „Frauenliste“. Ethnografische Gesprächsanalyse einer politischen Frauengruppe. Heidelberg.
- LINDOW, WOLFGANG/MÖHN, DIETER/NIEBAUM, HERMANN/STELLMACHER, DIETER/TAUBKEN, HANS/WIRRER, JAN (Hrsg.) (1998): Niederdeutsche Grammatik. Leer.
- MCCAFFERY, ISAIAS J. (2008): Wi Lehre Plautdietsch. A Beginner's Guide to Mennonite Low German. Goessel, Kansas.

- MÜHLAN, TIRZA (2010): Varietäten des Deutschen in Filadelfia (Paraguay). Magisterarbeit.
- MÜHLAN-MEYER, TIRZA (2014): Mennonitendeutsch. Untersuchungen zur sprachlichen Form und verbalen Interaktion in einer religiösen Kolonie in Paraguay. Dissertation, Universität Würzburg.
- NEUFELD, KORNÝ/HIEBERT, LEVI (Hrsg.) (2001): Mennonitengeschichte. Paraguay in Bildern. 3. Auflage. Filadelfia.
- PENNER, HORST/GERLACH, HORST/QUIRING, HORST (2010): Weltweite Bruderschaft. Ein mennonitisches Geschichtsbuch. 6. Auflage überarbeitet und ergänzt von HORST GERLACH. Weierhof.
- VON POLENZ, PETER (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- RATZLAFF, GERHARD (2009): Mennoniten in Paraguay. In: Lexikon der Mennoniten in Paraguay. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay. Asunción, 287–291.
- RUDOLPH, MICHAEL (2009): Kolonie. In: Lexikon der Mennoniten in Paraguay. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay. Asunción, 246–247.
- SAWATZKY, ROD J. (1991): Mennonitische Identität. In: Mennonitisches Jahrbuch 1991. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft deutscher Mennonitengemeinden. Karlsruhe, 79–82.
- SCHIRMUNSKI, VIKTOR (1928): Die Deutschen Kolonien in der Ukraine. Geschichte, Mundarten, Volkslied, Volkskunde. Moskau.
- SCHIRMUNSKI, VIKTOR (1992): Linguistische und ethnografische Studien über die alten deutschen Siedlungen in der Ukraine, Rußland und Transkaukasien. Herausgegeben von CLAUD J. HUTTERER. München.
- SCHUCHARDT, HUGO (1928): Hugo-Schuchardt-Brevie. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Festschrift als Festgabe zum 80. Geburtstag des Meisters. Zusammengestellt und eingeleitet von L. SPITZER. 2. erweiterte Auflage. Halle (Saale).
- SCHWITALLA, JOHANNES (1986): Jugendliche hetzen über Passanten. Drei Thesen zur ethnografischen Gesprächsanalyse. In: Linguistische Berichte 149, 248–261.
- SCHWITALLA, JOHANNES (1995): Kommunikative Stilik zwei sozialer Welten in Mannheim-Vogelstang. Berlin/New York. (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache. Band 4. Teil 4).
- SCHWITALLA, JOHANNES (2006): Kommunikative Funktionen von *tun* als Hilfsverb. In: GÜNTNER, SUSANNE/IMO, WOLFGANG (Hrsg.): Konstruktiven in der Interaktion. Berlin, 127–151.

- SELTING, MARGRET/AUER, PETER/BARTH-WEINGARTEN, DAGMAR/BERGMANN, JÖRG/BERGMANN, PIA/BIRKNER, KARIN/COUPER-KUHLLEN, ELIZABETH/DEPPERMAN, ARNULF/GILLES, PETER/GÜNTNER, SUSANNE/HARTUNG, MARTIN/KERN, FRIEDRIKE/MERTZLUFFT, CHRISTINE/MEYER, CHRISTIAN/MOREK, MIRIAM/OBERZAUCHER, FRANK/PETERS, JÖRG/QUASTHOFF, UTA/SCHÜTTE, WILFRIED/STUKENBROCK, ANJA/UHMANN, SUSANNE (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 10, 353–402.
- SIEMENS, HEINRICH (2012): Plautdietsch. Grammatik, Geschichte, Perspektiven. Bonn.
- SPRANZ-FOGASY, THOMAS/DEPPERMAN, ARNULF (2001): Teilnehmende Beobachtung in der Gesprächsanalyse. In: BRINKER, KLAUS/BURKHARDT, ARMIN/UNGEHEUER, GEROLD (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 16.2), 1007–1013.
- STELLMACHER, DIETER (2000): Niederdeutsche Sprache. 2., überarbeitete Auflage. Berlin. (Germanistische Lehrbuchsammlung. 26).
- TESCH, GERD (1978): Linguale Interferenz. Theoretische, terminologische und methodische Grundfragen zu ihrer Erforschung. Tübingen.
- THIESSEN, JOHAN (2007): Plautdietsch im paraguayischen Chaco – eine Identität zwischen Anpassung und Abgrenzung. In: Jahrbuch für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay. Jahrgang 8, 57–80.
- WALDE, JOHANN (2009): Roode & Witte aune 1918. In: Ut onsem Lewe. Plautdietsche Jedichta en Jeschichte. Bonn, 214–217.
- WARKETIN, JACOB (2009): Plattdeutsch. In: Lexikon der Mennoniten in Paraguay. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay. Asunción, 336–337.
- WEBER, MAX (Nachlass; 1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5. Auflage. Tübingen.
- WEDEL, TINA (2009): Eene butajeweenelje Frau. In: Ut onsem Lewe. Plautdietsche Jedichta en Jeschichte. Bonn, 114–119.
- WEINREICH, URIEL (1977): Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung. München.
- WENGER, J. C.: (2001): Was glauben die Mennoniten? Bielefeld.
- WIENS, HEINRICH (1980): Wirtschaft. In: 50 Jahre Kolonie Fernheim. Ein Beitrag in der Entwicklung Paraguays. Herausgegeben von der Kolonie Fernheim, 61–98.

CHRISTINA SCHRÖDL

Pluralmorphologie in bairischen Varietäten in Österreich

Das Burgenland als Forschungslabor

Abstract: Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit einem Teilbereich der Morphologie – genauer – mit der Pluralmorphologie von Substantiven. Hierbei handelt es sich um eine (Kurz-)Vorstellung des Gesamtprojektes der im Entstehen begriffenen Dissertation der Autorin. Dort soll vom Frühneuhochdeutschen ausgegangen werden und in mehreren synchronen Querschnitten und einem diachronen Längsschnitt sowohl auf die Höhe der Variation als auch auf deren Veränderung eingegangen werden. Ein besonderes Augenmerk in diesem Beitrag liegt einerseits auf den Wenkerbögen als Quelle für eine morphologische Untersuchung. Andererseits soll auf eine bereits durchgeführte Vorhebung eingegangen werden. Das Untersuchungsgebiet liegt am südöstlichen Rand des deutschen Binnensprachraums an der Grenze zum Magyarischen, sodass auch die Pluralmorphologie betreffende Sprachkontaktphänomene auftreten können bzw. erwartet werden.

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag möchte einen Einblick in die Morphologie, im Speziellen in die Pluralmorphologie von Substantiven, geben. In seinem Zentrum sollen die Vorstellung des Gesamtprojektes sowie erste Ergebnisse aus morphologischen Auswertungen von Wenkerbögen und aus einer Voruntersuchung zweier lokaler Basisdialekte stehen.

Er versteht sich als Beitrag zu einem Thema, das bisher in der Dialektologie im Gegensatz zur Phonologie und in letzter Zeit zur Syntax eher wenig Beachtung gefunden hat.

Das Gesamtprojekt selbst soll in den größeren Rahmen der Sprachdynamik und Regionalsprachenforschung von SCHMIDT/HERRGEN (2011) gestellt werden.

Neuere Beiträge zur Pluralmorphologie stammen von KÜRSCHNER (2008), SEILER (2008), MAUSER (1998 und 2004) und ROWLEY (1997). Aus den 1980er Jahren stammen die Beiträge von DINGELDEIN (1983), KÜHN (1980) und ZEHETNER (1983) (ausführlicher dazu in SCHRÖDL u. a. 2014, 166–168). Wie ROWLEY (1997) schreibt, ist die mangelnde Aufarbeitung der Morphologie nicht speziell ein Manko der bairischen Mundartforschung, sondern es handelt sich bei ihr generell gesehen um ein vernachlässigtes Gebiet der Dialektologie. Im Gegensatz dazu stand bzw. steht immer noch die Beschäftigung mit der Phonologie im Vordergrund (vgl. ROWLEY 1997, 1–2; vgl. dazu auch NÜBLING 2005, 45–86, bzw. 45 und 80–81).

Zu Beginn werden ausgehend von bisherigen Forschungsergebnissen, die zur Entwicklung des Gesamtprojektes geführt haben, dasselbe sowie Forschungsfragen und Hypothesen vorgestellt. Dann soll auf die Quellen und Methoden eingegangen werden. Anschließend wird das Untersuchungsgebiet räumlich und linguistisch verortet. Danach sollen bisherige Ergebnisse aus den Wenkerbögen und direkten Vorerhebungen aus zwei Orten präsentiert werden. Durch Zusammenfassung und Ausblick wird der Beitrag abgerundet.

2. Vorstellung des Gesamtprojektes¹ – Forschungsfragen und Hypothesen

Direkte Erhebungen im Jahr 2008 in Tadten im Burgenland, die im Zuge einer Diplomarbeit (SCHRÖDL 2009) durchgeführt wurden, zeigten eine größere Variation an Pluralen gegenüber dem Standard sowie die Nennung von bis zu fünf Pluralen für dasselbe Lexem durch 10 InformantInnen. Außerdem wurden ausnehmend viele Nullplurale über alle Genera hinweg festgestellt. 2012 wurde im selben Ort eine Nacherhebung mit 143 Lexemen durchgeführt, bei der sich herausstellte, dass

¹ Das laufende Dissertationsprojekt der Autorin trägt den Arbeitstitel *Variation und Wandel in der nominalen Pluralmorphologie – Sprachdynamische Analysen zum Ostoberdeutschen*.

die InformantInnen bis zu acht Plurale pro Lexem tolerierten. Eine Analyse der synchronen Pluralvarianten aus KÜHN (1980) zu Kröllendorf in Niederösterreich zeigte, dass auch hier ein Anteil an nicht bedeutungsunterscheidenden Pluraldubletten von 16,7 % (29) sowie ein Singular mit drei Pluralen dokumentiert wurden (vgl. SCHRÖDL u. a. 2014, 166–176, s. a. Diskussion und Schlussfolgerungen 182–184²).

Ausgehend von den Ergebnissen der bisherigen Untersuchungen

- Variation 1: größere Variation an Pluralen gegenüber dem Standard
- Variation 2: mehrere Plurale für dasselbe Lexem
- ausnehmend viele Nullplurale über alle Genera hinweg

und auf Basis der Forschungsliteratur haben sich als übergeordnete Fragestellungen, die im Rahmen des Projektes beantwortet werden sollen, folgende ergeben:

- Welche Dynamik zeichnet sich in der Pluralmarkierung der mittel- bzw. südmittelbairischen Varietäten des Burgenlandes ab?
- Wie wurde der Plural im Laufe der Zeit verwendet? Welche Pluralmarkierungen waren zu welchem Zeitpunkt gesamt, pro Genus und pro Lexem gesehen möglich? Ist intra- und interpersonale Variation feststellbar?
- Lassen sich Muster für die Verteilung erkennen? (Dabei sollen Faktoren wie phonetische Ähnlichkeit, Wortauslaut, Semantik, Frequenz [Type und Token]; Zahl bzw. Zahlwort, definiter Artikel, Demonstrativpronomen und attributive Adjektive vor dem Substantiv berücksichtigt werden.)

² Dieser Beitrag beschäftigt sich mit Pluralmorphologie im österreichischen Deutsch im Dialekt und im Erstspracherwerb unter dem theoretischen Begriff *overabundance*.

Davon wurden folgende Hypothesen abgeleitet, die im Rahmen des Dissertationsprojektes überprüft werden sollen:

- Variation (pro Lexem) in der Pluralmarkierung findet sich in allen Querschnitten (Frühneuhochdeutsch; Basisdialekt der 1920er/1930er Jahre, der 1950er–1970er Jahre und der rezenten Basisdialekte).
- Die rezenten Basisdialekte sowie die basisdialektalen Daten aus dem 20. Jahrhundert werden areale Variation zeigen.
- In den rezenten Basisdialekten werden niederfrequente Lemmata aufgrund weniger Mikro- und Mesosynchronisierungen, aber aufgrund von Makrosynchronisierung mit großer Wahrscheinlichkeit die höchste Variation in der Pluralbildung aufweisen.
- Aufgrund der Makrosynchronisierung werden in den rezenten Dialekten aus dem Standard entlehnte bzw. in der Lautung angenäherte Plurale gebildet werden.
- Zahlen, Numerale, definitiver Artikel, evtl. auch Demonstrativpronomen und attributive Adjektive erhöhen die Wahrscheinlichkeit für Nullplurale, d. h. der Plural wird außerhalb des Substantivs angezeigt.
- Belebtes wird häufiger markiert sein als Unbelebtes bzw. Unbelebtes wird häufiger in unmarkierter Form auftreten als Belebtes.

Das nächste Kapitel befasst sich mit der Frage, welche Quellen und Methoden zur Beantwortung der Fragestellungen und zur Überprüfung der Hypothesen herangezogen werden können.

3. Quellen und Methoden

Um diachrone Varietätendynamik feststellen zu können, sind Daten aus unterschiedlichen Zeiten notwendig, was von vornherein eine gewisse Heterogenität der Daten mit sich bringt.

Als Ausgangspunkt der Dissertation wird das Frühneuhochdeutsche herangezogen. Die Prozesse der Kasusnivellierung und der Numerusprofilierung begannen zwar bereits im Althochdeutschen, erfuhren aber am Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen eine Intensivierung durch die *e*-Apokope. Dadurch kam es in vielen Dialekten verstärkt zu einem Zusammenfall von Kategorien. Deshalb ist das Frühneuhochdeutsche in Hinblick auf die Etablierung neuer Markierungen am Plural eine besonders interessante Phase (zu Kasusnivellierung und Numerusprofilierung siehe z. B. NÜBLING 2010, 58–63; zur Morphologie der Substantive im Frühneuhochdeutschen vgl. WEGERA 1985, 1310–1316). Als Datenbasis werden vier als mittelbairisch klassifizierte Texte aus dem Bonner Frühneuhochdeutschkorpus verwendet, die annotiert sowie online zugänglich sind.³

Dann folgt ein größerer Sprung bis zu den Wenkerbögen. Sie eignen sich besonders gut für das Forschungsvorhaben, da sie manchmal in dreifacher, manchmal auch in vierfacher Ausführung vorhanden sind. Aufgrund dessen ist die Feststellung von intra- und interpersoneller Variation oder deren Abwesenheit möglich. Die Wenkerbögen lagern im *Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas* in Marburg und sind in digitalisierter Form über das Internet zugänglich (<<http://www.regionalsprache.de/SprachGis/Map.aspx>>; Stand: 20.11.2016).

Für eine Zuordnung der Plurale müssen mögliche Singulare und zum Teil auch das Genus rekonstruiert werden (siehe Tab. 1).

Zum historischen Hintergrund der Wenkererhebung in Österreich hat SCHALLERT (2013, 212–214) wie folgt (von mir [C. S.] stark gekürzt) festgehalten: Die Initiative für die Erhebung ging vom *Deutschen Sprachatlas* aus. Dazu wurde Kontakt mit der 1913 eingerichteten *Kanzlei des Wörterbuchs der bairischen Mundarten Österreichs*

³ Vgl. dazu SCHRÖDL (2015, 171–191). Auf S. 173 ist eine Beschreibung der Quellen mit Literaturangaben zu finden. Weiter wird dort anhand einiger Lexeme der Wandel der Pluralbildung unter anderem im Zusammenhang mit der Höhe der Variation behandelt. Im vorliegenden Beitrag, der sich nicht im Detail mit dem Frühneuhochdeutschen beschäftigt, kann darauf nicht weiter eingegangen werden.

(WBÖ) aufgenommen. Die erste Erhebung wurde mit bereitwilliger Unterstützung des österreichischen Unterrichtsministeriums in die Wege geleitet. Die süddeutsche Version der Wenkerbögen wurde von ANTON PFALZ „den besonderen österreichischen Verhältnissen angepaßt“ (PFALZ 1928, 62, zitiert nach SCHALLERT 2013, 212). Auch in Österreich wurden die einzelnen Schulen mittels Ministeralerlasses zur Mithilfe bei der Erhebung aufgefordert. An jede Schulleitung wurden zwei Vordruckblätter verschickt, auf deren Vorderseite die 40 Wenkersätze abgedruckt sind. Eine der Rücksendungen wurde jeweils von der Kanzlei des WBÖ an die „Zentralstelle für den Sprachatlas nach Marburg“ geschickt, eine verblieb in Wien (Volkserziehung 15/1926, 135, zitiert nach SCHALLERT 2013, 212). Im Hinblick auf die mundartliche Wiedergabe der Wenkersätze wird explizit darauf hingewiesen, dass die Wenkersätze der „rheinischen Umgangssprache entnommen seien“ und „daher in mancher Hinsicht seltsam“ klingen; in der Vorlage enthaltene „Wörter und Wendungen, die der heimischen Mundart nicht geläufig sind, ersetze man durch die am Ort üblichen“ (Volkserziehung 15/1926, 136, zitiert nach SCHALLERT 2013, 213). Die Erhebung verlief im Wesentlichen in zwei Anläufen, 1926 und 1929; dabei kamen zwei geringfügig unterschiedliche Bogentypen zum Einsatz. In Einzelfällen wurden auch ältere sowie mit der Schreibmaschine erstellte Bögen verschickt. Da der Rücklauf gebietsweise sehr gering war, wurde 1929 erneut ein Aufruf gestartet. Dieser wurde wiederum durch das österreichische Unterrichtsministerium unterstützt. Der Rücklauf war im zweiten Anlauf sehr viel höher als nach dem vorläufigen Abschluss des ersten im Jahr 1927. Zu jenem Zeitpunkt noch bestehende Lücken wurden 1930 mittels eigener Erhebungen des *Sprachatlas*-Institutes in Marburg geschlossen.

Der derzeitige über den *Digitalen Wenkeratlas* zugängliche Bestand beläuft sich auf 4337 Bögen, wovon 810 Bögen, die an der sechsstelligen, mit der Ziffer „3...“ beginnenden Bogenummer erkennbar sind, Duplikate der Wiener Wörterbuchkanzlei sind.

In den Jahren 1952–1959 und 1963–1964 wurden vom *Phonogrammarchiv* der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* (ÖAW) gemeinsam mit der *Wörterbuchkommission* der ÖAW Tonaufnahmen durchgeführt. Der damalige burgenländische Landeshauptmann Karall entschied, dass alle Orte des Burgenlandes in allen Landessprachen aufgenommen werden sollten. Jedes Jahr wurde eine Woche hindurch ein Bezirk des Burgenlandes besucht und die Sprache von ca. 100 Personen aufgenommen. Im Jahr 1975 wurde in denselben Orten bzw. Kleinstädten wie 1952 eine zweite große Aufnahmefahrt durchgeführt. Maria Hornung versuchte, dieselben Gewährsleute oder deren unmittelbare Nachfahren aufzunehmen. Hochgerechnet handelt es sich bei beiden Aufnahmefahrten insgesamt um ca. 560 Aufnahmen, die zum überwiegenden Teil sehr kurz sind; meist nur eine bis vier Minuten lang. Die Aufnahmen von 1975 sind zumeist fünfzehn bis fünfundzwanzig Minuten lang. Aus der Sicht der modernen empirischen Sozialforschung (vgl. z. B. FLICK 2007, 147–158 und DIEKMANN 2006, 449–450) handelt es sich bei den Aufnahmen um narrative Interviews und mehr oder weniger konstruierte Dialoge mit einem/einer InterviewerIn und einem/einer InformantIn oder von zwei InformantInnen.⁴

Diese Aufnahmen werden, beschränkt auf diejenigen aus dem Bezirk Neusiedl am See, hinsichtlich der Pluralformen ausgewertet. Problematisch bleibt hierbei, dass die von den InformantInnen als Singulare angesehenen Formen – falls sie nicht ebenfalls in der Aufnahme vorkommen – im Dunkeln bleiben und aus heutiger Sicht nur rekonstruierbar sind. Auch die Kategorie Genus lässt sich daher in vielen Fällen nur erschließen.⁵

⁴ In SCHRÖDL (2013, 70–73) findet sich eine ausführliche Beschreibung der genannten Tonaufnahmen einschließlich genauer Quellenangaben. Im vorliegenden Beitrag kann hierauf nicht weiter eingegangen werden.

⁵ In den jüngsten Erhebungen aus dem Jahr 2013 stellte sich beispielsweise heraus, dass einige Informanten sowohl aus der jüngeren als auch aus der älteren Generation *Spital* als Maskulinum sehen.

Aktuelle basisdialektale Daten werden direkt erhoben. Eine Vorerhebung mithilfe einer Frageliste mit Singularen wurde bereits durchgeführt. Diese basierte auf den in Tadten im Seewinkel erfragten etwa 150 Singularen und Pluralen und wurde um die Plurale in den nachstehend beschriebenen Quellen ausgeweitet. Zusätzlich wurden potentielle -s-Plurale sowie Plurale, die in Diplomarbeiten und Dissertationen des Forschungsgebietes erwähnt werden, hinzugezogen (BERGER 2008, SEIDELMANN 1957, KRINGS 1965 und GRABNER 1959). Insgesamt enthielt die Frageliste etwas mehr als 400 Singulare. Bei der Voruntersuchung wurden der basisdialektale Singular, Genus und Plural von 15 Personen erhoben. Nach weiterem vertieftem Studium der Forschungsliteratur sowie einer korpuslinguistischen Untersuchung von Pluralen auslautend auf *-l*, *-el* und *-erl* (SCHRÖDL/ĎURČO 2014) im *Austrian Media Corpus* stellte sich heraus, dass die bei den Forschungsfragen angeführten Faktoren eine wichtige Rolle einnehmen. Daher werden für das Dissertationsvorhaben neue direkte Erhebungen der Pluralmorphologie unter Berücksichtigung der in Kapitel 2 genannten Faktoren in Syntagmen randomisiert erhoben.

Im vorliegenden Beitrag wird ausschließlich auf Daten aus der Vorerhebung eingegangen bzw. werden die vorhandenen Daten aus den Wenkerbögen beschrieben sowie auf Problematiken in Bezug auf Fallbeispiele eingegangen.

Die selbst erhobenen bzw. aus den Quellen exzerpierten Daten werden aufbereitet und mit SPSS analysiert. Neben den Pluralen werden dafür die – im Idealfall ebenfalls auffindbaren – Singulare sowie das Genus exzerpiert. Eine exakte Bestimmung der Pluralmarkierung lässt sich ausschließlich aufgrund genannter Singulare durchführen. Bei fehlenden Singularen wird auf eine oder mehrere mögliche Rekonstruktionsmöglichkeiten zurückgegriffen. Für das Frühneuhochdeutsche werden auch Wörterbücher und Grammatiken zu Rate gezogen. Auf die Rekonstruktionsproblematik wird in Bezug auf die Wenkerbögen weiter unten eingegangen. Zusätzlich werden alle o. a. möglichen ausschlaggebenden Faktoren festgehalten, damit anschließend die gebilde-

ten Hypothesen überprüft werden können. Die Arbeit mit den Daten beginnt bei den ältesten, anschließend werden die Daten aus den Wenkerbögen und die Daten aus den Tonaufnahmen exzerpiert und aufbereitet. Diese parallel durchgeführten Arbeiten könnten eine Interpretationshilfe darstellen. Den Abschluss werden die direkten Erhebungen der rezenten Basisdialekte bilden. Dies ist (voraussichtlich) die einzige (selbstgeschaffene) Datenquelle, die die Betrachtung der vollständigen Paradigmen einzelner Lexeme ermöglicht.

4. Das Untersuchungsgebiet

Das Untersuchungsgebiet wurde auf den Bezirk Neusiedl am See eingeschränkt bzw. für die Wenkerbögen auf das ehemalige Komitat Wieselburg (Magyaróvár) ausgedehnt. Einerseits, weil es sich dabei um ein relativ konservatives Sprachgebiet handelt, andererseits, weil es in den letzten Jahrzehnten zu großen Umbrüchen in der Landwirtschaft kam, die die Orientierung Richtung Bundeshauptstadt Wien verstärkten. Diese ist auch vom am weitesten entfernten Ort ungefähr innerhalb einer Autostunde erreichbar, wodurch es auch viele Tagespendler gibt.

4.1 Räumliche, wirtschaftliche und demographische Verortung

Der Bezirk Neusiedl am See befindet sich im Norden des östlichsten, der Fläche nach drittkleinsten und der Einwohnerzahl nach kleinsten Bundeslandes Österreichs, dem Burgenland. Dieses grenzt im Westen an Niederösterreich und die Steiermark, und auf kurzen Strecken im Norden an die Slowakei und im Süden an Slowenien. Historisch und geographisch ist es ein Grenzland. Bis 1921 war es ein Teil Ungarns, weshalb bis zu diesem Zeitpunkt Ungarisch die Dachsprache im Burgenland war. Dieser Umstand hat dem Überleben konservativer Ortsdialekte Vorschub geleistet. Das Burgenland ist relativ dünn besiedelt und besitzt nur kleine städtische Zentren. Selbst die Landeshauptstadt hat derzeit nur 13.485 Einwohner (Statistik Austria 3). Die oben angeführte Grenzlandsituation gilt als besonderes Charakteristikum des

Landes, vier Jahrzehnte lang war damit auch die besondere Situation eines Lebens am Eisernen Vorhang verbunden. Im Burgenland herrscht ethnische Vielfalt; neben der deutschsprachigen Mehrheit leben hier folgende ethnische Minderheiten: Kroaten, Ungarn und Roma. Nach 1945 kam es zu großen wirtschaftlichen Veränderungen. Bis 1951 waren noch rund 55 % der Gesamtbevölkerung in der Landwirtschaft tätig; bis heute kam es zu einem starken Rückgang auf rund 8 % der Bevölkerung. Die Pendlerzahlen in Nachbarbundesländer lagen 2011 bei 40 % der Erwerbstätigen. (Detaillierter und mit Quellenangaben versehen bei: SCHRÖDL 2013, 63–64 und Fn. 5, 7, 8.).

Abb. 1 ist eine Karte des ehemaligen Komitats Wieselburg/Moson um 1890 von GÖNCZY PÁL. Im Jahr 1921 erfolgte die Angliederung des ehemals ungarischen bzw. deutschwestungarischen Gebietes an Österreich in Form des damals neu gegründeten Bundeslandes Burgenland. Die Gebiete, die mit 1, 2 und 3 gekennzeichnet sind, stellen die weitere Verwaltungsgliederung in Stuhlbezirke um 1890 dar. Die gepunktete Linie zeigt die heutige Grenze Österreich(Burgenland)-Ungarn bzw. Österreich(Burgenland)-Slowakei. Das Gebiet der Verwaltungseinheit bzw. des Stuhlbezirkes 2, Nezsider (heute: Neusiedl am See) wurde vollständig, die Gebiete der Stuhlbezirke 1 (Magyaróvár) und 3 (Rajka) nur zum Teil dem Burgenland zugeteilt und zum Bezirk Neusiedl am See mit der gleichnamigen Bezirkshauptstadt. Das nördlichste Gebiet aus dem Stuhlbezirk Rajka ist heute Teil der Slowakei.

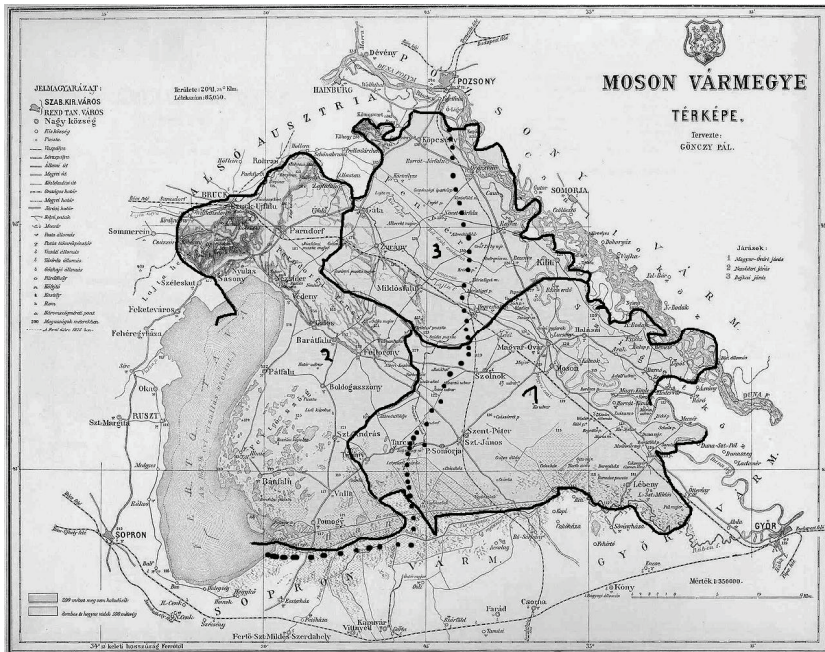


Abb. 1: Karte des Komitats Wieselburg um 1890⁶

⁶ Komitat Wieselburg (Magyaróvár) von GÖNCZY PÁL; Karte des Komitats Moson um 1890: Gemeinfrei nach Ablauf der urheberrechtlichen Schutzfrist.

<http://de.wikipedia.org/wiki/Komitat_Wieselburg#mediaviewer/File:Moson_county_map.jpg>, Stand: 01.09.2014. Die Karte wurde von der Autorin nachbearbeitet: Sie wurde in schwarz-weiß umgeändert. Die durchgängigen Linien sowie die Nummern der Stuhlbezirke wurden nachgezeichnet. Die gepunktete Linie wurde von der Autorin händisch eingezeichnet und kennzeichnet die ungefähre heutige Grenze zwischen Österreich und Ungarn bzw. Österreich und der Slowakei.

4.2 Linguistische Verortung

Der Großteil des Burgenlandes wird zum südmittelbairischen Übergangsgebiet gerechnet, der äußerste Norden zum Mittelbairischen. In Abb. 2, der Hilfskarte 1 von EBERHARD KRANZMAYERS *Lautgeographie* (1956), sieht man das Burgenland im östlichsten Teil von Österreich. Der Bezirk Neusiedl am See wurde schwarz umrandet. In der Untersuchung wird für die Wenkerbögen auch das angrenzende deutschsprachige Gebiet östlich des Bezirkes berücksichtigt.

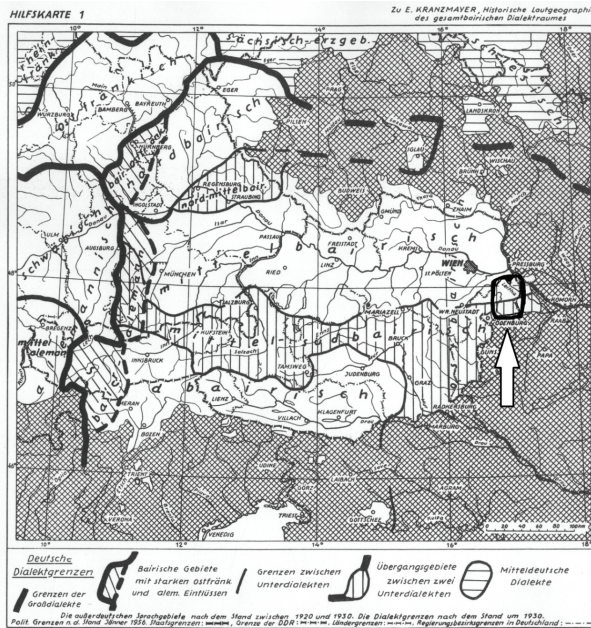


Abb. 2: Hilfskarte 1 aus E. KRANZMAYERS *Lautgeographie* (1956) mit Dialektgebieten⁷

⁷ Bearbeitet von der Autorin: Das Forschungsgebiet, der Bezirk Neusiedl am See, wurde schwarz umrandet und ein Hinweispfeil wurde eingefügt.

HORNUNG und ROITINGER (2000, 52) schreiben über „die in Österreich einmalige Erscheinung, dass oft einzelne Ortschaften, insbesondere im Vokalstand voneinander abweichen und benachbarte Orte deutlich ausgeprägte Eigenschaften zeigen, durch die ihre Mundarten als besondere Ortsmundarten kenntlich sind.“ Die „relativ große Altertümlichkeit“ führen sie darauf zurück, „dass das Burgenland bis vor wenigen Jahrzehnten noch ein Bauernland war [...], dass dieses Grenzgebiet jahrhundertlang unter ungarischer Verwaltung stand, die deutsche Schulbildung unzulänglich und die Verbindung mit der Kultur des sprachlichen Mutterlandes durch die politische Grenze gehemmt war.“ (HORNUNG/ROITINGER 2000, 53). Zu den drei Volksgruppensprachen, die neben dem Deutschen über das ganze Burgenland verteilt in einzelnen Gemeinden und Orten gesprochen werden, zählen Burgenlandkroatisch, Romani und Ungarisch.

Einige der phonetischen Kennzeichen sollen hier angeführt werden. Es handelt sich um eine *ui*-Mundart (*bruidv* – Bruder; *huid* – Hut), d. h., dass mhd. *uo* als *ui* realisiert wird. *b*, *g*, *ch* entfallen meist im Auslaut, ebenso tritt manchmal Konsonantenschwund im Inlaut auf (*wou* – Waage; *khot* – gehabt). *n* und *g* werden zu *ŋ* kontrahiert; auch die Silbe *-gen* wird aufgrund der *e*-Synkope zu *ŋ* kontrahiert bzw. assimiliert (*reij* – Regen; *leij* – legen). Svarabhaktiformen (Sprossvokalformen) finden sich ebenfalls, diese sind aber stark rückläufig. Für die Pluralbildung sind sie als phonetisch auffällige Formen relevant. Bei den Beispielen handelt es sich bei den jeweils ersten Formen um die Svarabhaktiformen, die derzeit noch neben der Übergangsform in der Mitte und der neuesten Form ohne Sprossvokal, der jeweils letztangeführten, existieren. Durch den o. a. Entfall von *b* und *g* im Auslaut steht in der Folge der „Sprossvokal“ im Auslaut (*bēri* – *beŋri* – *beŋg* – Berg; *khōri* – *khovri* – *khovb/khovw* – Korb) (PATOČKA 2004, 16–18; SCHRÖDL 2009, 28, 131, 107–108; ausführlich in SCHRÖDL 2013, 66–67).

Diese und weitere phonetische Kennzeichen sind sowohl für die Interpretation der basisdialekten Erhebungen als auch für die in den Wenkerbögen angeführten Plurale relevant. An dieser Stelle soll noch

einmal die Sprachkontaktsituation Bairisch-Magyarisch erwähnt werden, die im Besonderen beim Faktor Zahl oder Numerale vor dem Plural bedacht werden muss. Im Magyarischen tritt nach Zahlen und Numeralen grundsätzlich kein Nullplural auf, z. B. *három ház* *‘drei Haus’, *sok madár* *‘viel Vogel’. Eine denkbare Auswirkung könnte das häufigere Auftreten von Nullpluralen in Orten mit höherem Anteil an Ungarisch-SprecherInnen sein, wie es für die Wenkerbögen, die aus dem Gebiet des heutigen Ungarn stammen, jedenfalls zutrifft.

5. Der Numerus im Forschungsgebiet

Im Standarddeutschen⁸ erfolgt die Numerusmarkierung mit Hilfe von Determinierern und acht möglichen Pluralmarkern am Substantiv (-s, -en, -e, -e+Umlaut, Null, reiner Umlaut, -er, -er+Umlaut), die sich je nach Genus in ihren Produktivitätsgraden unterscheiden (vgl. LAAHA u. a. 2006).

Wie bereits oben ausgeführt, sind die Pluralbildungsmöglichkeiten im Basisdialekt des Forschungsgebiets zahlreicher als im Standarddeutschen. Nach DINGELDEIN (1983, 1197–1199) haben sich in den hochdeutschen Dialekten die Pluralmarkierungen -e, -er, -(e)n, Nullmorphem oder Umlaut sowie aufgrund der e-Apokope „sekundäre Differenzierungen“ herausgebildet. Darunter versteht er unter anderem den Silbenschnittwechsel und das Morphem -s.

Bisher wurden die Pluralvarianten im Ort Tadten dokumentiert (SCHRÖDL 2009, 113–131) und analysiert (SCHRÖDL u. a. 2014). Auch für das hier vorgestellte Projekt wurden bereits Erhebungen mit der vollständigen Frageliste für Plurale in den Orten Wallern sowie Illmitz durchgeführt. An Pluralmarkierungen wurden folgende dokumentiert bzw. angenommen (vgl. SCHRÖDL u. a. 2014, 167–168 und 173; an

⁸ Der Begriff „Standarddeutsch“ bezieht sich hier auf die Normierung des Numerus im *Duden*.

dieser Stelle gekürzt und um die neu hinzugekommenen Kategorien 14 und 15 ergänzt):⁹

1. ohne Markierung bzw. Markierung nur durch Artikel bei Maskulina und Neutra (*grōm – grōm* | Graben – Graben)
2. reiner Umlaut (*bouk – beik* | Bock – Böck)
3. Umlaut und *-er* (*mao~ – mei~n-v* | Mann – Männer)
4. Umlaut und *-(e)n* (*dōpn – depn-ən* | Dorn – Dörnen)
5. Umlaut und *-ener* [wurde bzw. wird angenommen, ist im Korpus bisher noch nicht belegt])
6. Umlaut und Silbenschnitt / Wechselparadigma mit Vokalkürzung und Fortisierung im Auslaut¹⁰ (*vuiž – vins* | Fuß – Füß)
7. *-er* (*bā~m – bā~m-v* | Baum – Baumer)
8. *-(e)n* (*gnēxd – gnēxd-n* | Knecht – Knechten)
9. *-ener* (*bui – bui-mv* | Bub – Bubener)
10. Silbenschnitt / Wechselparadigma; diese lassen sich unterscheiden in:
 - 10a. mit Vokalkürzung und Fortisierung im Auslaut (*būd – büt-v* | Bild – Bilder)
 - 10b. mit Markierung nur durch Fortisierung im Auslaut (*ždrīg – ždrīk* | Strick – Strick)
11. Svarabhaktiformen; diese sind in der untersuchten Gegend sehr häufig. Sie wurden deshalb als eigene Art der Plural-

⁹ Aus Gründen der Übersichtlichkeit und Bearbeitbarkeit wurde die Unterscheidung zwischen Formen mit und ohne Umlaut getroffen. Weiters stellte sich heraus, dass im Standard unumgelauteete Formen im Dialekt umgelauteet sind und umgekehrt.

¹⁰ Hierbei handelt es sich diachron gesehen um eine Dehnung in offener Silbe beim Singular, wodurch sich eine Distinktion zum Plural ergibt. Für eine synchrone Betrachtung wird von Vokalkürzung und Fortisierung im Auslaut bzw. Fortisierung ohne Vokalkürzung gesprochen. Letztere zeigt bereits den Beginn des Abbaus der Distinktion von Singular und Plural, was im Besonderen für die Plurale ohne Umlaut gilt.

markierung angeführt, da die Plurale als sehr auffällig erscheinen. (*bēri* – *bēri-ŋv* | Berg – Bergener); man erkennt, dass es sich dabei um eine doppelte Pluralmarkierung handelt, wobei auch hier das *a*-Schwa als Korrespondenz zu *-er* erscheint. Im Sandhi und bei sehr emphatischer Aussprache erscheint der Vibrant *r*, das heißt, dass das *a*-Schwa von den Dialektprechern als *-er* interpretiert wird. Ein Beispiel für Sandhi ist: *aov di bēriŋvr-aofi* | auf die Bergener aufhin [‘auf die Berge hinauf’];

12. „neue“, aus dem Standard übernommene und zum Teil eingelaute Plurale; (*ždevn* – *ždevn-e* | Stern – Sterne¹¹)
13. *-s*; diese Markierung tritt selten auf, jedoch auch in unerwartetem Umfeld bei Berg: *bēri* – *bēri-z* oder Lehrer: *levrv-s*. Die Form *Lehrers* ist bereits auf der Tonaufnahme B 24326 aus dem Jahr 1977 aus dem *Phonogrammarchiv* der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* enthalten. Ansonsten sind ebenfalls Plurale mit *-s* vertreten, z. B. *Autos*, *Omas*.
14. suppletiver Plural (*hei~n* – *hiv~l* / *hiv~nv* | Henne – Hühnel / Hühner)
15. Deminutiv für den Plural (*mašŋ* – *mašvl* | Maschen – Mascherl)¹²

Weiters hat sich bereits für Tadten (SCHRÖDL 2009, 113–131 und SCHRÖDL u. a. 2014, 171–173) und auch bei der Durchsicht der bisher gesammelten Daten für Illmitz und Wallern gezeigt, dass unterschiedliche Plurale für einen Singular genannt werden. Für Tadten beispielsweise bis zu fünf Varianten bei zehn InformantInnen. Für mehr als

¹¹ Ebenfalls dokumentiert ist die ältere Form mit *ē* und Ausfall von *r* in Singular und Plural und mit *a*-Schwa bzw. *-er* als Suffixmarkierung.

¹² Auf Nachfrage durch die Exploratorin (auch Autorin) wurde von zwei Informantinnen der jüngeren Generation aus Illmitz erklärt, dass ausschließlich dieser Plural möglich ist und die Größe des Objektes „Masche“ dabei vollkommen unerheblich ist.

40 % der damals abgefragten 145 Lexeme wurde eine Variation von zwei festgestellt. Eine Nachuntersuchung zeigte, dass bis zu acht Plurale für ein Lexem im Singular toleriert wurden (SCHRÖDL u. a. 2014, 173–176). Als Begründung für die hohe Variationsbreite werden die mangelnde explizite Normierung sowie die möglicherweise sehr hohe Akzeptanz und Toleranz in der Sprechergemeinschaft angeführt. Bei hoher Variation ist der Plural oft wenig gebräuchlich (*Bart, Naht, Zopf*); oftmals trifft man in diesem Fall auf Nullplurale und Standardplurale bzw. standardnahe Plurale (SCHRÖDL u. a. 2014, 182).

5.1 Ergebnisse aus den Wenkerbögen

Für das (erweiterte) Untersuchungsgebiet liegen 62 Wenkerbögen vor. Über die Website <www.regionalsprache.de> (Stand: 01.09.2014) sind die Wenkerbögen sehr gut zugänglich; als besonders vorteilhaft hat sich der Zugang über eine Landkarte mit Anzeige der Orte, zu denen Wenkerbögen vorhanden sind, erwiesen. Dadurch konnten auch diejenigen Bögen leicht aufgefunden werden, die im heutigen Ungarn und der heutigen Slowakei erhoben wurden, vor allem wurde der Autorin erst dadurch klar, dass auch Bögen zum heutigen Ungarn und der heutigen Slowakei in der Grenzegend vorhanden sind. Aufgrund der erst kurz vor der Fragebogenerhebung im Jahr 1921 durchgeführten Trennung des Komitates Wieselburg erscheinen diese Bögen als ebenfalls relevant für das Projekt (siehe Kapitel 4.1).

Im Anhang findet sich Tab. 2, die einen Überblick über die vorhandenen Wenkerbögen im ehemaligen Komitat Wieselburg gibt. In der ersten Spalte sind die Orte bzw. Ortsteile, in der zweiten Spalte der Staat, in dem sich diese heute befinden, gelistet. Danach wird der ehemalige Stuhlbezirk angeführt. Anschließend findet man die Bogenanzahl, die für den jeweiligen Ort vorhanden ist, sowie einen Vermerk zu Stempel und Datum, falls vorhanden. Rechts außen sind die Bogennummern vermerkt. Die fünfstelligen Bogennummern sind direkt auf den Bögen vermerkt, die sechststelligen mit „3“ beginnenden Nummern wurden aus <www.regionalsprache.de> übernommen.

Durch die Zusammenstellung des vorhandenen Materials in übersichtlicher Form konnte festgestellt werden, dass zu den Ortschaften Deutsch Jahrdorf und Pama im Bezirk Neusiedl am See keine Wenkerbögen vorhanden sind. Weiter sind zwei der insgesamt 62 Bögen auszuschließen, da diese Jiddisch sind; sie stammen aus der „Isr. Volksschule“ Frauenkirchen.

Aufgrund der Datierungen und der Informationen zur Geschichte der österreichischen Wenkererhebung in SCHALLERT (2013, 212–214) wird angenommen, dass die Bögen aus dem Forschungsgebiet zwischen 1926 und 1931 eingesendet wurden. Laut WREDE/MARTIN (1931, 122, zitiert nach SCHALLERT 2013, 214) müssten die Orte, die bis 1930 nicht erhoben wurden, ab diesem Zeitpunkt durch BRUNO SCHWEIZER bereist worden sein, der vor Ort um Übersetzung bat.

Nicht immer ist die den Bogen ausfüllende Person bekannt. Falls mehrere Bögen zu einem Ort vorhanden sind, kann diese in vielen Fällen durch Schriftvergleich identifiziert werden. Auch die Erschließung des Ausfülldatums ist in einigen Fällen anhand einer vorhandenen Datierung und des Alters des Ausfüllers, meist eines Lehrers, möglich.

Mehr als ein Bogen pro Ort, kann also folgendes bedeuten:

- a) eine Person füllte zwei Bögen zur gleichen Zeit aus;
- b) es gibt mehrere Schulen in einem Ort und jede füllte einen Bogen aus (das kann zum selben Zeitpunkt und vom selben Lehrer, aber auch von einem anderen Lehrer zu einem anderen Zeitpunkt geschehen sein);
- c) eine Person füllte jeweils einen Bogen der ersten Erhebungsrunde und der zweiten Erhebungsrunde aus;
- d) es handelt sich um eine Abschrift durch jemand anderen.

Dies wird so detailliert behandelt, weil sich aufgrund dessen unterschiedliche Aussagen zur Pluralmorphologie treffen lassen. Das Bemerkenswerte ist, dass sich hinsichtlich der Pluralmorphologie auch im Fall a) unterschiedliche Varianten finden lassen. Frauenkirchen: *Beigln*

(42661) und *Beigl* (300379) für „Kuchen“ (Wenkersatz 6) ‘Beugel, ein süßes Gebäck’. Dies bedeutet eine intraindividuelle Variation, wie sie auch in der Nacherhebung 2012 in SCHRÖDL u. a. (2014, 173–176) bestätigt wurde. Sie halten fest, dass „mehrere Pluralvarianten zu einem Lexem jeweils von einem einzigen Individuum produziert oder zumindest toleriert werden“ (SCHRÖDL u. a., 176).

Für ‘Kuchen’ findet man im Ort Pamhagen *Beigl* (42708), *Kuchn* (300387); im Ort Gols (zwei Personen, je zwei Bögen) *Peigl* (42659 und 300381), *Peign* (42658 und 300380). Nach Schriftvergleich handelt es sich beim Ausfüller der Bögen für Strass-Sommerein (Hegyeshalom) um dieselbe Person, bei Bogen 42666 wurde allerdings nur die Vorderseite ausgefüllt: *Beign* (42665), *Peigly* (42666).

In Tab. 1 sind links die Lemmata angeführt, die in den Wenkerbögen abgefragt wurden. Rechts davon findet man die Kasus laut vorgegebenem Satz; danach folgt die Satznummer. Rechts außen wurden die Antworten zusammengefasst, so dass deutlich wird, mit welcher Vielfalt an Pluralen hier gearbeitet wird bzw. mit welcher Vielfalt man rechnen kann.

Lemma	Kasus laut vorgegebenem Satz	Satz Nr.	Antworten
Apfelbäume/ Apfelbäumchen	Nominativ	26	Deminutive auf <i>-l</i> und <i>-erl</i> mit und ohne <i>-n</i> ; Substantive wie <i>-bam</i> (Nullplural) und <i>-bama</i> (<i>-er</i> -Plural) mit umgelautetem sowie unumgelautetem Bestimmungswort (<i>Opfü-</i> , <i>Apfü-</i> , <i>Epfü-</i> u. ä.)
Äpfelchen	Dativ	26	Deminutive auf <i>-erl</i> mit und ohne <i>-n</i> ; Substantive wie <i>Äpfü</i> u. ä. mit und ohne <i>-n</i> , obwohl es sich

			um das Dativ-Plural- <i>n</i> handelt
Bauern	Nominativ	37	relativ einheitlich hinsichtlich Lexik und Morphologie; <i>Pauen, Pauern</i> u. ä. (- <i>n</i> -Plural)
Berge	Nominativ	29	lexikalische Variation zwischen <i>Berg</i> und <i>Hügel</i> ; hohe phonetische und morphologische Variation: Beispiele: <i>Bergln</i> (Dem.+ <i>-n</i>); <i>Beri, Beari, Beach, Peag</i> u. ä. (Nullplural); <i>Bergn, Beagn</i> u. ä. (- <i>n</i> -Plural); <i>Beringa</i> u. ä. (Svarabhaktiformenplural, bzw. doppelte Markierung durch <i>-ener</i>); <i>Bergna</i> u. ä. (doppelte Markierung durch <i>-ener</i>)
Blätter	Nominativ	1	meist Deminutive auf <i>-l</i> mit und ohne <i>-n</i> ; <i>Pläda, Blätta</i> u. ä. (Umlaut+ <i>-er</i>)
Eier	Akkusativ	7	Interpretationsprobleme, siehe unten Fallbeispiel
Füße	Nominativ	8	lexikalische Variation: <i>Fiaß, Fiass</i> u. ä. (angenommen werden müsste ein Silbenschnittwechsel); <i>Haxn</i> u. ä.
Gänse	Nominativ	14	relativ einheitlich hinsichtlich Lexik und Morphologie; <i>Gäns</i> u. ä. (Umlaut);

			1 x <i>Gansl</i> (Dem.)
Häuser	Akkusativ	33	relativ einheitlich hinsichtlich Lexik und Morphologie; <i>Haisa</i> u. ä. (Umlaut+- <i>er</i>)
Kindereien	Akkusativ	28	sowohl Lexik, als auch Morphologie uneinheitlich, da nicht ortsüblich: <i>Kindereien</i> , <i>Kinderstückl</i> , <i>Kindergespiel</i> , <i>Dummheiten</i> und weitere
Kleider	Akkusativ	17	Deminutiv mit <i>-l</i> ohne <i>-n</i> ; <i>Kload</i> (Nullplural), <i>Kloada</i> ¹³ , <i>Klada</i> (- <i>er</i> -Plural); <i>Gwond</i> u. ä. 'Gewand', Plurale tantum oder Nullplural?; <i>Gwanda</i> (Umlaut+- <i>er</i>)
Kohlen	Akkusativ	3	relativ einheitlich hinsichtlich Lexik und Morphologie; <i>Koln</i> , <i>Kuln</i> u. ä. (- <i>n</i> -Plural)
Kuchen	Nominativ	6	sowohl Lexik, als auch Morphologie uneinheitlich, da nicht ortsüblich
Kühe	Akkusativ	37	<i>Kia</i> u. ä. (Umlaut)
Leute	Nominativ	38	Nominativ: <i>Leit</i> u. ä. (Nullplural)
Leute	Dativ	40	Dativ: mit <i>Leit</i> u. ä. <i>den</i>

¹³ In den aktuellen Erhebungen tritt bei *Kleid* meist der Analogieumlaut von mhd. *ei* zu basisdialektal *ea* auf, was in den Wenkerbögen nicht festzustellen ist.

			<p><i>Leitn, de Leit, die Leit</i> (Nullplural, der Dativ mit <i>den</i> wird mit <i>-n</i> gebildet, ohne Artikel oder mit <i>de/die</i> erscheint auch der Dativ ohne <i>-n</i>)</p> <p>In den direkten Erhebungen wurde auch der Singular Neutrum <i>Leut</i> gebildet.</p>
Ochsen	Akkusativ	37	relativ einheitlich hinsichtlich Lexik und Morphologie; <i>Ochsn</i> u. ä. (<i>-n</i> -Plural)
Ohren	Akkusativ	11	Deminutiv <i>Oawaschl</i> meist ohne, manchmal mit <i>-n</i> ; <i>Gnackstickl</i> ‘Genickstück’ [Dem.]; <i>Loser</i> Plurale tantum?; <i>Oarn</i> u. ä. (<i>-n</i> -Plural)
Pflaumen	isoliert – Nominativ	Frage 11, Rückseite	<i>Zwetschken</i> u. ä. (<i>-n</i> -Plural); <i>Griachel</i> ‘Kriecherl’ mit und ohne <i>-n</i> (Nullplural und <i>-n</i> -Plural); <i>Marüln</i> ‘Marille’ (Nullplural) ¹⁴ <i>Pflauma</i> ‘Pflaume’ (Nullplural) ¹⁵ u. a.
Schäfchen	Akkusativ	37	(<i>kloani</i>) <i>Schaof</i> ‘(kleine) Schaf’ u. ä. (Nullplural);

¹⁴ Durch Übertragung des Nominativ-Plurals auf die obliquen Kasus bei Feminina müsste *Marillen* für den Singular anzusetzen sein, daher Nullplural.

¹⁵ Durch Übertragung des Nominativ-Plurals auf die obliquen Kasus bei Feminina müsste *Pflaumen* für den Singular anzusetzen sein, daher Nullplural.

			Deminutiv <i>Schaferl</i> mit und ohne <i>-n</i> ¹⁶ ; Deminutive <i>Lampl</i> , <i>Lampal</i> u. ä. (Nullplural); 4 x mit <i>-n</i> ¹⁷
Vögelchen	Nominativ	36	Deminutiv <i>Vegerl</i> u. ä. mit und ohne <i>-n</i> ; <i>Vogerl</i> ; <i>Spatzeln</i> ; Ausschließen: <i>Vögelchen</i> ¹⁸ Substantiv <i>Vögl</i> (Umlaut), <i>Vegln</i> u. ä. (Umlaut+ <i>-n</i> -Plural)
Wochen	Dativ	5	siehe unten Fallbeispiel
Zeiten	Nominativ	13	relativ einheitlich <i>Zeidn</i> u. ä. (<i>-n</i> -Plural)

Tab. 1: Wenkerbögen: abgefragte Lemmata, Zusatzinformationen und Ergebnisse

An dieser Stelle sollen zwei Fallbeispiele für schwierige Interpretation besprochen werden:

Fallbeispiel 1: Wochen im Wenkersatz 5: *Er ist vor vier oder sechs **Wochen** gestorben.*

Hierzu finden sich folgende Daten:

- Überwiegend *Wocha* u. ä.
- *Wocha* vs. *Woch* (Zanegg; mit Rot auf *Wocha* korrigiert)
- *Wochan* (Frauenkirchen, Bruckneudorf)
- *Wecha* (Mönchhof)

¹⁶ Lokal für die Bedeutung ‘Schaf’ wäre *Lamperl* zu erwarten.

¹⁷ Für den Ort Zurndorf findet man beispielsweise *Schof* / *Lamperl**n* (42636) und *Lamperl* / *Schof* | *Schof* / *Lamperl**n* (300393), was wieder auf die Variation bei der Deminutivform zwischen Nullplural und *-n*-Plural hinweist.

¹⁸ Deminutivbildung mit *-chen* ist im Forschungsgebiet unüblich.

- *Wouchn* u. ä. (Wieselburg, Neuhof bzw. Neudorf, Kittsee, Winden)

In einem Fall wie diesem stellt sich die Frage, wie der Singular rekonstruiert werden soll. Zwei mögliche Formen stehen im Raum und zwar **Woch* und **Wochen*.

Man kann darüber spekulieren, ob aufgrund der Übertragung des Morphems *-n* auf die obliquen Kasus bei Feminina und anschließender Vokalisierung **Wochen* angenommen werden kann. Demzufolge könnte *Wocha* als Nullplural klassifiziert werden. Bei *-n* in *Wouchn* und *Wochan* könnte es sich um das Dativ-*n* im Plural handeln. Es wäre jedoch auch möglich, dass es sich nur im Fall von *Wochan* um die Dativmarkierung handelt und folglich bei *Wouchn* wiederum um einen Nullplural, weil hier keine Vokalisierung stattgefunden hat. Laut KRANZMAYER (1956, K. 24) müsste *-en* zu *a*-Schwa vokalisiert worden sein.

Mit *Wecha* für *Wochen* liegt ein seltener Plural mit Umlaut vor, der jedoch auch in einem anderen Fall *dæg* ‘Tage’ auf einer Tonaufnahme für denselben Ort belegt ist.¹⁹

Fallbeispiel 2: Eier im Wenkersatz 7: *Er ißt die Eier immer ohne Salz und Pfeffer.*

Hierzu finden sich folgende Daten:

- Überwiegend *Oa* u. ä.
- *Oar* (Pamhagen, Apetlon) und *Oa(r)* (Ragendorf; Slowakei)

Der Singular wäre als **Oa* zu rekonstruieren.

Hier stellt sich die Frage nach der Interpretation des *-r*. Es wäre möglich, dass es zum Erhebungszeitpunkt noch nicht vokalisiert war. Eine Alternative wären hyperkorrekte Schreibungen. Weiter könnte das

¹⁹ Diesem (ausschließlich lautlichen?) Phänomen im Ort Mönchhof soll in der Dissertation genauere Beachtung geschenkt werden.

a von *Oa* aber auch als vokalisiertes *r* interpretiert werden. Daher handelt sich also entweder um einen Nullplural oder um einen *-er*-Plural.

- *Eia* (Lautung vermutlich *aev*: Parndorf, Neudorf bei Parndorf bzw. Neuhof, Kittsee, Gattendorf, Wieselburg, Potzneusiedl, Andau)

Ein Blick auf Abb. 1 zeigt, dass sich die *Eier*-Gebiete im nördlichen Teil des ehemaligen Stuhlbezirkes 2 sowie im ehemaligen Stuhlbezirk 3 und 1 befinden. Diese Gebiete waren oder sind auch mehrsprachig, wodurch sich die umgangssprachliche Lautung erklären lässt.

5.2 Ergebnisse aus der Voruntersuchung

Bisher wurden acht InformantInnen aus dem Ort Illmitz sowie sieben aus dem Ort Wallern befragt.²⁰ Erfragt wurden Genus, Singular und Plural von 423 Lexemen. Die Angabe erfolgte wenn möglich im Standard oder mit Hinweis auf den betreffenden Gegenstand oder mit einer Zeichnung.

Zum Neutrum *Ei* zeigte sich, dass sowohl Singular als auch Plural als *ov* u. ä. realisiert wurden, so dass in diesem Fall wie in den Wenkerbögen zu den beiden Orten ein Nullplural vorliegt.

Kindereien wird meist als unbekannt abgelehnt, ähnliche Ergebnisse zeigten sich durch die hohe lexikalische Variation im Wenkerbogen. Für *Zeit* wie für *Bauer* wird jeweils ein *-n*-Plural genannt, dasselbe Ergebnis zeigen die Wenkerbögen.

Für das Maskulinum *Berg*, dessen Variation im Wenkerbogen sehr hoch war, zeigt sich auch hier Ähnliches: Zum Singular *bevri* u. ä. werden vier Nullplurale sowie vier Svarabhaktiformenplurale *bevriijp* ge-

²⁰ Wie bereits oben erwähnt wird für das Dissertationsprojekt eine alle in Kapitel 2 genannten Faktoren berücksichtigende direkte Erhebung in Syntagmen erfolgen, wobei möglichst das gesamte Paradigma abgefragt, dokumentiert und ausgewertet werden soll.

nannt. Wieder zeigt sich ein *-s*-Plural. Weiters trifft man drei phonetisch dem Standard nahe Plurale mit apokopiertem *e* sowie einen dem Standard gleichlautenden Plural an. Zum Standardsingular *beug* werden drei apokopierte und ein mit dem Standard identischer Plural genannt. Es entsteht der Eindruck, als ob zunächst Standardformen bzw. standardnahe Formen (zu Anfang mit der entsprechenden Lautung) in den Basisdialekt übernommen werden. Danach erfolgt eine Anpassung an die dialektale Lautung (oft *e*-Apokope). Gleichzeitig kann jedoch der Singular lautlich an den aus dem Standard übernommenen Plural angepasst werden, sodass man von einer Synchronisierung sprechen kann.

Zu *Blatt* werden ausschließlich diminuierte Formen genannt. Hier findet man bis zum jetzigen Zeitpunkt acht Nullplurale und sieben *-n*-Plurale.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Der vorliegende Beitrag stellt das Gesamtprojekt zur nominalen Pluralmorphologie im Ostoberdeutschen sowie seine Forschungsfragen und Hypothesen vor. Die bisherigen Ergebnisse zeigen, dass sowohl in der direkten Erhebung des Basisdialektes in den Wenkerbögen in den 1920er und 1930er Jahren, als auch in derjenigen der rezenten Basisdialekte Variation in mehrfacher Hinsicht gegeben ist; sowohl größere Variation an Pluralen gegenüber dem Standard, als auch mehrere Plurale für dasselbe Lexem im Singular. Besonderes Augenmerk wurde in dieser Arbeit auf die Wenkerbögen (60) als Quelle und die Daten aus einer Voruntersuchung gelegt. Anhand der Beispiele *Eier* und *Wochen* aus den Wenkerbögen wurde gezeigt, wie viel Interpretation notwendig ist bzw. wie viel Interpretationsspielraum sich aufgrund der Lautung und der Rekonstruktion des Singulars bei der Klassifizierung der Plurale ergibt.

Hinsichtlich des Areals wurde das Forschungsgebiet einerseits beschränkt auf den Bezirk Neusiedl am See im Burgenland, andererseits hinsichtlich der Wenkerbögen um das östlich anschließende, (ehemals zum Teil) deutschsprachige Gebiet im heutigen Ungarn und der Slowa-

kei erweitert. Chronologisch weiter zurückliegend kommen die vier als mittelbairisch klassifizierten Texte aus dem Bonner Frühneuhochdeutschkorpus hinzu.

Die nächsten Schritte betreffen die weitere Eingabe und Aufbereitung bzw. Anreicherung und Klassifizierung der bisher gesammelten Daten sowie der Daten aus den Tonaufnahmen. Als letzten Schritt der Datensammlung sollen durch die direkten Erhebungen einzelner Basisdialekte an einzelnen Orten mit mehreren InformantInnen Plurale in Syntagmen unter Berücksichtigung der in Kapitel 2 genannten Faktoren im besten Fall in Form vollständiger Paradigmen erhoben und anschließend ebenfalls ausgewertet werden.

Schließlich können die aufgestellten Hypothesen überprüft und die Forschungsfragen beantwortet werden.

Literatur

- BERGER, HILDA (2008): Die Mundart von Illmitz im Burgenland. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Wien.
- DIEKMANN, ANDREAS (2006): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 15. Auflage. Reinbek.
- DINGELDEIN, HEINRICH J. (1983): Spezielle Pluralbildungen in den deutschen Dialekten. In: BESCH, WERNER/KNOOP, ULRICH/PUTSCHKE, WOLFGANG/WIEGAND, HERBERT ERNST (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York. (Handbuch zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), 1196–1202.
- Duden (2009): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarbeitete Auflage. Mannheim [u. a.]. (Duden 4), 171–194.
- FLICK, UWE (2002): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage, 6. Auflage. Reinbek.
- GRABNER, MARIA EMILIA (1959): Die Mundart von St. Johann am Heideboden (Westungarn): Lautliches und Wortkundliches. Unveröffentlichte Dissertation. Wien.
- HORNUNG, MARIA/ROITINGER, FRANZ (2000): Die österreichischen Mundarten. Eine Einführung, neu bearbeitet von GERHARD ZEILINGER. Wien. (Erstmals erschienen als: HORNUNG, MARIA/ROITINGER, FRANZ [1950]: Unsere Mundarten. Wien. [Sprecherziehung. 5]).

- KRANZMAYER, EBERHARD (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes mit 27 Laut- und 4 Hilfskarten in besonderer Mappe. Wien.
- KRINGS, MARTHA (1965): Die Mundart von Edelstal im nördlichsten Burgenland. Unveröffentlichte Dissertation. Wien.
- KÜHN, ERIKA (1980): Die Flexion der Substantiva in der mittelbairischen Mundart von Kröllendorf im Ybbstal (Niederösterreich), 1910 – 1978. In: WIESINGER, PETER (Hrsg.): Sprache und Name in Österreich. Festschrift für Walter Steinhauser zum 95. Geburtstag. Wien. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 6), 57–80.
- KÜRSCHNER, SEBASTIAN (2008): Semantische Konditionierung in der Pluralallomorphie deutscher Dialekte. In: PATOCKA, FRANZ/SEILER, GUIDO (Hrsg.), 141–156.
- LAAHA, SABINE/RAVID, DORIT/KORECKY-KRÖLL, KATHARINA/LAAHA, GREGOR/DRESSLER, WOLFGANG U. (2006): Early noun plurals in German; regularity, productivity or default? In: *Journal of Child Language* 33, 271–302.
- MAUSER, PETER (1998): Die Morphologie im Dialekt des Salzburger Lungaus. Frankfurt a. M. [u. a.]. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 27).
- MAUSER, PETER (2004): Morphologie am Rande, Nichtproportionale Analogie oder Übertragung? In: PATOCKA, FRANZ/WIESINGER, PETER (Hrsg.): Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen. Beiträge zum Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003. Wien, 244–261.
- NÜBLING, DAMARIS (2005): Forschungsperspektiven zur Nominalmorphologie deutscher Dialekte. In: EGGERS, ECKHARD/SCHMIDT, JÜRGEN E./STELLMACHER, DIETER (Hrsg.): Moderne Dialekte – Neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) am Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas“ der Philipps-Universität Marburg vom 5.–8. März 2003. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 130), 45–86.
- PATOCKA, FRANZ (2004): Sprachliche Charakteristika der Mundarten im Burgenland und Westungarn. In: KRIEGLEDER, WYNFRIED/SEIDLER, ANDREA: Deutsche Sprache und Kultur, Literatur und Presse in Westungarn/Burgenland. Bremen, 11–24.
- PATOCKA, FRANZ/SCHOURINGER, HERMANN (1988): Fragebuch für die bairischen Mundarten in Österreich und Südtirol. Wien. (Abrufbar unter: <<http://www.stifter-haus.at/sprachforschung/Fragebuch.pdf>>).

- PATOCKA, FRANZ/SEILER, GUIDO (Hrsg.): Dialektale Morphologie, dialektale Syntax. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Wien, 20.–23. September 2006. Wien.
- PFALZ, ANTON (1928): XIV. Tätigkeitsbericht der Kommission für das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch [für das Jahr 1926]. In: Aph [= Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse, Anzeiger] 64, 58–64.
- ROWLEY, ANTHONY R. (1997): Morphologische Systeme der nordostbayerischen Mundarten in ihrer sprachgeographischen Verflechtung. Mit 40 Karten. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 93).
- SCHALLERT, OLIVER (2013): Syntaktische Auswertung von Wenkersätzen: eine Fallstudie anhand von Verbstellungsphänomenen in den bairischen (und alemannischen) Dialekten Österreichs. In: HARNISCH, RÜDIGER (Hrsg.): Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung. Beiträge zur 11. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau September 2010. Regensburg. (Regensburger Dialektforum. 19), 208–233, 513–515.
- SCHRÖDL, CHRISTINA (2009): Formen des Dialekts in Tadten im Seewinkel (Burgenland). Ungedruckte Diplomarbeit. Wien. (Online unter: <http://othes.univie.ac.at/5290/1/2009-06-06_9801228.pdf>).
- SCHRÖDL, CHRISTINA (2013): Zur soziolinguistischen Dynamik im Burgenland. In: HETTLER, YVONNE/JÜRGENS, CAROLIN/LANGHANKE, ROBERT/PURSCHE, CHRISTOPH (Hrsg.): Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und zum Niederdeutschen. Frankfurt a. M. (Sprache in der Gesellschaft. Beiträge zur Sprach- und Medienwissenschaft. 32), 61–79.
- SCHRÖDL, CHRISTINA (2015): Variation in der Pluralbildung. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2014, 171–191.
- SCHRÖDL, CHRISTINA/ĐURČO, MATEJ (2014): Von *Packel(n)*, *Nudel(n)*, *Knödel(n)* und *Lamperl(n)*. Zu Pluralen auf auslautenden Liquid *l* im österreichischen Deutsch – ein Zwischenbericht. In: Slowakische Zeitschrift für Germanistik 6 (2), 24–36.
- SCHRÖDL, CHRISTINA/KORECKY-KRÖLL, KATHARINA/DRESSLER, WOLFGANG U. (2015): Pluralmorphologie im österreichischen Deutsch: Dialekt und Erstspracherwerb. In: LENZ, ALEXANDRA/AHLERS, TIMO/GLAUNINGER, MANFRED M. (Hrsg.): Dimensionen des Deutschen in Österreich – Variation und Varietäten im sozialen Kontext. Frankfurt a. M. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 42), 165–188.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin. (Grundlagen der Germanistik. 49).

- SEIDELMANN, ERICH (1957): Lautlehre der Mundart von Mörbisch am Neusiedler See. Unveröffentlichte Dissertation. Wien.
- SEILER, GUIDO (2008): Nicht-konkatenative Morphologie: eine Forschungsaufgabe für die Dialektologie. In: PATOCKA, FRANZ/SEILER, GUIDO (Hrsg.), 181–197.
- Volkserziehung (1926): Nachrichtenblatt des amtlichen Nachrichtenblattes des österreichischen Unterrichtsamtes. Nr. 15/Jg. 1926.
- WEGERA, KLAUS-P. (1987): Flexion der Substantive. In: MOSER, HUGO/STOPP, HUGO/BESCH, WERNER (Hrsg.): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Beiträge zur Laut- und Formenlehre. Band 3. Heidelberg. (Germanische Bibliothek: Reihe 1, Sprachwissenschaftliche Lehr- und Elementarbücher).
- WREDE, FERDINAND/MARTIN, BERNHARD (1931): Deutscher Sprachatlas. Text zur 5. Lieferung. Marburg.
- ZEHETNER, LUDWIG (1983): Zur mittelbairischen Flexionsmorphologie. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 50, 311–334.

Sonstige Quellen

- Tonaufnahme aus dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Liebiggasse 5, 1010 Wien: B 24326, Wiesinger: Tadtten, Seewinkel (Burgenland), 1977.
- Tonaufnahmen und Protokolle bzw. Dokumentationen aus dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Liebiggasse 5, 1010 Wien, zu den Aufnahmen: B 146–231, B 242–293, B 486–589, B 845–928, B 1301–1375, B 1461–1588, B 2384–2424, B 2428–2457, B 3128–3189, B 7544–7545, B 8291–B 8296, B 20001–B 20034.
- WENKERBÖGEN über Regionalsprache.de: SprachGIS. URL: <<http://www.regionalsprache.de/SprachGis/Map.aspx>>. Stand: 20.11.2016.

Internet

- Bonner Frühneuhochdeutschkorpus: URL: <<https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/Fnhhd/>>. Stand: 20.11.2016.
- Regionalsprache.de: SprachGIS. URL: <<http://www.regionalsprache.de/-SprachGis/Map.aspx>> Stand: 20.11.2016.
- Statistik Austria 1: Ein Blick auf die Gemeinde Neusiedl am See <10713>. URL: <<http://www.statistik.at/blickgem/blick1/g10713.pdf>>. Stand: 01.09.2014.

Statistik Austria 2: Ein Blick auf die Gemeinde Frauenkirchen <10705>. URL
 <<http://www.statistik.at/blickgem/blick1/g10705.pdf>>. Stand: 01.09.2014.

Statistik Austria 3: Ein Blick auf die Gemeinde Eisenstadt <10101>. URL
 <<http://www.statistik.at/blickgem/blick1/g10101.pdf>>. Stand: 01.09.2014.

Anhang

Ort	Heute ²¹	Stuhl- bezirk ²²	Bogenanzahl / Datum	Bogen- nummern
Albrechtsfeld [Andau]	Ö	1	1 / –	42689
Andau	Ö	1	2 / –	42688 300376
Apetlon	Ö	2	2 / 23. Oktober 1926 / 23. Oktober 1926	42706 300391
Bruckneudorf	Ö	1	1 / –	19721
Edelstal	Ö	3	3 / – / Stempel: Amt der bgld. Landesregie- rung 22. Dez. 1930 / –	19688 19689 300377
Frauenkirchen	Ö	2	6 / – / – / – / – / – / –	42661 300379 42662 300378 42663 (jiddisch) 300447 (jiddisch)
Gattendorf	Ö	3	1	19729
Gols	Ö	2	4 / Vermerk: „durchge- sehen, 13.10.1926	42658

²¹ Ö = Österreich; S = Slowakei; U = Ungarn.

²² 1 = Wieselburg (Magyaróvár), 2 = Neusiedl am See (Nezsider), 3 = Rajka.

			St.[einhauser]“ / - / - / - -	300380 42695 300381
Halbturn	Ö	2	1 / -	42664
Illmitz	Ö	2	2 / - / -	42685 300445
Jois	Ö	2	2 / - / -	42632 300328
Kaltenstein (Levél)	U	1	2 / - / -	42667 42688
Karlburg (Croozvar/ Rusovce)	S	3	1 / -	19734
Kittsee	Ö	3	3 / - / - / Stempel: Amt der bgld. Landesregie- rung 20. Dez. 1930	19696 300383 19697
Mönchhof	Ö	2	2 / - / -	42660 300384
Neudorf bei Parndorf	Ö	2	1 / -	300385
Neuhof (Neudorf bei Parndorf)	Ö	2	2 / - / Stempel: Amt der bgld. Landesregie- rung 29. Dez. 1929	19727 19728
Neusiedl am See	Ö	2	1 / -	42634
Nickelsdorf	Ö	3	2 / - / -	42637 300386
Pamhagen	Ö	2	2 / Stempel: Amt der bgld. Landesregierung 23. Dez. 1930 / -	42708 300387
Parndorf	Ö	2	2 / 1926 / -	42633 300388

Podersdorf	Ö	2	2 / - / -	42657 300389
Potzneusiedl	Ö	2	1 / Stempel: Amt der bgld. Landesregierung 29. Dez. 1929	19730
Ragendorf (Rajka)	U	3	1 / -	42638
Sankt Johann; Sankt Peter (Moson-Szent- Janos; Jánossomorja)	U	1	1 / -	42690
Sankt Andrä	Ö	2	2 / - / -	42686 300390
Strass- Sommerein (Hegyeshalom)	U	3	2 / - / -	42665 42666
Tadten	Ö	1	1 / Stempel: Amt der bgld. Landesregierung 30. Dez. 1929	42687
Wallern	Ö	2	2 / - / -	42707 300391
Weiden	Ö	2	1 / -	42635
Wieselburg (Magyaróvár)	U	1	1 / 17.7.31	42670
Winden am See	Ö	2	2 / - / -	42631 300392
Zanegg (Moson- szolnok)	U	1	1 / -	42699
Zurndorf	Ö	3	2 / - / -	42636 300393

Tab. 2: Wenkerbögen im Forschungsgebiet

RICO STIEL

Symmetriebildung im deutschen Langvokalsystem

Eine variationslinguistische Untersuchung zum Abbau des
/ɛ:/-Phonems im intendierten Standarddeutschen

Abstract: Der Beitrag befasst sich mit der Fragestellung nach der Entwicklung eines möglicherweise rezenten Lautwandels in standardnahen Sprechlagen. Konkret geht es um einen Phonemzusammenfall von /ɛ:/ und /e:/, der zu Homophonie von *Bären* und *Beeren* oder zu Varianten wie [ˈme:tçən] ‘Mädchen’ führt. Der erste Abschnitt widmet sich dem zugrunde liegenden Standardbegriff und der Dynamik der Standardvarietät. Gegenstand des zweiten Abschnitts ist die Diskussion des phonologischen Status des [ɛ:]-Lautes. Hierbei handelt es sich um die Frage, ob [ɛ:] als eigenständiges Phonem oder als Allophon von /e:/ zu gelten hat. Da diese Erörterung zumeist auf Grundlage laut-historischer und strukturalistischer Erwägungen erfolgt, der Artikel jedoch einen auf der Performanz basierenden Standardbegriff ansetzt, erfolgt in den Abschnitten drei und vier der Versuch, empirisch Erkenntnisse über die Phomentwicklung zu gewinnen.

1. Standardsprache als dynamische Varietät

HERRGEN (2015, 139–140) verweist darauf, dass es sich entgegen einer gewissen Vernachlässigung in der Forschungstradition auch bei der Standardvarietät um eine Varietät handelt, die bestimmten Wandelphänomenen unterliegt. Exemplarisch führt HERRGEN (2015, 139) als Belege für einen dynamischen Standard „die rezente Ersetzung des /ɛ:/-Phonems durch das /e:/-Phonem (*erkl/e:/ren*, *M/e:/dchen*, *S/e:/le* ›Sälex‹)“, lexikalische Wandlerscheinungen wie die Lexikalisierung von Neologismen (*googlen*) oder von Phraseologismen (*den Ball flach halten*) und syntaktische Neuerungen wie die Spaltung von Präpositionaladverbien (*Da kann ich mich nicht mit identifizieren*) in standardnahen Sprechlagen und in der Schrift ins Feld. Der Existenz solcher Wandel-

phänomene entgegen einer kodifizierten Norm wird Rechnung getragen durch den Rückgriff auf die sprachdynamische Rekonstruktion des Standardbegriffs nach SCHMIDT/HERRGEN (2011, 59–63), die eine Veränderbarkeit des Standards impliziert. So definieren SCHMIDT/HERRGEN (2011, 62) die Standardsprache als „diejenige Vollvarietät, auf deren Literalisierungsnorm die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre Makrosynchronisierungen ausrichten. Die – nationalen – Oralisierungsnormen dieser Vollvarietät sind durch Freiheit von (kommunikativ) salienten Regionalismen gekennzeichnet.“ Diese auch im Folgenden zur Bestimmung der Standardvarietät herangezogene Gegenstandsbestimmung bildet den theoretischen Rahmen für einen stetigem Wandel unterworfenen Standard; wengleich die Kodifikation sicherlich die Geschwindigkeit solcher Wandelprozesse verringert.

Im Folgenden wird auf das erste der von HERRGEN (2015, 139) genannten Beispiele genauer eingegangen. Im Fokus steht die Untersuchung einer Dynamik phonetisch-phonologischer Art, die Veränderungen im Langvokalsystem des Deutschen hervorzurufen scheint. Internetforen, in denen besorgt gefragt wird, ob es schmerzhaft sei, wenn nach einer Operation die „Fehden“ im Mund gezogen werden, oder Youtube-Tutorials zur Aussprache des Deutschen, in denen gelehrt wird, dass dem standarddeutschen [e:] zwei graphematische Entsprechungen zugeordnet seien, <e> (*Rede*) und <ä> (*Käse* ['k^he:zə]), lassen erahnen, dass sich hier im „Standardverständnis“ einiger Sprachteilhaber eine Änderung vollzieht oder vielleicht bereits vollzogen hat. Während so Indizien dafür vorliegen, dass keine Distinktion der Phoneme /e:/ und /ɛ:/ besteht und beide Phoneme zu [e:] zusammenfallen, fordert SIEBS (1961, 41–42) in seiner *Bühnenaussprache* ausdrücklich die artikulatorische Trennung der beiden Phoneme: „Dieses ä ist zu sprechen, wo die Schreibung *äh* zeigt [...], wo ä in offener Silbe steht [...] und wo in derselben Silbe nur ein einfacher Konsonant folgt“. Weiter gibt er vor: „Man vermeide eine zu enge, dem e: ähnliche Aussprache“ (1961, 42). Wird SIEBS' Vorgabe befolgt, so ergibt sich daraus für den deutschen Standard ein vierstufiges Langvokalsystem, bei dem zwischen einem

halbgeschlossenen vorderen Vokal /e:/ und einem halbgeöffneten vorderen Vokal /ɛ:/ differenziert wird.

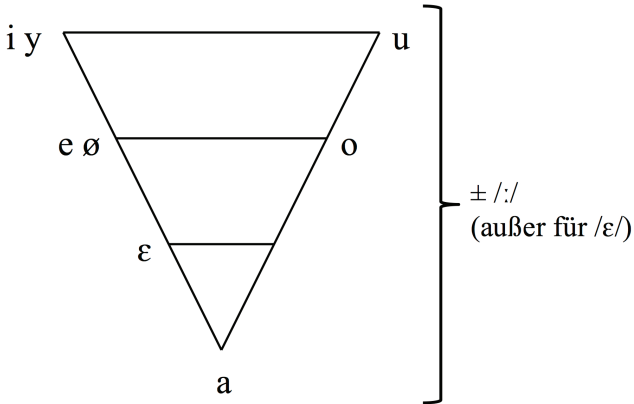


Abb. 1: Gesamtdeutsches Vokalsystem (in Anlehnung an TERNES 1999, 95)

Neben SIEBS' schriftorientierter Norm finden sich bei VIËTOR (1909, 15; im Original teils Fettdruck, R. S.) empirisch fundierte historische Belege, die den Status der halbgeöffneten /ɛ:/-Realisierung als standardkonforme Variante stärken: „Das ä ist, wo ein langer Laut gemeint ist, meistens noch [ɛ:] [...]“; doch findet sich hier zugleich schon der vielleicht früheste Hinweis auf eine Wandeltendenz, indem VIËTOR (1909, 15) schon im Nebensatz relativiert: „[...] doch gewinnt [e:] an Boden.“ Trotz der bereits hier angedeuteten Tendenz zum Wandel des betreffenden Phonems, sollen diese präskriptiven und empirischen Befunde hier ausreichen, um [ɛ:] als mindestens historisch standardkonforme Realisierung des /ɛ:/-Phonems und Ausgangspunkt eines potenziellen phonemischen Wandels anzunehmen. Das sich hieraus ableitende asymmetrische Langvokalsystem scheint nun bei Häufung der Belege zum Phonemzusammenfall von /e:/ und /ɛ:/ mit einem weiteren, symmetrisch organisierten Langvokalsystem in Konkurrenz zu treten.

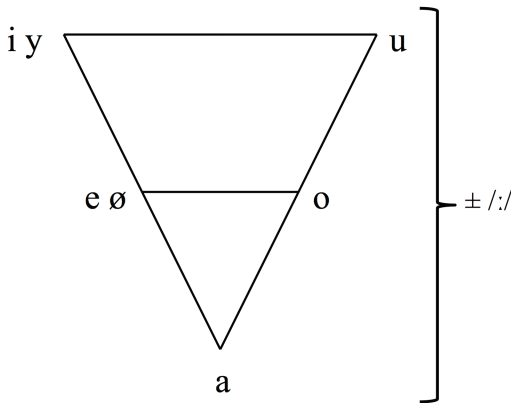


Abb. 2: Norddeutsches Vokalsystem (in Anlehnung an TERNES 1999, 95)

Dieses dreistufige Langvokalsystem wird in der Literatur aufgrund historischer Vokalentwicklungen häufig in die Nähe von „Norddeutschland, wo die Opposition /e:/ – /ɛ:/ im System fehlt“ (PHILIPP 1974, 18) gerückt. Aus diesem Grund wählt auch TERNES (1999, 95) die Bezeichnung als „‘Norddeutsches’ Vokalsystem“. Weitere Autoren wie WÄNGLER (1981, 44) konstatieren allgemein und ohne regionale Beschränkung: „Umgangssprachlich wird [ɛ:] weitgehend durch [e:] ersetzt.“ Ein erster Hinweis auf rezente Wandelstrukturen hinter der arealen Verteilung dieser beiden Phone zeigt sich, wenn das Prestige der norddeutschen Lautung und deren Einflüsse auf Makrosynchronisierungen des gesamtdeutschen Raums in den Blick genommen werden:

Die Aussprache des Nordens genießt auch weiterhin in allen oder den meisten Aussprachefragen ein größeres Ansehen als die anderer Teile des deutschen Sprachgebietes [...] Um so länger wird sich das Prestige der norddeutschen Aussprache halten, je länger man im Süden an stark landschaftlichen Aussprachen der Hochsprache festhält oder sogar Mundart spricht. Dies dürfte auch für die äh-eh-Unterscheidung von Bedeutung sein. (MANGOLD 1966, 38)

Wird das *Aussprachewörterbuch* von *Duden* als gegenwärtige Kodifikationsgrundlage herangezogen, so schafft dies bezüglich der Frage

nach der standardkonformen Variante ebenso wenig Klarheit. Zunächst wird darauf verwiesen, dass [e:] als nicht verzeichnete Variante von [ɛ:] gelten gelassen werde (vgl. 2005, 21), doch wird zugleich im darauf folgenden Kapitel zur Aussprachelehre (vgl. 2005, 71–72 und 79–81) an der Differenzierung SIEBS' festgehalten und langes offenes *e* [ɛ:] und langes geschlossenes *e* [e:] differenziert.

Hier zeigt sich, dass die angeführten Kodifikationen entweder ohne empirische Basis bestehen (SIEBS' *Bühnenaussprache*) oder die Frage nach der gegenwärtig standardkonformen Realisierung von /ɛ:/ weitgehend unbeantwortet lassen bzw. keine Rückschlüsse auf den Phonemstatus von [ɛ:] erlauben (*Duden*). Die Frage, ob es sich im intendierten Standarddeutschen¹ bei [ɛ:] um ein gegenwärtig eigenständiges Phonem oder um ein Allophon von /e:/ handelt (oder ob die phonologische Einordnung in Abhängigkeit von der Arealität variiert), lässt sich bei dem hier zugrunde liegenden sprachdynamischen Standardbegriff ausschließlich empirisch klären. Ziel ist es, Klarheit über die Beschaffenheit des vokalischen Phonemsystems/der Phonemsysteme zu schaffen, auf das/die die Sprecher des Deutschen ihre Makrosynchronisierungen ausrichten.²

Die Forschungsfragen, die sich aus diesem Ziel ableiten und denen hier nachgegangen wird, lauten daher:

1. Besteht in standardnahen Sprechlagen tatsächlich ein Phonemzusammenfall von /e:/ und /ɛ:/?
2. Wie weit ist dieser Wandel bereits fortgeschritten?
3. Wie gestalten sich seine horizontalen und vertikalen Strukturen?

¹ Der Begriff des intendierten Standarddeutschen trägt dem Umstand Rechnung, dass die Zugehörigkeit einzelner Varianten zur Standardsprache im Rahmen der unten folgenden eigenständigen Erhebung nicht geprüft, sondern die Ausrichtung auf eine möglichst standardnahe Sprechweise lediglich durch die Versuchskonzeption evoziert wurde.

² Zum Begriff der Makrosynchronisierung und ihrer Bedeutung für den Standardbegriff vgl. SCHMIDT/HERRGEN (2011, 32–34 und 59–63).

Antworten auf diese Fragen werden im Folgenden erbracht, indem zunächst einleitend in Abschnitt 2 die Diskussion über den phonologischen Status des [ɛ:]-Lautes zusammengefasst und darauf folgend in Abschnitt 3 ein Überblick über die bislang ausführlichste Studie zum behandelten Wandelphänomen von MACDONALD STEARNS und WILFRIED M. VOGÉ (1979) erbracht wird. Im Rahmen einer eigenen Erhebung wird in Abschnitt 4 abschließend der Versuch unternommen, mittels der Betrachtung einzellexematischer Entwicklungen, einer Formantenmessung und einer Implikationsanalyse vorwiegend Desideraten hinsichtlich der vertikalen Struktur und der Systematik des Wandelphänomens nachzugehen.³ Zudem werden einzelne in der Forschungsliteratur genannte und getestete Einflüsse auf die Realisierung des /ɛ:/-Phonems überprüft.

2. Zum Phonemstatus von [ɛ:]

Die Diskussion des Phonemstatus von [ɛ:] und die damit verbundene Frage danach, welche Variante als die prestigebesetzte zu gelten hat, wird hier nicht erstmals aufgeworfen, sondern geht vielmehr auf eine Diskussionstradition zurück, deren Beginn KATERBOW (2013, 272) auf die 1960er Jahre datiert. Zugleich liefert er einen für die Debatte wichtigen Hinweis auf die Zweiteilung der Argumentation. Zum einen stützt sich die Kritik am Phonemstatus von [ɛ:] auf Argumente diachroner Natur, zum anderen kommen strukturalistisch ausgerichtete Argumente zum Tragen.

³ Die Untersuchungen des vorliegenden Beitrags basieren auf der Studie von STIEL (2013), die erstmals im Oktober 2013 im Rahmen des 5. *Kolloquiums des Forums Sprachvariation* und des 2. *Kolloquiums des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* in Auszügen vorgestellt wurde.

2.1 Lauthistorisch begründete Zweifel am Phonemstatus von [ɛ:]

Im Zentrum der diachron orientierten Kritik steht im Wesentlichen die These, dass sich der neuhochdeutsche Laut [ɛ:] nicht lauthistorisch entwickelt habe, sondern primär über die Graphie und die Annahme eines korrespondierenden Lautes in das Langvokalsystem des Neuhochdeutschen gelangt sei (vgl. PENZL 1969, MOULTON 1961, SZULC 1966 und 2002).

Der Lautstand des Mittelhochdeutschen gestaltet sich hinsichtlich der e-Laute übersichtlich. Hierzu konstatiert KIENLE (1969, 45): „Das Mhd. kennt zunächst zwei lange e-Laute: die überoffene Länge $\bar{æ}$, durch sekundären i-Umlaut aus ahd. \bar{a} entstanden, und mhd. \bar{e} , ein offener langer e-Laut, der ahd. \bar{e} entspricht.“ Des Weiteren existieren drei kurze e-Laute: „ $\bar{ä}$ überoffen, durch den sekundären i-Umlaut aus ahd. a entstanden [...]; \bar{e} offener e-Laut, im wesentlichen Fortsetzer von germ. e resp. i [...] [und; R. S.] e geschlossener kurzer e-Laut, durch den primären i-Umlaut aus germ. a entstanden“ (KIENLE 1969, 42). Die benannten Öffnungsgrade werden von anderen Autoren abweichend beschrieben. So geht PAUL (2007, 87–88) von einer um eine Halbstufe geschlosseneren Realisierung von \bar{e} und $\bar{ä}$ aus und bestimmt \bar{e} als halb-offen und $\bar{ä}$ als offen. Dennoch bleibt die Relation der mittelhochdeutschen Kurzvokale zueinander gewissermaßen gewahrt. Es darf von einem geschlossenen Primärumlaut, einem offeneren \bar{e} und einem noch offeneren $\bar{ä}$ ausgegangen werden. Hinsichtlich dieses mittelhochdeutschen Vokalsystems besteht die e-Laute betreffend in der Literatur weitgehende Einigkeit. Stark voneinander abweichende Einschätzungen treten jedoch zu Tage, sobald die Entwicklung der e-Laute vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen bzw. Frühneuhochdeutschen in den Blick genommen wird. PENZL (1969, 83–84) geht, wie Abb. 3 veranschaulicht, von einem Zusammenfall aller mittelhochdeutschen e-Laute zu je einem geschlossenen Kurz- und einem geschlossenen Langvokal aus, wobei er [ɛ:] als neuhochdeutsche Neuerung auf die Graphie zurückführt.

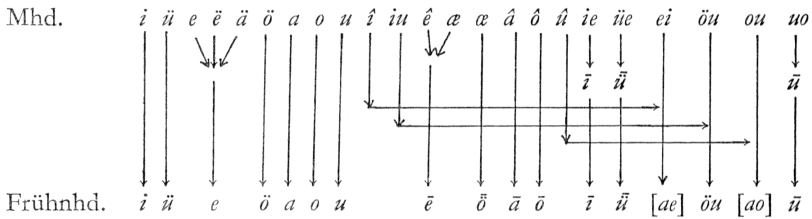


Abb. 3: Vokalische Entwicklung vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen (PENZL 1969, 84)

PENZL steht damit hier exemplarisch als ein Vertreter der von HINDERLING (1978) als Kritiker bezeichneten Autoren, die eine sprachhistorische Entwicklung des [ɛ:] ausschließen und den Laut infolgedessen meist als auf die Schreibung zurückzuführendes Allophon von /e:/ annehmen. Im Rahmen der Kritik an einem (v. a. lautgeschichtlich gewachsenen) /ɛ:/-Phonem findet sich in der Literatur oft vorneweg der Verweis auf MOULTON (1961), der die Entstehung des neuhochdeutschen Vokalsystems u. a. in einer zweistufigen Hebung – und somit in einer Phonemkollision – der mittelhochdeutschen e-Laute sieht.

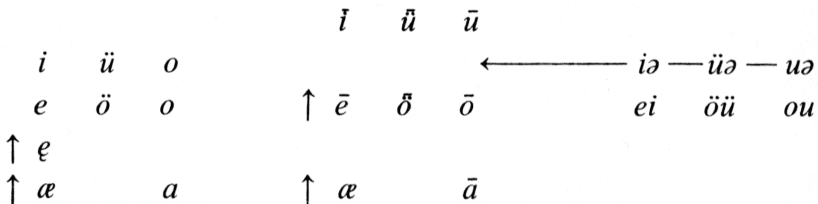


Abb. 4: Entstehung des neuhochdeutschen Vokaldreiecks (MOULTON 1961, 512)

MOULTON nimmt hier eine Hebung des Sekundärumlauts (in MOULTONS Transkription: æ) und damit Phonemkollision mit ē (phonetisch: [ɛ̄]) als Resultat einer ersten phonologischen Hebungsphase an. Der identische Prozess vollzieht sich laut MOULTON ebenso im Langvokalsystem – Hebung von æ zu phonetisch [ɛ̄]. Hier sei die erste Hebungs-

phase jedoch ohne phonemische Relevanz, da die betreffende Vokalposition phonologisch nicht besetzt sei. Nun geht MOULTON von einer zweiten Phase der Hebung aus, die sowohl im Kurz- als auch im Langvokalsystem zu einem phonologisch relevanten Zusammenfall aller e-Laute zu e bzw. ē führe. Demnach bleibe die Stelle des /ε:/ phonologisch unbesetzt. MOULTON (1961, 516) beendet seine *Geschichte des deutschen Vokalsystems* mit einer Zusammenstellung der zahlreichen mittelhochdeutschen Bezugslaute, auf die nhd. /ε:/ zurückgeführt werden kann, und folgert nach der Zusammenstellung unterschiedlichster Belege:

Das Gemeinsame an diesen Formen ist nicht der mhd. Ursprung (der kaum bunter sein könnte), sondern die nhd. Schreibung mit dem Buchstaben ä. Wir schließen unsere Geschichte des nhd. Vokalsystems also mit einem Phonem, das keine ‚Geschichte‘ im gewöhnlichen Sinne des Wortes hat, sondern lediglich ein papiernes, oft prekäres, aber immerhin brauchbares Dasein fristet. (MOULTON 1961, 516; im Original teils kursiviert, R. S.)

Die Argumentation MOULTONS klingt zunächst plausibel, allerdings steht sie in Widerspruch zu einigen abweichenden Auffassungen. WIESINGER (1970, Bd. 1, 357) verweist auf eine andere Struktur des mittelhochdeutschen Vokalsystems:

Im mhd. Vokalsystem steht mhd. æ auf der palatalen Seite, besitzt aber kein velares Gegenstück, so daß ihm eine isolierte Stellung zukommt. Es sei hier nochmals betont, daß es phonetisch und phonologisch nicht erlaubt ist, mhd. æ mit mhd. â nach dem Vokaltrapez auf eine Stufe zu stellen und eine Reihenbildung zwischen beiden Vokalen anzunehmen.

Daraus ergibt sich folgendes, von SANDERS (1972, 45) nach WIESINGERS (1970, Bd. 1) Ausführungen erstelltes Vokalsystem:

î	iu	û	i	ü	u
ê	œ	ô	e	ö	o
			ë		
æ			ä		
	â			ɑ	

Abb. 5: Mittelhochdeutsches Vokalsystem mit isolierter Stellung des æ (SANDERS 1972, 45)

Diese Systemstruktur schließt MOULTONS Phasen der Hebung und deren phonologische Relevanz sicher nicht aus, mindert jedoch die resultierende Systemauswirkung, da ein Dreieckssystem somit nicht mehr als auf den e-Zusammenfall zurückzuführende Neuerung des Neuhochdeutschen zu gelten hat.

Ein zweiter Hinweis WIESINGERS, der bei MOULTON keine weitere Beachtung findet, ist hinsichtlich der Frage nach der lauthistorischen Entwicklung von nhd. /ɛ:/ weitaus relevanter. WIESINGER (1970, Bd. 1, 356–357) verweist auf die Spaltung von mhd. æ in æ¹ und æ² im Ostmitteldeutschen. Diese laut WIESINGER erhaltene Spaltung führt dazu, dass im Ostmitteldeutschen „in letztlich unregelmäßiger Verteilung Beispiele mit einer geschlossenen Entwicklung, die sich mhd. ê oder Dehnungs-ē anschließen [æ¹; R. S.], und Beispiele mit einer offeneren Entwicklung, die mit mhd. Dehnungs-ē̄ + Dehnungs-ā̄ zusammenfallen [æ²; R. S.]“, auftreten. Wird nun der Umstand ins Bewusstsein gerufen, dass der Standardisierungsprozess des Deutschen im ostmitteldeutschen Raum sowohl auf Basis der dominierenden Schreiballianz als auch auf Basis einer bis 1800 als vorbildlich geltenden ostmitteldeutschen Aussprache (vgl. BESCH 2003, 2261–2262 und JOSTEN 1976, 22–25) seinen Anfang genommen hat, könnte die Spaltung von mhd. æ die historische Lücke sein, die MOULTON entgangen ist und ein lautgeschichtlich entstandenes nhd. /ɛ:/ weniger unwahrscheinlich werden lässt. Diese Argumentation gegen MOULTONS Herleitung ist vornehmlich insofern

schlüssig, als sie die Entstehung des nhd. Vokalsystems explizit auf das „Ostmd. der mhd. Zeit“ (MOULTON 1961, 512) zurückführt. Diese Lücke in der Argumentation nimmt auch HINDERLING (1978, 48) zum Anlass, „die nhd. Lautung in Wörtern wie *leer*, *schwer*, *Schere*, *wehen*, *drehen*, die immer wieder als Zeugen für die Regellosigkeit in der Entwicklung der mhd. e-Laute herangezogen worden sind, als lautgesetzlich zu erklärende Ausnahmen [zu] ‚legitimieren‘“. Demnach erlaubt die Spaltung von mhd. *æ* im Ostmitteldeutschen mindestens zu Teilen die lautgesetzliche Entwicklung von mhd. *æ* zu nhd. /e:/ und /ɛ:/.

MOULTON (1961) nutzt hingegen die gewissermaßen andere Blickrichtung der Argumentation, indem er nicht die unterschiedliche Entwicklung von mhd. *æ* hin zum Neuhochdeutschen als Evidenz gegen eine lautgeschichtliche Entwicklung von nhd. /ɛ:/ heranzieht, sondern den auf fünf historische e-Laute zurückzuführenden „mhd. Ursprung (der kaum bunter sein könnte)“ (MOULTON 1961, 516) als Beleg gegen die Lauthistorie wertet.

2.2 Strukturalistisch begründete Zweifel am Phonemstatus von [ɛ:]

Während Autoren wie MOULTON (1961) und auch PENZL (1969) zur Auffassung gelangen, dass /ɛ:/ keine lautgeschichtliche Entwicklung zugrunde liege und das Phonem lediglich über die Schreibung in das Phonemsystem des Standarddeutschen gelangt sei, geht ALEKSANDER SZULC (1966) hinsichtlich des betreffenden Lautes noch weiter und erkennt ihm auch synchron seinen Phonemstatus ab, indem er [ɛ:] als Allophon von /e:/ klassifiziert. SZULC stützt seine Argumentation weniger auf diachrone Aspekte, sondern legitimiert seine Phonemzuweisung anhand strukturalistischer Argumente, die darauf basieren, dass der Langvokal [ɛ:] die Symmetrie des deutschen Standardvokalsystems störe. Dieser vordere, ungerundete, halboffene Vokal stört die

Symmetrie des Vokalsystems gleich in mehrfacher Weise.⁴ Bei der Vokalbeschreibung lassen sich nach IPA im Vokaltrapez vier verschiedene Öffnungsgrade unterscheiden („close“, „close-mid“, „open-mid“ und „open“, die hier „geschlossen“, „halbggeschlossen“, „halboffnet“ und „offen“ übersetzt werden). Auf oberster Stufe befinden sich die standarddeutschen Langvokale [i: y: u:], auf zweiter Stufe [e: ø: o:], auf dritter [ɛ:] und auf unterster [a:]. Die standarddeutschen Kurzvokale hingegen befinden sich auf drei verschiedenen Stufen: [ɪ ʏ ʊ] auf einer ersten, [ɛ œ ə] auf einer zweiten und [a] auf der untersten. Der erste und offensichtlichste symmetriestörende Faktor besteht in der Inkongruenz zwischen Lang- und Kurzvokalsystem, die auf der zusätzlichen, durch [ɛ:] gebildeten Stufe beruht (vgl. SANDERS 1972, 40–41). Während das Kurzvokalsystem durch gleichmäßig besetzte Stufen – je zwei palatale und ein velarer Vokal zuzüglich des zentralen [a] – gekennzeichnet ist, stört palatales [ɛ:] im Langvokalsystem die Symmetrie erneut, da ihm weder ein zweiter Palatal noch ein velares Gegenstück auf gleicher Stufe zugeordnet werden kann (vgl. TERNES 1999, 97). Da der a-Laut im deutschen Standard sowohl kurz als auch lang zentral gebildet wird, stört er die Symmetrie nicht, obwohl er ebenso eine Artikulationsstufe alleine besetzt.

SZULC (1966) führt unter Bezugnahme auf MOULTON (1968, 62) einen weiteren phonologischen Grund für den störenden Charakter von [ɛ:] an. Hierbei handelt es sich um das „Prinzip“ der gespannten Längen und der ungespannten Kürzen (vgl. KOHLER 1995, 142 und 170), das den eigentlich relevanten Bruch der Systemsymmetrie zu bilden scheint. Die Frage, die hier den Ausgangspunkt der Problematik bildet, ist diejenige danach, welches Kriterium das zur Phonemabgrenzung geeignete ist. Der Laut [ɛ:] lässt sich aus phonologischer Sicht nicht oder nur mit großem Kompromiss in das Vokalsystem des Standarddeutschen integrieren. SZULC (1966, 425) hält fest: „The basic phonemic contrast in the

⁴ Zum Ansatz der Systemsymmetrie vgl. MARTINET (1981) und zusammenfassend HOCK (1991, 151–155).

German vowel system seems to be tense vs. lax“. Ebenso bieten sich jedoch auch die Merkmale der Qualität und Quantität zur Phonembestimmung an, wobei diese im Standarddeutschen gekoppelt sind. [i:] tritt kurz als [ɪ] in Erscheinung, [ø:] als [œ], [u:] als [ʊ] usw. Vergleicht man die Vokalqualitäten der Langvokale mit ihren kurzen Entsprechungen, so ist festzustellen, dass es sich bei [ɛ:] um den einzigen Vokal im deutschen Standard handelt, der lang und im Vergleich zum korrespondierenden Kurzvokal offen ist, und so „die sonst herrschende Regularität ‘lang = geschlossen, kurz = offen’ durchbrochen“ (TERNES 1999, 92) wird.⁵ So kommt TERNES (1999, 92; im Original teils kursiviert, R. S.) zum Schluss, dass „[d]ie Opposition [ɛ] – [ɛ:] [...] sich nur dadurch phonologisieren [lässt], daß wir die Länge als distinktives Merkmal annehmen.“

Wird jedoch, wie in KOHLERS zweiter Auflage seiner Einführung, aufgrund besserer Übereinstimmung mit den Vokalsystemen der Regionalsprachen die Vokalqualität zum Distinktionsmerkmal erklärt (vgl. KOHLER 1995, 142 und 170), so ergeben sich stärkere Hürden, [ɛ:] nicht als „Fremdkörper [...] im neuhochdeutschen Lautsystem“ (HOTZENKÖCHERLE 1966, 42; im Original teils gesperrt, R. S.) begreifen zu müssen. Ist die Qualität nicht mehr redundantes, sondern distinktives Merkmal, so stört [ɛ:] die Symmetrie aufgrund des im Vergleich zum Kurzvokal größeren Öffnungsgrades. KOHLER (1995, 171) schafft hier auf phonologischer Ebene Abhilfe, indem er „das Merkmalpaar ‚gespannt‘ / ‚ungespannt‘ zur Unterklassenbildung“ heranzieht. Werden /ɛ:/ und /a:/ nun – wie alle weiteren Langvokale – als gespannt und /ɛ/ und /a/ – wie alle kurzen Vokale – als ungespannt klassifiziert, ist damit eine Teillösung geschaffen, die die Systemsymmetrie wenigstens erhöht. Wird nun aber dem phonetischen Umstand Rechnung getragen, dass [ɛ:] und [a:] nicht weniger ungespannt sind als ihre kurzen Entsprechungen, wird auch dieser Klassifikationsversuch an seine Grenzen

⁵ Phonetische Grundlage bildet hier das Vokalsystem der phonetischen Realisierungen der Monophthonge des Standarddeutschen von KOHLER (1995, 174), das für [ɛ:] und [ɛ] unterschiedliche Qualitäten vorsieht.

geführt. So schlägt MOULTON (1968, 62) letztlich vor, eine systemische Gemeinsamkeit zwischen [ɛ:] und allen weiteren Langvokalen zu schaffen, indem das Verhältnis zu den korrespondierenden Kürzen nicht weiter über den Öffnungsgrad, sondern über das Kriterium der Zentralisierung bestimmt wird. Da auch [ɛ] zentraler gebildet wird als [ɛ:], wäre so eine Option gefunden, die Opposition zwischen den beiden Vokalen zu phonologisieren. Diese Maximierung der Symmetrie ist allerdings teuer dadurch erkaufte, dass MOULTON so auch zwei verschiedene a-Qualitäten für den deutschen Standard annehmen muss: ein maximal offenes /a:/ und ein zentraleres /a/. Zum einen ist diese Lösungsoption phonetisch fragwürdig, zum anderen führt es dazu, dass MOULTON nun das Merkmal der Dezentralität mit dem der Gespanntheit koppeln muss. So treten erneut zwei Merkmalsklassen in Kombination, denen [ɛ:] phonetisch nicht gerecht wird. Das Kriterium der Gespanntheit lässt die phonologische Integration von [ɛ:] nicht zu.⁶ So folgert SZULC (1966, 127): „When we consider [ɛ:] a separate phoneme, we must consequently assume that the opposition tense vs. lax in German is not a primary opposition.“

Damit wurden die wesentlichen diachronen wie synchronen Aspekte, die die phonologische Stellung des langen halbgeöffneten e-Lautes im Standarddeutschen auf oft kritisch betrachtetes Fundament stellen, zusammengetragen. HOTZENKÖCHERLE (1966, 41) betont, dass „die Sprach-Geschichte [...] an sich kein Argument gegen die Sprach-Praxis“ sei, nur ist ebenso deutlich geworden, dass sich seitens der laut-historischen und auch der synchronen Betrachtung wenige Implikationen ergeben, die den Zweifel am Phonemstatus von [ɛ:] ausräumen. Vielmehr läge es im Rahmen der Bestrebungen nach einem möglichst symmetrisch organisierten System nahe, [ɛ:] in der Sprachpraxis und damit langfristig im Phoneminventar des Deutschen zu tilgen. Inwie-

⁶ Siehe abweichend hierzu WERNER (1972, 31), der die Ungespanntheit von [ɛ:] in Zweifel zieht.

fern sich die Symmetriebildung gegenwärtig in der Sprachpraxis belegen lässt, wird im Folgenden von Interesse sein.

3. MACDONALD STEARNS und WILFRIED M. VOGÉ (1979):
The Contemporary Pronunciation of Long <ü> in Modern Standard German: A Data-Based, Computer-Assisted Analysis

Nachdem einleitend die historische Entwicklung der e-Laute nachgezeichnet bzw. die Zweifel an einer lautgeschichtlichen Entwicklung von nhd. [e:] aufgezeigt und erste strukturalistisch basierte Zweifel am Phonemstatus von [e:] dargelegt wurden, soll nun der Phonemstatus von [e:] anhand seiner rezenten Verwendung empirisch geklärt werden. Die Klärung erfolgt in zwei Schritten: Zunächst werden in Abschnitt 3 die Ergebnisse der bisher ausführlichsten Studien zur /ε:/-Realisierung zusammengetragen, die dann um Erkenntnisse einer eigenständigen Erhebung in Abschnitt 4 ergänzt werden.

STEARNS/VOGÉ legten 1979 unter dem Titel *The Contemporary Pronunciation of Long <ü> in Modern Standard German: A Data-Based, Computer-Assisted Analysis* die bis zu der vorliegenden Untersuchung eingehendste Studie zur /ε:/-Realisierung im intendierten Standard des Deutschen vor. Sie werteten die /ε:/-Realisierungen von 89 Testpersonen im Alter von 19–29 Jahren bei insgesamt 15.551 kritischen Items aus. So leisten sie in ihrer Arbeit sowohl die quantitative Erfassung der Realisierungen insgesamt als auch die Differenzierung nach textsortenspezifischen Einflüssen, arealen Strukturen sowie nach lexemspezifischen Charakteristika. Zudem integrieren sie die Einflüsse der Type- oder Tokenfrequenz und des phonetischen Kontextes in ihre Analyse. Untersuchungsgebiet ist dabei die Bundesrepublik Deutschland vor der Wiedervereinigung.

Hinsichtlich der rein quantitativen Auswertung der Realisierungen aller Items stellen STEARNS/VOGÉ (1979, 138) fest, dass mit 46,8 % nahezu die Hälfte aller Items standardkonform realisiert wird. Gefolgt wird diese Realisierung von der geschlossenen Variante [e:], die einen

Anteil von 28,3 % umfasst. An dritter Stelle steht mit 23,0 % die Realisierung [ɛ:], die ich im Folgenden „Zwischenrealisierung“ nennen möchte, weil es sich um eine lediglich um eine halbe Artikulationsstufe gehobene oder gesenkte Variante handelt, deren phonologische Zuweisung noch zu klären sein wird. Mit Anteilen von weniger als 2 % werden zudem noch die häufig als überoffen bezeichnete Variante [æ:] (vgl. bspw. KÖNIG 1989, Bd. 1, 44–46) und der Kurzvokal [ɛ] realisiert. Aus dieser ersten quantitativen Erfassung der Realisierungen aller Items lassen sich sicherlich erste Hypothesen über einen zum Erhebungszeitpunkt rezenten Lautwandel ableiten. Immerhin bleibt jedoch festzuhalten, dass die standardkonforme Variante als markant dominierend belegt werden konnte.

STEARNS/VOGE (1979, 139–144) nehmen nun die synchrone Variation dieser Realisierungen in den Blick und betrachten zunächst ihre Abhängigkeit von der betreffenden Textsorte.⁷ Dazu differenzieren sie die jeweiligen /ɛ:/-Realisierungen je nach Textsorte, mittels derer die Items abgefragt wurden. Hier lassen sich erste Korrelationen zwischen Aufnahmesituation und Realisierung des Haupttonvokals /ɛ:/ ermitteln. Insgesamt wurden die 15.551 Items in vier verschiedenen Aufnahmesituationen erhoben: in freier Konversation (Interview), durch Vorlesen eines kürzeren Zeitungstextes, durch Vorlesen fünf einzelner, textuell nicht verbundener Sätze und durch Vorlesen drei verschiedener Lexemlisten (vgl. STEARNS/VOGE 1979, 135–136). Die erste der Listen mit isoliert zu lesenden Wörtern enthielt überproportional viele Items mit /ɛ:/-Phonem, die dritte hingegen nur besonders wenige. Die zweite Liste bestand aus Minimalpaaren, die sich u. a. in der Opposition zwischen /ɛ:/ und /ɛ:/ unterschieden. Die Textsorten unterscheiden sich im Wesentlichen durch ihren Grad an Formalität und durch die Konzentration der Informanten bei der Performanz. So darf davon ausgegangen werden, dass einzellexematische Abfragen bspw. eine höhere Konzen-

⁷ Die Klassifikation als Textsorte ist hier und im Folgenden an KÖNIG (1989) angelehnt und ist äquivalent zur Aufnahme- oder Erhebungssituation. Etwa die Hälfte der zugrunde gelegten Stimuli entspricht nicht den formalen Kriterien eines Textes. Zur Textdefinition vgl. BRINKER (2010, 11–19).

tration der Probanden auf die Realisierung erlauben, als dies bei freier Rede mit hohem Sprechtempo und Koartikulation der Fall ist. Die Ergebnisse des Produktionstests spiegeln die Einflüsse der Textsorte. Diejenigen Textsorten, die den am wenigsten formalen Charakter aufweisen und am wenigsten Konzentration auf die Produktion implizieren – nämlich die freie Konversation, das Vorlesen des Textes und das der einzelnen Sätze – weisen dominierend hohe Anteile halbgeschlossener /ɛ:/-Realisierungen auf. Sie variieren zwischen 49,49 % in freier Konversation und 41,07 % im Fall der isolierten Sätze. Bei den Textsorten, die maximale Konzentration auf das jeweilige Item und dessen Realisierung erlauben, gestaltet sich das Dominanzgefüge hinsichtlich der verschiedenen Realisierungen anders. Hier stechen die standardkonformen, halbgeöffneten /ɛ:/-Realisierungen dominierend hervor. Allen voran werden mit 61,56 % die höchsten Anteile der standardkonformen Realisierung durch Abfrage der Minimalpaarliste erzielt (vgl. STEARNS/VOGE 1979, 141). Diese Ergebnisse decken sich mit den Resultaten der Untersuchung von KÖNIG (1989, Bd. 1, 45), der ebenso feststellt, dass der Anteil geschlossenerer Realisierungen mit abnehmender Formalität steigt. KÖNIG stützt dieses Ergebnis ebenfalls auf die Abfrage von Minimalpaaren, die von den Sprechern weitgehend über die Distinktion von /e:/ und /ɛ:/ geschieden werden. An denjenigen Stellen, an denen die standardsprachliche Opposition also offensichtlich und die Distinktion kommunikativ relevant ist, bleibt entsprechend die Trennung in der Performanz gewahrt.

Anhand der Daten von STEARNS/VOGE (1979) lassen sich zwei generelle Erhebungssituationen voneinander trennen: zum einen die Erhebung der freien Produktion und zum anderen die der Vorleseausssprache. Tab. 1 stellt die Ergebnisse einander gegenüber.

	number of informants conversation	%	number of informants reading material	%
informants with more than 50 % [e:] in /ε:/-words:	47	52,81 %	19	21,35 %
informants with more than 50 % [ε:] in /ε:/-words:	14	15,73 %	5	5,62 %
informants with more than 50 % [ε:] and [e:] combined in /ε:/-words:	11	12,36 %	19	21,35 %
informants with more than 50 % [e:] in /ε:/-words:	6	6,74 %	43	48,31 %
informants showing no trend in /ε:/-words:	11	12,36 %	3	3,37 %
total:	89		89	

Tab. 1: Sondierung von Sprechergruppen aufgrund ihrer Realisierungen von /ε:/ in freier Konversation und bei Vorleseausssprache (Tab. erstellt nach STEARNS/VOGE 1979, 142–143)

Die Gegenüberstellung verdeutlicht den oben beschriebenen und von KÖNIG (1989, Bd. 1, 45) bestätigten Einfluss der Erhebungssituation auf die Realisierung des /ε:/-Phonems. Während 52,81 % aller Probanden in freier Konversation zu mehr als 50 % halbgeschlossene Varianten produzieren, verlagert sich diese Konzentration in der formelleren Erhebungssituation des Vorlesens hin zur standardkonformen Variante. Hier realisieren 48,31 % aller Probanden zu mehr als der Hälfte halboffene Varianten, während der Anteil derjenigen, die mehrheitlich halbgeschlossene Varianten realisieren, auf 21,35 % sinkt. Damit zeigt sich, dass im Phoneminventar der meisten Sprecher vornehmlich eine Variante vertreten ist, da – nach vorliegender Klassifikation – lediglich elf Sprecher in der freien und drei Sprecher in der formelleren Erhebungssituation keine klare Variantenpräferenz zeigen. Es zeigt sich aber auch, dass diese Präferenz diasituativ – wahrscheinlich schriftgestützt – zu variieren scheint, wobei dies – neben der Gruppe derjenigen, die in

freier Konversation keine klare Tendenz zeigen – nur für diejenige Gruppe gilt, die in freier Konversation zu mehr als 50 % [e:] produziert. STEARNS/VOGE (1979, 144) halten für alle weiteren Sprecher fest, „that all 31 conversational /ɛ:/-speakers show up as /ɛ:/-speakers in the reading of textual material as well.“⁸ Hier zeigt sich die diasituative Variation, die klare Tendenzen zur Produktion geschlossenerer Varianten in informellerer Situation bedingt (vgl. auch KÖNIG 1989, Bd. 1, 45), bestätigt. So konnten STEARNS/VOGE zeigen, dass die /ɛ:/-Realisierung in Abhängigkeit von der jeweiligen Textsorte bzw. Erhebungssituation variiert. Folglich liegt sprecherseitig eine Sensitivität für die registerabhängige Wahl der Variante [ɛ:] bei gleichzeitigem Abbau in der Produktion vor.

Nachdem nun gezeigt werden konnte, dass hinsichtlich des /ɛ:/-Phonems sowohl inter- als auch intrapersonelle Variation nachzuweisen ist, unternehmen STEARNS/VOGE (1979, 144–146) auf diatopischer Ebene den Versuch, Strukturen hinter der interpersonellen Variation aufzudecken. Dazu klassifizieren sie das erhobene phonetische Material und kartieren jeweils nach mehr als 50 % einheitlicher Realisierungen. Sie stellen heraus, dass ihre Belegdichte zu gering sei, um klare Isoglossen aufzeigen zu können (vgl. STEARNS/VOGE 1979, 144), eine Beschreibung der geographischen Verteilung der Belege erfolgt dennoch:

The map clearly shows that in northern North Germany /e:/ replaces /ɛ:/, just as all researchers since SIEBS (1989 [sic!]: 37–39) have pointed out [...]. But what also becomes clear is that this substitution takes place not only in the North, but is widespread in Central and South Germany as well. Only in Central Germany does the use of /ɛ:/ appear dominant. (STEARNS/VOGE 1979, 146)

Die gewählte Kartierungsmethode sowie die hieraus gezogenen Schlüsse lassen einiges auf der Strecke. Zum einen wäre es aufschlussreich,

⁸ Die Summe der „31 conversational /ɛ:/-speakers“ (STEARNS/VOGE 1979, 144) setzt sich aus denjenigen Gruppen zusammen, die jeweils mehr als 50 % der /ɛ:/-Wörter mit [ɛ:] und/oder [e:] produzieren.

nicht lediglich die dominierende Variante, sondern die genauen Anteile aller erhobenen Realisierungen am Ortspunkt ablesen zu können, zum anderen schließen STEARNS/VOGE in ihrer Dateninterpretation vom erhobenen phonetischen Material unmittelbar auf die phonologischen Verhältnisse in den jeweiligen Arealen. Problematisch wird letzteres v. a. dann, wenn es um die Zuordnung der erhobenen „Zwischenrealisierung“ [ɛ:] geht, die die Autoren offensichtlich phonologisch als Repräsentant von /ɛ:/ klassifizieren und so zu der Einschätzung gelangen, im mitteldeutschen Raum dominiere die standardkonforme Variante. STEARNS/VOGE (1979, 146) stützen ihre Beschreibung des mitteldeutschen Raums durch Verweis auf PILCH (1966, 257), der zu einer vergleichbaren geographischen Verteilung gelangt: „Am Mittellauf des Rheins tritt das Phonem /æ/ als vierter vorderer Vokal dazu. Hier bestehen Oppositionen wie *dehnen* /e/ ≠ *Dänen* /æ/. Im übrigen Sprachgebiet fallen diese Elemente weithin unter /e/ zusammen.“ STEARNS/VOGE (1979, 146) halten an dieser großräumigen Einteilung derart fest, dass sie aus den Belegen halbgeschlossener Realisierungen außerhalb des mitteldeutschen Raums den Schluss ziehen, „that geographical location is not the only factor in determining who uses /ɛ:/.“ Dies führt die beiden Wissenschaftler dazu, einzellexematisch wirkende Faktoren wie die morphologische Funktion, den phonetischen Kontext, in dem die jeweilige Variante von /ɛ:/ erscheint, und die Frequenz der Types im Sprachgebrauch in den Blick zu nehmen.

Die gesonderte Analyse derjenigen Stimuli, bei denen der Umlaut grammatische Information trägt, führt zum wohl bemerkenswertesten Ergebnis der Studie und erlaubt die Identifikation des einflussreichsten Faktors.

MORPHOLOGICAL FUNCTION	VALUE					Row Total
	high [e:] (1)	mid [ɛ:] (2)	low [ɛ:] (3)	extra low [æ:] (4)	short [ɛ] (5)	
Derivation	1491 37.37%	879 22.03%	1521 38.12%	4 .10%	95 2.38%	3990 25.70%
Lexical item	2044 27.97%	1703 23.30%	3511 48.04%	3 .04%	47 .64%	7308 47.06%
Subjunctive	230 15.31%	431 28.70%	790 52.60%	0 .00%	51 3.40%	1502 9.67%
3rd person singular	171 20.85%	226 27.56%	423 51.59%	0 .00%	0 .00%	820 5.28%
Plural	469 24.62%	338 17.74%	1028 53.96%	0 .00%	70 3.67%	1905 12.27%
Column Total	4407 28.38%	3577 23.04%	7274 46.84%	7 .05%	263 1.69%	15525 100.00%

(number of missing cases=26)

Tab. 2: Distribution of the phonetic values for long <ä> according to morphological function (STEARNS/VOGE 1979, 147)

STEARNS/VOGE (1979, 146–148) unterscheiden hier vier verschiedene Klassen morphologischer Funktion: 1. Derivation (*Name* vs. *nämlich*), 2. Lexical Items, also solche Lexeme, deren Umlaut keine grammatische Funktion trägt, 3. Bildung des Konjunktivs II (Ind.: *ich sehe* vs. Konj. II: *ich sähe*), 4. Flexion des Verbs (*ich trage* vs. *er trägt*) und 5. Pluralbildung (*Laden* vs. *Läden*).

Der Vergleich der den jeweiligen Funktionsklassen zugeordneten Realisierungen erlaubt folgende Feststellung: „With the exception of derivatives and subjunctive II, the distribution of phonetic values among the morphological functions does not differ significantly from the total sample.“ (STEARNS/VOGE 1979, 147). In der Umkehrung bedeutet dies, dass sich im Falle der Derivation und der Bildung des Konjunktivs II signifikante Abweichungen vom Gesamtkorpus zeigen lassen. Diese Abweichungen zeigen sich jeweils bei Betrachtung der Häufigkeiten der halbgeschlossenen Variante („high“). STEARNS/VOGE (1979, 147) leisten keine Erklärung für die signifikant häufigeren Belege halbgeschlossener („high“) Realisierungen im Falle der Derivation. Hinsicht-

lich der Konjunktive gestalten sich die Verhältnisse umgekehrt. Hier liegt eine Signifikanz für geringe Anteile der halbgeschlossenen Realisierung („high“) vor. Dies wirkt sich zugunsten der als „mid“ bezeichneten Variante [ɛ:] und der standardkonformen Realisierung [ɛ:] aus, auf die mit 52,6 % die absolute Mehrheit der Realisierungen entfällt. STEARNS/VOGE (1979, 148) führen dieses Resultat jedoch nicht oder nur eingeschränkt auf die morphologische Funktion zurück, sondern betonen das unter allen Konjunktivformen in der Interview-Situation herausragend frequente Auftreten des Verbs *wäre*. Sie verweisen hier auf die koartikulatorische, senkende Wirkung des folgenden /r/ (vgl. STEARNS/VOGE 1979, 148).

Anhand der Itemsfrequenz lassen sich keine signifikanten Einflüsse auf die Realisierung erschließen (vgl. STEARNS/VOGE 1979, 148). Allerdings ist die grobe Klassifikation in die Kategorien „Frequent“ und „Non-frequent“ ohne Benennungen eines Schwellenwertes durchaus kritisch zu bewerten und das Ergebnis später erneut auf den Prüfstand zu stellen.

Der letzte Einflussfaktor, den STEARNS/VOGE (1979, 149–150) untersuchen, ist die Lautumgebung, in der das /ɛ:/-Phonem ihrer Items jeweils auftritt. Hier werden mit Ausnahme des bereits angesprochenen folgenden /r/ keine Einflüsse sichtbar. Dafür wird die Bedeutung des folgenden /r/ umso deutlicher herausgestellt:

Before r an exceptionally high percentage of long <ä>-forms were realized as [ɛ:]: 39,04 % before r plus vowel, 43,95 % before r plus consonant, and 54,31 % before r in final position, as compared to 23,04 % in the sample generally. In the conversational segment [...] the results are even more striking. Here the occurrence of [ɛ:] is as follows: 61,23 % before r plus vowel, 69,23 % before r plus consonant, and 73,33 % before final r. (STEARNS/VOGE 1979, 149)

Dieses Ergebnis stimmt mit WIESE (1996, 17) und KÖNIG (1989, Bd. 1, 44) überein, die ebenso konstatieren, „daß die Opposition zwischen /e:/ und /ɛ:/ vor <r> weitgehend aufgehoben, neutralisiert ist“ (KÖNIG 1989,

Bd. 1, 44). /e:/ und /ɛ:/ scheinen in der Stellung vor /r/ phonetisch durch „denselben“ Laut repräsentiert zu werden, der oben als „Zwischenrealisierung“ bezeichnet wird und den STEARNS/VOGE (1979, 149) aufgrund seiner phonologisch unklaren Zuweisung als „gray area“ benennen.

So beenden STEARNS/VOGE (1979, 152) ihre Untersuchung mit dem Fazit:

Our findings show that in the contemporary pronunciation of most young educated Germans, MSG /ɛ:/ is an essentially non-functional, superfluous phoneme whose occurrence is constrained by a complex of geographical, idiolectal, morphological, phonetic, and stylistic factors.

4. Multidimensionale Untersuchung der Phonemkollision im Rahmen einer eigenständigen Erhebung

Bislang wurden zwei Umstände ersichtlich: Erstens konnte gezeigt werden, dass die Realisierung des /ɛ:/-Phonems in Abhängigkeit gewisser Parameter variiert und so erste Hinweise auf einen Umphonologisierungsprozess gegeben sind, und zweitens wurde deutlich, dass bzgl. des vermuteten *change in progress* keine umfassende, pluridimensionale und aktuelle Beschreibung vorliegt. Die Analysen von STEARNS/VOGE (1979) bilden eine erste ergebnisreiche Grundlage, die v. a. hinsichtlich ihrer Arealität durch KÖNIG (1989) ergänzt wurde. Aktuelle diatopische Analysen zur /ɛ:/-Realisierung im standardnahen Bereich aus dem *Deutsch heute*-Korpus des Projektes *Variation des gesprochenen Deutsch am Institut für Deutsche Sprache* (IDS) in Mannheim zeigen, dass der Verzicht auf die Erhebung des östlichen Gebiets des deutschen Sprachraums zur Aussparung eines für die Arealstruktur des Phänomens erkenntnisreichen Raums führt.⁹ Die aus dem Korpus *Deutsch heute* gewonnenen,

⁹ Bei den sowohl bei STEARNS/VOGE (1979) als auch bei KÖNIG (1989) nicht erhobenen östlichen Gebieten handelt es sich um das Areal, das zu den Erhebungszeitpunkten DDR war.

für 13 Belegwörter kartierten Daten stützen sich bislang ausschließlich auf Erhebungen der Vorleseausssprache. Eine Auswertung des Spontanmaterials ist angekündigt, liegt bislang aber nicht vollständig vor.

Im Folgenden wird dieses Forschungsdesiderat aufgegriffen und der Versuch unternommen, auf der Basis eines Sprachproduktionsexperiments genauere Erkenntnisse über die Strukturen der vermuteten Phonemkollision zu gewinnen. Ziele der Untersuchung sind

1. die Beschreibung der linguistischen Vertikale anhand der Sondierung verschiedener Sprechergruppen und
2. das Aufzeigen der allgemeinen Strukturen, denen der Lautwandelprozess unterliegt.

Hinsichtlich der Beschreibung der linguistischen Horizontale des behandelten Phonemwandels soll aus Gründen der zur Arealkennzeichnung unzureichenden Datenlage auf die Kartierung der Daten des *Deutsch heute*-Korpus und ergänzend auf STIEL (2013, 96–109) verwiesen werden. Für die Zwecke des vorliegenden Beitrags soll es reichen, aus der unten analysierten Wandelstruktur grundlegende Implikationen über die Variation der Phonemstrukturen verschiedener Sprecher im Raum abzuleiten.

Insgesamt wurden 84 kritische Items und 153 Filler in zwei verschiedenen Testsituationen abgefragt und sowohl ohrenphonetisch als auch teilweise messphonetisch ausgewertet.¹⁰ Die 84 kritischen Items bestanden aus 10 Minimalpaaren, die sich in den Segmenten /e:/ und /ɛ:/ unterschieden, aus 36 Items mit /ɛ:/ und aus 28, deren Haupttonvokal /e:/ war. Die Items wurden aufgrund ihres Minimalpaarkontrastes,

¹⁰ Die messphonetische Auswertung bleibt jedoch auf diejenigen Fälle beschränkt, in denen ausdrücklich auf die Ergebnisse der Formantenmessung verwiesen wird.

der phonologischen Umgebung von /ɛ:/ im Lexem und aufgrund laut-historischer Bezüge ausgewählt.¹¹

Bei den insgesamt 38 Probanden, deren Produktionsergebnisse in das Korpus aufgenommen werden konnten,¹² handelte es sich größtenteils um kürzlich nach Marburg gezogene Studierende, in jedem Fall jedoch um männliche oder weibliche Personen mit höherem Bildungsstand (Allgemeine oder Fachhochschulreife). Der Altersdurchschnitt lag bei 24 Jahren (20–42 Jahre). Jeder Proband wurde als Repräsentant seines Herkunftsortes gewertet. Zur Validitätssicherung wurde das Migrationsverhalten der Testpersonen erfasst und sichergestellt, dass die Probanden nicht dauerhaft eine der für die betreffenden Phoneme relevante Isoglosse überschritten hatten. Zur Kontrolle wurden hier WIESINGERS (1970) Karten 7 (Entwicklung von mhd. ê) und 11 (Entwicklung von mhd. æ) herangezogen. Eine Sicherung auf Grundlage des Dehnungsvokalismus konnte mangels Kartierung hier nicht erfolgen. Bei denjenigen Probanden, die ihren Heimatort verlassen haben und nach Marburg gezogen sind, ist gewährleistet, dass sie zum Aufnahmezeitpunkt seit max. 12 Monaten nicht mehr in ihrem Heimatort lebten. Diese zeitliche Limitierung soll die Einflüsse von Mesosynchronisierungen entgegen der Prägung im Herkunftsort eingrenzen. Bei allen Testpersonen handelte es sich um Muttersprachler des Deutschen in mindestens zweiter Generation.

Die Erhebung erfolgte in zwei verschiedenen Situationen. Die erste soll im Folgenden als freie Produktion (nach optischem Stimulus) bezeichnet werden. Bei der zweiten Situation handelt es sich um die Erhebung der Vorleseaussprache. Die geringe Frequenz des /ɛ:/-Phonems und das Ziel der Vergleichbarkeit der beiden Erhebungssituationen haben dazu

¹¹ Eine Auflistung der getesteten Items befindet sich im Anhang.

¹² Die Daten acht weiterer Probanden sind nicht mit in die Auswertung eingeflossen, weil sie im Anschluss an die Erhebung in der Lage waren, die Distinktion zwischen /e:/ und /ɛ:/ als möglichen Gegenstand des Tests zu benennen, und so die Unbefangenheit dieser Probanden nicht garantiert ist.

geführt, dass kein Spontanmaterial genutzt, sondern die freie Produktion anhand optischer Stimuli – in der Regel Bilder, teils Lückentexte – erfasst wurde. Die Erhebung der Vorleseaussprache erfolgte mittels einer Wortliste, durch die die identischen Items in gleichbleibender Reihenfolge abgefragt wurden.

Zunächst sollen die diaphasische – hier gewissermaßen intrapersonelle – und anschließend die interpersonelle Variation im Vordergrund stehen.

Tab. 3 stellt die Realisierungen der freien Produktion (Aufnahmesituation 1) denen der Vorleseaussprache (Aufnahmesituation 2) gegenüber.

	[ɛ:]	[ɛ̣:], [ɛ̥:]	[e:]	Sonstige	Gesamtzahl der Nennungen
Freie Produktion	69,6 %	7,4 %	22,3 %	0,7 %	1649
Vorleseaussprache	79,1 %	7,6 %	13,0 %	0,3 %	1748

Tab. 3: Gegenüberstellung der Realisierungen des Haupttonvokals /ɛ:/ nach Aufnahmesituation¹³

Der Vergleich der Produktionsdaten nach Aufnahmesituation spiegelt das vorangegangene Verständnis einer Prestigevarietät, wie es MAN-

¹³ Die dieser Studie zugrunde liegenden Vokalqualitäten wurden – mit Ausnahme der unten explizit ausgewiesenen Ergebnisse der Formantenmessung – durch ohrenphonetische Transkription gewonnen. Sofern es sich bei Ergebnissen dieser ohrenphonetischen Methoden um einen Laut handelt, dessen Öffnungsgrad zwischen /ɛ:/ und /e:/ zu verorten ist, wurde dieser in Abhängigkeit davon, mit welchem Kardinalvokal er mehr auditive Ähnlichkeit aufweist, entweder mit [ɛ̣:] oder mit [ɛ̥:] verschriftlicht. Da jedoch allein auf Grundlage ohrenphonetischer Auswertung keine belastbare Differenzierung zwischen zwei Zwischenstufen zwischen [ɛ:] und [e:] möglich ist, werden [ɛ̣:] und [ɛ̥:] hier und im Folgenden als Vertreter derselben Kategorie angesehen und als einheitliche Vokalqualität ausgewertet.

GOLD (1966, 38) auf Basis einer norddeutschen geschlossenen /ɛ:/-Realisierung annimmt, nicht. Hier zeigt sich, dass in Aufnahmesituation 2, die nach KÖNIG (1989, Bd. 1, 45) als die formellere klassifiziert werden darf, prozentual höhere Anteile halbgeöffneter Varianten produziert werden. Während die Zwischenrealisierungen und die sonstigen /ɛ:/-Varianten (hauptsächlich Diphthonge) diasituativ relative Konstanz aufweisen, steigt die relative Häufigkeit der halbgeöffneten Realisierungen in der zweiten Aufnahmesituation um den ungefähren Anteil, um den die halbgeschlossenen Realisierungen verringert werden (9,5 % Zunahme der [ɛ:] - und 9,3 % Rückgang der [e:] - Variante in der zweiten Aufnahmesituation). An dieser Stelle dürfen die unterschiedlichen absoluten Bezugsgrößen allerdings nicht unerwähnt bleiben. Die Gesamtzahl der Nennungen differiert zwischen den Erhebungssituationen, da nicht alle Probanden den optischen Stimulus in erster Situation zu benennen wussten, in Erhebungssituation 2 jedoch in der Lage waren, das betreffende Lexem vorzulesen. Trotz dieser unterschiedlichen Bezugsgrößen zeigt der Zuwachs der standardkonformen Variante bei gleichzeitig – auch absolut – verminderter Häufigkeit der Variante [e:], dass mindestens ein Teil der Sprecher hinsichtlich der /ɛ:/-Realisierung diasituativ variiert. Somit kann das Ergebnis von KÖNIG (1989, Bd. 1, 45) bekräftigt werden, wenn er bzgl. seiner eigenen Erhebung resümiert:

Die Ergebnisse machen deutlich, daß die geschlossene Aussprache des langen Ä-Lautes sehr stark abhängig ist von der jeweiligen Textsorte. Je informeller die Sprechweise wird, desto höher ist der Anteil der eher geschlossenen Realisationen und desto größer wird das Gebiet, in dem sie vorkommen.

Zu gleicher Erkenntnis gelangt auch MOULTON (1968, 69) und stellt fest, „that everywhere /ɛ/ is more frequent in formal (or humorous mock-formal) speech than in informal speech.“¹⁴

Die Ergebnisse lassen demnach eine diaphasische Variation erkennen. Nun ist es Ziel, Rückschlüsse auf einen Lautwandel, also auf dia-

¹⁴ MOULTON (1968, 69) verzichtet hier bei phonologischer Transkription auf die Längennotation, bezieht sich aber auf das Langphonem /ɛ:/, phonetisch [ɛ:].

chrone Variation ziehen zu können. SCHMIDT/HERRGEN (2011, 177–188) unterteilen drei mögliche Lautwandeltypen: Bei Typ 1 handelt es sich um einen Lautwandel „auf einen Schlag“ (SCHMIDT/HERRGEN 2011, 177), also um eine Umphonologisierung aller Lexeme des betreffenden Phonems, bspw. während eines Generationenwechsels. Typ 2 besteht in einem parallelen, aber sukzessiven Wandel aller zur Klasse gehörigen Lexeme und Typ 3 besteht in einem einzellexematischen, sich also Wort für Wort vollziehenden Wandel, der zuerst zur gänzlichen, diasituativ stabilen Umphonologisierung des einen und später des anderen Lexems führt (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 177–178). Evidenz für mindestens einen dieser Typen soll nun durch Sondierung verschiedener Sprechergruppen geschaffen werden. Zum Nachweis des ersten Lautwandeltyps müsste eine Sprechergruppe nachgewiesen werden können, die das /ɛ:/-Phonem nicht nach altem Muster (standardkonformes [ɛ:])¹⁵, sondern ausnahmslos nach neuem Muster (der halbgeschlossenen Variante [e:]) kodiert. Sofern dieser Sprechertyp nachgewiesen werden kann, handelt es sich dadurch sicherlich noch nicht um einen validen Beleg für den Lautwandeltyp 1. Dieser Nachweis wäre anhand einer älteren Kontrollgruppe, die mit Ausnahme des Alters identische Probandenkriterien erfüllt, oder mittels entsprechender Ortsgrammatiken noch zu erbringen. Ein Lautwandel ist schließlich immer nur dann nachweisbar, wenn gezeigt werden kann, dass sich die gegenwärtige Variante von historischen Varianten unterscheidet. Gleiches gilt für den zweiten Lautwandeltyp. Dieser Typ bestünde im Falle der hier behandelten Hebung von [ɛ:] zu [e:] in einer alle Lexeme der Klasse betreffenden Hebung, die aber nicht wie bei Typ 1 eine schlagartige Schließung um eine ganze Artikulationsstufe bedeutet. Vielmehr handelte es sich hier um eine allmähliche phonetische Hebung des [ɛ:], die nicht an einzelne Lexeme gebunden ist. Zwischenprodukt des Wandels könnten die hier als „Zwischenrealisierungen“ bezeichneten Realisierungen mit Öffnungsgraden zwischen Kardinal zwei und drei sein. Der dritte Lautwandeltyp liegt mit Bestimmtheit immer dann vor, wenn

¹⁵ Zum empirisch basierten historischen Normkonzept siehe VIËTOR (1909, 15).

Teile einer Lexemgruppe in Bezug auf das gruppenbildende Merkmal – hier nhd. /ɛ:/ – anders realisiert werden als der Rest der Lexeme.

Aus Tab. 4 geht hervor, dass in vorliegender Studie lediglich ein Sprecher nachgewiesen werden konnte, bei dem sich keine Hinweise auf einen im Prozess befindlichen Wandel aufzeigen lassen. Dabei handelt es sich um den Sprecher aus Marburg, der mindestens in der ersten Erhebungssituation in 100 % aller abgefragten Items standardkonformes [ɛ:] produziert. Nicht nachgewiesen werden konnten Sprecher, die ausschließlich nach neuem Muster der halbgeschlossenen Variante [e:] kodieren. Das Maximum dieser halbgeschlossenen Varianten liegt bei 85,4 %. Entsprechend der von KÖNIG (1989, Bd. 1, 45) geweckten Erwartung ist in der zweiten Aufnahmesituation der Anteil derjenigen, die ausnahmslos standardkonforme Varianten produzieren mit insgesamt vier Sprechern höher als bei der Produktion nach optischem Stimulus. In Anlehnung an WIESE (1996, 17) müsste bei erneuter Aufbereitung der Daten kontrolliert werden, ob es sich in den Fällen, in denen neben dominierenden standardkonformen Varianten noch geringe Anteile von „Zwischenrealisierungen“ produziert werden, ggf. um Lexeme handelt, in denen dem Haupttonvokal ein /r/ folgt. Könnte dies gezeigt werden, wäre zu überlegen, Sprecher wie denjenigen aus Marburg auch in der zweiten Aufnahmesituation zu denjenigen Probanden zu rechnen, bei denen keine Wandeltendenz gezeigt werden kann, sondern lediglich regressive Assimilation stattfindet. Diese Sprecher werden allerdings zunächst weder zur Gruppe derjenigen mit vollständig standardkonformer Realisierung des /ɛ:/-Phonems gezählt, noch können die geringen Anteile der Zwischenrealisierungen als Nachweis eines sukzessiven Wandels des Typs 2 angesehen werden, da er nicht alle Lexeme der Gruppe betrifft, sondern stets weniger als 40 %.

Herkunftsort	[ɛ:]		[e:]		[ɛ:] bzw. [e:]		Sonstige	
	Freie Produktion	Vorlese-aussprache	Freie Produktion	Vorlese-aussprache	Freie Produktion	Vorlese-aussprache	Freie Produktion	Vorlese-aussprache
Marburg	100,0 %	97,8 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %	2,2 %	0,0 %	0,0 %
Krefeld	97,8 %	95,7 %	2,2 %	2,2 %	0,0 %	2,2 %	0,0 %	0,0 %
Bad Berleburg	97,8 %	82,6 %	0,0 %	2,2 %	2,2 %	15,2 %	0,0 %	0,0 %
Wetzlar	95,6 %	100,0 %	4,4 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Owen	95,6 %	93,5 %	4,4 %	2,2 %	0,0 %	4,3 %	0,0 %	0,0 %
Passau	95,5 %	91,3 %	4,5 %	8,7 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Lenningen	95,3 %	100,0 %	2,3 %	0,0 %	2,3 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Dortmund	95,2 %	100,0 %	2,4 %	0,0 %	2,4 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Neunkirchen (Unterfranken)	93,3 %	93,5 %	1,4 %	6,5 %	2,2 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Hannover	93,2 %	97,8 %	6,8 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %	2,2 %
Edelsberg (Weinbach)	93,2 %	95,7 %	6,8 %	4,3 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Rauschenberg	90,9 %	95,7 %	4,5 %	2,2 %	4,5 %	2,2 %	0,0 %	0,0 %
Gladenbach	88,9 %	89,1 %	4,4 %	2,2 %	6,7 %	8,7 %	0,0 %	0,0 %
Großheubach	88,6 %	100,0 %	9,1 %	0,0 %	2,3 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Stuttgart	86,0 %	91,3 %	14,0 %	4,3 %	0,0 %	4,3 %	0,0 %	0,0 %
Frankfurt/Main	84,1 %	84,8 %	4,5 %	0,0 %	11,4 %	15,2 %	0,0 %	0,0 %
Kirchhain	82,2 %	93,5 %	11,1 %	6,5 %	6,7 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Frankenberg (Eder)	81,0 %	95,7 %	16,7 %	4,3 %	2,4 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Hofheim am Taunus	79,1 %	89,1 %	16,3 %	10,9 %	4,7 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Buseck	75,6 %	95,7 %	14,6 %	4,3 %	9,8 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Oberursel	75,6 %	47,8 %	20,0 %	21,7 %	4,4 %	30,4 %	0,0 %	0,0 %
Lenningen	74,4 %	89,1 %	16,3 %	6,5 %	9,3 %	4,3 %	0,0 %	0,0 %
Marienheide	68,2 %	80,4 %	11,4 %	2,2 %	20,5 %	15,2 %	0,0 %	2,2 %
Kassel	63,6 %	73,9 %	31,8 %	10,9 %	4,5 %	15,2 %	0,0 %	0,0 %
Aschaffenburg	59,5 %	69,6 %	35,7 %	26,1 %	4,8 %	4,3 %	0,0 %	0,0 %
Dortmund	58,1 %	67,4 %	27,9 %	17,4 %	14,0 %	15,2 %	0,0 %	0,0 %
Saulheim	52,3 %	84,8 %	31,8 %	13,0 %	6,8 %	2,2 %	9,1 %	0,0 %
Deisenhausen	50,0 %	65,2 %	35,7 %	21,7 %	11,9 %	10,9 %	2,4 %	2,2 %
Kirchheim unter Teck	47,7 %	87,0 %	11,4 %	0,0 %	36,4 %	13,0 %	4,5 %	0,0 %
Owen	47,6 %	69,6 %	28,6 %	19,6 %	23,8 %	10,6 %	0,0 %	0,0 %
Wetzlar	46,3 %	69,6 %	46,3 %	10,9 %	4,9 %	19,6 %	2,4 %	0,0 %
Köhren-Sahlis	37,2 %	69,6 %	34,9 %	13,0 %	23,3 %	15,2 %	4,7 %	2,2 %
Rastede	35,7 %	91,3 %	61,9 %	4,3 %	2,4 %	4,3 %	0,0 %	0,0 %
Colbe	31,8 %	13,0 %	50,0 %	60,9 %	15,9 %	23,9 %	2,3 %	2,2 %
Frankfurt/Main	31,7 %	60,9 %	61,0 %	23,9 %	7,3 %	15,2 %	0,0 %	0,0 %
Frankfurt/Main	26,2 %	21,7 %	69,0 %	78,3 %	4,8 %	0,0 %	0,0 %	0,0 %
Finnentrop	7,3 %	52,2 %	85,4 %	32,6 %	7,3 %	15,2 %	0,0 %	0,0 %
Freital	6,8 %	13,0 %	70,5 %	60,9 %	22,7 %	23,9 %	0,0 %	2,2 %

Tab. 4: Prozentuale Häufigkeit der Realisierungen des /ɛ:/-Phonems in freier Produktion nach optischem Stimulus und bei Vorleseausprache, geordnet nach der Vorkommenshäufigkeit von [ɛ:] in freier Produktion

Damit ist – mindestens mit Gültigkeit für das hier erhobene und ausgewertete Korpus – der Nachweis erbracht, dass die theoretischen Wandeloptionen 1 und 2 nicht zu greifen scheinen. SCHMIDT/HERRGEN (2011, 193) stellen fest: „Differieren unter identischen Distributionsbedingungen die Grenzen (= Verbreitungsgebiete) der einem Phonem zugeordneten Lexeme, so ist dies ein sicheres Anzeichen dafür, dass zum Erhebungszeitpunkt ein phonologischer Wandlungsprozess im Gange war.“ Die hohe Anzahl derjenigen Sprecher, die sowohl nach altem als auch nach neuem Muster kodieren, erlaubt den Schluss, dass hier ein lexemweise sich vollziehender Prozess der Umphonologisierung vorliegt, da die intrapersonelle Variation bei vorliegendem Korpus als Äquivalent lexemspezifischer Isoglossen gedeutet werden darf.¹⁶

Auf diese Weise gelingt es, anhand der Differenzierung verschiedener Sprechergruppen Rückschlüsse auf das Vorliegen eines rezenten Lautwandels und dessen Funktionsweise zu erbringen. Abb. 6 soll helfen, die Struktur der einzellexematischen Umphonologisierung ersichtlich werden zu lassen.

¹⁶ Folglich werden diejenigen Fälle, in denen ein Proband gewisse Lexeme mit /ɛ:/-Phonem nach altem und gewisse Lexeme nach neuem Muster kodiert, als Beleg dafür gedeutet, dass hier ein lexemweise sich vollziehender Wandel im Gange ist. Zugleich wird dies als Zeichen für eine areale Gliederung des Wandels interpretiert: Wenn ein Sprecher A an einem Ort X nur einen Teil der Lexeme mit /ɛ:/-Phonem nach neuem Muster kodiert, ein Sprecher B an einem Ort Y dies jedoch zur selben Zeit bei (fast) sämtlichen Lexemen mit /ɛ:/-Phonem tut, so wäre die Bedingung der differierenden Verbreitungsgebiete erfüllt und nach SCHMIDT/HERRGEN (2011, 193) der Nachweis des Wandeltyps 3 erbracht.

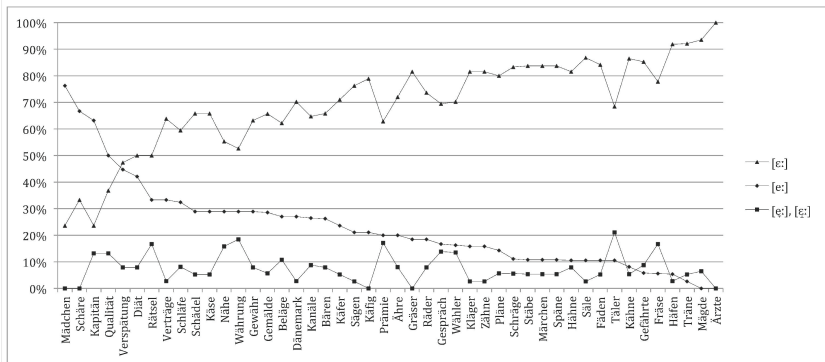


Abb. 6: Itemrealisierungen bei freier Produktion nach optischem Stimulus, geordnet nach der Häufigkeit von [e:]

Die Grafik spiegelt mindestens vier relevante Aspekte, die teils schon oben ausgeführt wurden:

1. Die halbgeöffnete Variante [ɛ̞:] ist insgesamt dominierend.
2. Die relativen Maxima der „Zwischenrealisierungen“ [ɛ̞:] und [ɛ:] werden augenscheinlich nicht oder nicht primär nur vor /r/ produziert, sondern in zunächst willkürlich wirkenden Kontexten.
3. Die Verteilung der halbgeschlossenen Realisierungen [ɛ:] über die Items hinweg ist uneinheitlich (Hinweise auf eine lexemweise Umphonologisierung).
4. Lediglich bei vier getesteten Items liegt die relative Häufigkeit der halbgeschlossenen Realisierung [ɛ:] über der der standardkonformen Variante [ɛ̞:].

Zu 1.: Die vergleichsweise geringen Anteile der halbgeschlossenen Realisierungen erlauben erste Rückschlüsse darauf, wie weit der Prozess der Umphonologisierung vorangeschritten ist. Hier wird ersichtlich, dass dieser Prozess gemeinhin nicht so stark fortgeschritten ist, dass [ɛ̞:] durch [ɛ:] bereits verdrängt worden wäre. Die halbgeöffnete Variante ist keineswegs lediglich als Relikt nachweisbar, sondern viel-

mehr die im Korpus dominierende Realisierungsweise. Diesbezüglich liegt keine markante Abweichung von den Belegen von STEARNS/VOGE (1979) vor.

Zu 2.: Folgend soll die Annahme, die Distinktion zwischen /e:/ und /ɛ:/ fehle kategorisch vor folgendem /r/ (vgl. WIESE 1996, 17 und KÖNIG 1987, Bd. 1, 44), messphonetisch untersucht werden, um so die Tendenzen, die sich anhand der ohrenphonetisch geschaffenen Grundlage schon abzeichnen, zu validieren. Abb. 7 stellt auf instrumentalphonetischer Basis die Realisierungen von /e:/ und /ɛ:/ vor /r/ und vor sonstigen Lauten bei allen Minimalpaaren des Korpus gegenüber. Abgebildet sind die Mittelwerte von F1 und F2 über alle Minimalpaare und alle Sprecher hinweg. In der Darstellung werden daher 4 verschiedene Kategorien abgebildet: 1. die Mittelwerte von F1 und F2 des /ɛ:/ vor allen Lauten außer vor /r/, 2. die Mittelwerte von F1 und F2 des /e:/ vor /r/, 3. die Mittelwerte von F1 und F2 des /e:/ vor allen Lauten außer vor /r/ und 4. die Mittelwerte von F1 und F2 des /e:/ vor /r/.

Anhand der Formantentabelle wird deutlich, dass folgendes /r/ in der Tat neutralisierende Tendenzen hervorbringt, indem es einerseits zu einer Hebung von /ɛ:/ und andererseits zur Senkung von /e:/ führt, was sich in den Frequenzbereichen der Formanten spiegelt. Gleichwohl ist das Resultat dieser Tendenz mindestens mit Gültigkeit für die Minimalpaare kein völliger artikulatorischer Zusammenfall von /e:/ und /ɛ:/. Während sich dieser Befund mit den Kartenbildern von KÖNIG (1989, Bd. 2, 104–106 und 109–111 und Bd. 1, 44–45) deckt, steht er in Kontrast zu WIESE (1996, 17), der bei sonst stabiler Distinktion zwischen /e:/ und /ɛ:/ im Bereich der Nicht-Minimalpaare festhält: „no such distinction [zwischen den betreffenden Langvokalen; R. S.] is possible (unless in hypercorrect pronunciation) between *Beeren* and *Bären*.“

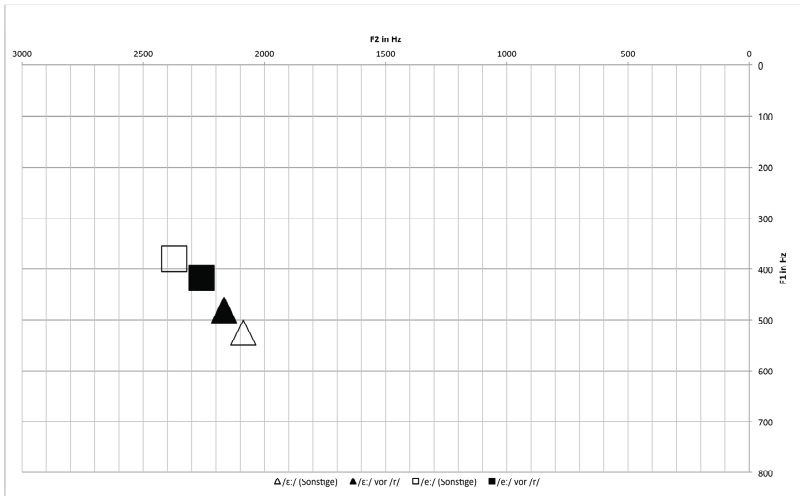


Abb. 7: Mittelwerte der Formanten aller Sprecher bei Minimalpaarkontrast nach Phonemen und Distribution (beide Aufnahmesituationen)

Zu 3. und 4.: Das Vorliegen eines sich lexemweise vollziehenden Phonemwandels liegt hier nahe, da die unterschiedlichen Realisierungen der Items Rückschlüsse auf differente Lexemgrenzen erlauben und damit auf Dynamik hinsichtlich der Phonemkodierung schließen lassen. Nun schließt sich die Fragestellung an, welches die Gründe dafür sind, dass das Lexem *Mädchen* bspw. von 76 % der Informanten halbgeschlossen realisiert wird, während dies beim Item *Mägde* nur in 6 % der Fälle zutrifft.¹⁷ Es gilt, die innersprachlichen Triebkräfte hinter dem Lautwandel zu erforschen. Der Frage nach diesen innersprachlichen Faktoren wird mittels zwei unterschiedlicher Verfahrensweisen nach-

¹⁷ Im Rahmen dieser Argumentation soll nicht das Item *Ärzte* herangezogen werden, da *Ärzte* als umstrittener Fall zu gelten hat. Der *Duden* (2005, 170) lässt standardsprachlich neben der Aussprache [ˈɛ:çt̩stə] auch die Aussprache mit kurzem anlautenden Vokal zu, sofern sich keine r-Vokalisierung anschließt: [ˈɛr̩t̩stə].

gegangen: Zunächst wird getestet, ob die vorliegenden Daten skaliert sind, ob sich also ein Bedingungsgefüge zwischen den Itemrealisierungen nachweisen lässt. Abschließendes Ziel wird es dann sein, ausgewählte denkbare Einflussfaktoren auf ihre tatsächlichen Auswirkungen zu testen.

LAMELI (2004, 186) beschreibt den Zweck einer Implikationsanalyse wie folgt: „Die Implikationsanalyse dient der Skalierung von (linguistischen) Merkmalen verschiedener Untersuchungspersonen. Dabei geht es um den Beleg von Wenn-dann-Hypothesen im Sinne einer Aussage des Typs ‚wenn in einem bestimmten Kontext Merkmal X gegeben ist, kann zugleich Merkmal Y erwartet werden‘.“

Für die Zwecke der behandelten Fragestellung bietet die Durchführung einer Implikationsanalyse den Vorteil, wahrscheinlichkeitsbasiert Aussagen über den Ablauf des Lautwandels treffen zu können, die Regularitäten hinter dem Wandelphänomen aufzudecken und ggf. Rückschlüsse auf die Faktoren ziehen zu können, die den Wandel steuern. Ziel ist es demnach, Aussagen darüber zu treffen, ob eine bestimmte Itemrealisierung eine andere bestimmte Realisierung impliziert. Am Ende stünden bei nachweisbarer Skalabilität Aussagen wie bspw. [ˈʁeːdɐ] ‘Räder’ \supset [ˈkʰeːfɐ] ‘Käfer’ \supset [ˈkʰeːfɪç] ‘Käfig’ (Lesart: Eine halbgeschlossene /ɛː/-Realisierung beim Lexem *Räder* impliziert eine halbgeschlossene /ɛː/-Realisierung beim Lexem *Käfer* und diese impliziert eine halbgeschlossene /ɛː/-Realisierung bei *Käfig*).

Abb. 8 zeigt die Ergebnisse der durchgeführten Implikationsanalyse. In der Matrix ist jede Merkmalsausprägung mit 1 kodiert. Die Entscheidung, welche Realisierungen als Merkmalsausprägung zu gelten haben und welche nicht, ist im vorliegenden Fall keineswegs banal. Um möglichst alle Wandeltendenzen zu erfassen, wurde entschieden, alle monophthongischen Realisierungen, die geschlossener als [eː] sind, als volle Merkmalsausprägung zu klassifizieren. Das entspricht im zugrunde liegenden Korpus [eː], [eˑ], [e], [ɛː], [ɛˑ], [ɛ], [ɪ], [ɪˑ], [ɪ̄], [ɪ̄], [iː], [iˑ], [ī] und [ī] sowie den „Zwischenrealisierungen“ [ɛˑ], [ɛ̄], [ɛ̄] und [ɛ̄ˑ], [ɛ̄ˑ], [ɛ̄]. Standardkonformes [eː] wurde mit 0 und sonstige Realisierun-

gen mit X kodiert. Auf diese Weise wird jede genau klassifizierte standarddifferente Form als Wandeltendenz gewertet und im Zuge der binären Datenstruktur einheitlich kodiert.¹⁸

Bei Berechnung der neben der Matrix aufgeführten Koeffizienten ergibt sich ein Skalabilitätswert (C_{scal}) von 44,38 %.¹⁹ Da dieser unterhalb des benötigten Schwellenwertes von 60 % liegt, lassen sich keine Aussagen über die Skalierbarkeit der Daten ableiten. Entsprechend bleibt zunächst unklar, ob zwischen den Merkmalsausprägungen implikative Beziehungen bestehen.²⁰

Da es auf diesem Weg nicht gelingt, eine interne Struktur des lexemweisen Phonemwandels nachzuweisen und mögliche Einflussfaktoren anhand einer Skala abzulesen, soll die Annäherung an die Systematik nun hypothesenbasiert erfolgen. Sicherlich am naheliegendsten erscheinen mögliche Einflüsse des Minimalpaarkontrastes, der bei KÖNIG (1979, Bd. 2, 113 und erläuternd dazu Bd. 1, 45) zu einer klaren Veränderung im Kartenbild führt. Es ist davon auszugehen, dass die /e:/-/ɛ:/- Opposition im Falle der Minimalpaare, wo sie kommunikativ relevant ist, die vergleichsweise größte Stabilität aufweist. Daher verwundert es, dass anhand des hier ausgewerteten Korpus keine signifikanten Einflüsse des Minimalpaarkontrastes gezeigt werden können. Hierzu wurden die Mittelwerte halbgeöffneter und halbgeschlossener Realisierungen sowie der Zwischenrealisierungen der Belege mit und ohne Minimalpaarkontrast miteinander verglichen. Dies gilt für beide Erhebungssituationen.

¹⁸ Bei den i-Qualitäten sind regionalsprachliche Interferenzen wahrscheinlich. Allerdings scheinen diese Einflüsse lediglich phonetischer Natur zu sein. Ein Abgleich der Karten 7 und 11 zu mhd. ê und æ aus WIESINGER (1970) lässt schnell erkennen, dass es sich hier um regionalsprachliche Realisierungen von /e:/ handelt. Dies hat dazu bewogen, die Realisierungen bei der Auswertung zu berücksichtigen und als Wandeltendenz zu werten.

¹⁹ Zur Berechnung der einzelnen Koeffizienten vgl. HATCH/FARHADY (1982, 180–181).

²⁰ Zur Berechnung nach alternativen Verfahren vgl. STIEL (2013, 130–131).

KÖNIG (1989, Bd. 1, 44–45) weist für die Stellung vor /r/ die Neutralisierung der Opposition nach. Zu gleichem Schluss kamen – neben WIESE (1996, 17) – auch schon STEARNS/VOGE (1979, 149; im Original teils unterstrichen, R. S.) und halten fest: „However, our evidence suggests that, instead of merging before r as [ɛ:], as described by Duden, both [e:] und [ɛ:] are frequently replaced by [ɛ:], a vowel which is articulated somewhere between [e:] und [ɛ:].“ Die Analyse der in der vorliegenden Untersuchung herangezogenen Daten erlaubt es nun anhand der in Abb. 9 dargestellten Werte, die Tendenz zur Erscheinung von /ɛ:/ vor /r/ als „Zwischenrealisierung“ zu bekräftigen, allerdings mit der erheblichen Einschränkung, dass dies nur für die von KÖNIG (1989) ausgewertete Erhebungssituation gilt.

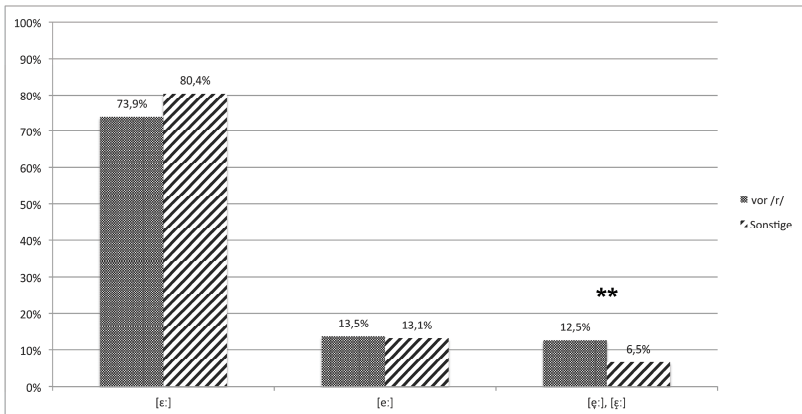


Abb. 9: /ɛ:/-Realisierungen vor /r/ und vor allen übrigen Folgelauten (Vorleseausssprache)

Die Zwischenrealisierungen treten vor /r/ hochsignifikant ($p = 0,003$) häufiger auf als vor sonstigen Phonemen. Es darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass erstens für die freie Produktion keine signifikanten Abweichungen nachgewiesen werden konnten und zweitens auch vor /r/ die Anzahl der halbgeöffneten Variante mit 73,9 % den-

noch die dominierende ist. Die Annahme, /e:/ und /ɛ:/ fielen vor /r/ zu [ɛ:] bzw. [ɛ:] zusammen, kann so folglich auch auf ohrenphonetischer Basis nicht gestärkt werden.

Oben wurde v. a. unter Verweis auf MOULTON (1961, 500–517) herausgestellt, dass nhd. /e:/ „keine ‚Geschichte‘ im gewöhnlichen Sinne des Wortes hat“ (MOULTON 1961, 516). Der von MOULTON (1961, 515–516) angeführte Grund hierfür ist der Umstand, dass sich nhd. /e:/ nicht auf einen einzelnen mittelhochdeutschen Bezugs laut zurückführen lässt, sondern auf Dehnung der mittelhochdeutschen Kurzvokale ä, ë und ẹ und auf Fortsetzung von mhd. æ zurückgeht. Der fünfte mhd. e-Laut, langes ē, gehört nicht in diese Aufzählung, denn „[h]eute kann langes <ä>, als Phonem /ā/, für alle mhd. e-Laute, außer mhd. /ē/, stehen“ (VAN RAAD/VOORWINDEN 1973, 135; im Original teils kursiviert, R. S.). Im hier analysierten Korpus ist zudem kein nhd. /ɛ:/-Phonem enthalten, das auf Dehnung von mhd. ä zurückgeht. Alle weiteren im Korpus vertretenen mittelhochdeutschen Bezugs laute (mhd. ë, ẹ und æ) wurden hinsichtlich ihrer Einflüsse auf die Realisierung von /e:/ getestet. Vor allem vor dem Hintergrund der historischen Einzelentwicklungen dieser Laute in den Dialekten des Deutschen, wie WIESINGER (1970, Bd. 1) und SCHIRMUNSKI (2010) sie beschreiben, und in Anbetracht der Befunde von KÖNIG (1989, Bd. 1, 43–44), der die Auswirkungen des etymologischen Ursprungs auf standardnahe Sprechlagen nachweist, verwundert, dass anhand der hier gewählten Items in beiden Erhebungssituationen keiner der Bezugs laute signifikant eine bestimmte Realisierung des /ɛ:/-Phonems evoziert.

STEARNS/VOGE (1979, 148) können keine signifikanten Einwirkungen der „word frequency“ nachweisen. Die Untersuchungen der vorliegenden Studie führen hier jedoch zu einem relativierenden Ergebnis. Die Ursache der differierenden Befunde mag darin liegen, dass STEARNS/VOGE (1979, 148) mit ihrer an PFEFFER (1970) orientierten Kategorisierung anhand der Klassen „Frequent“ und „Non-frequent“ zu kurz greifen. In vorliegender Studie wurde daher nicht kategorisch zwischen

frequent und nicht frequent unterschieden, sondern die verschiedenen Realisierungstypen wurden auf Korrelationen mit der Frequenz der Types getestet.²¹ Die Korrelationen sind jeweils relativ schwach ausgeprägt, dennoch lassen sich teils signifikante Zusammenhänge nachweisen. So besteht im Falle der freien Produktion nach optischem Stimulus zwischen der halbgeschlossenen Realisierung [e:] und der Frequenz der Types ein mittlerer signifikant positiver Zusammenhang ($r = 0,54$), während für den Zusammenhang zwischen Frequenz und halbgeöffneter Realisierung [ɛ:] eine schwache signifikant negative Korrelation besteht ($r = -0,30$). Die „Zwischenrealisierungen“ erscheinen ohne Zusammenhang zur Frequenz ($r = 0,08$). Bei der Vorleseausssprache hingegen lassen sich auch im Falle der „Zwischenrealisierungen“ statistische Zusammenhänge zeigen. Hier liegen hinsichtlich aller Varianten schwach signifikante Korrelationen vor. Bei [ɛ:] allerdings handelt es sich erneut um einen negativen Zusammenhang. Trotz der geringen Signifikanzen lässt sich ableiten, dass die Itemfrequenz die Produktion halbgeschlossener Varianten begünstigt und somit Einfluss auf die Wandelstruktur nimmt.

Die deutlichsten Einflüsse lassen sich – wie STEARNS/VOGE (1979, 146–148) bereits herausfanden – auf die grammatische Funktion des Umlauts zurückführen. In vorliegender Studie bestand die morphologische Funktion des Umlauts hauptsächlich in der Pluralbildung und teils in der Derivation. Abb. 10 veranschaulicht das Ergebnis anhand der freien Produktion.

Hier zeigen sich hochsignifikant höhere ($p < 0,01$) Anteile halboffener und signifikant geringere ($p = 0,019$) Anteile halbgeschlossener Realisierungen bei denjenigen Items, deren Umlaut grammatische Funktion ausdrückt, im Vergleich zu denjenigen Lexemen, deren Umlaut lauthistorisch entstanden ist (ohne Analogiebildungen). Ein ver-

²¹ Als Grundlage zur Bestimmung der Frequenz der Types diente eine Online-Datenbank des *Center for Reading Research*: <<http://crr.ugent.be/archives/534>>.

gleichbares Ergebnis zeigt sich bei statistischer Erfassung der Ergebnisse der Vorleseausssprache. Allerdings lassen sich hier für alle Varianten – also auch für die „Zwischenrealisierungen“ – signifikante Unterschiede zwischen den beiden Itemgruppen nachweisen. Da die grammatische Funktion der Items des Korpus hauptsächlich in der Pluralbildung besteht, kann den Ergebnissen von STEARNS/VOGE (1979, 146–148) hinzugefügt werden, dass auch die Pluralbildung als grammatische Funktion zu signifikant höheren Anteilen halboffener Varianten führt.

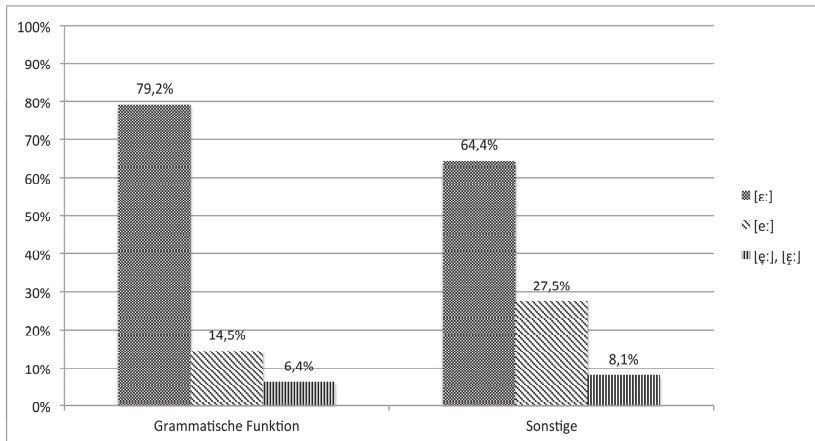


Abb. 10: /e:/-Realisierungen bei grammatischer Funktion des Umlauts und ohne (freie Produktion)

5. Zusammenfassung und Ausblick

Die zentralen Ergebnisse der Untersuchung liegen zum einen in der Sondierung der verschiedenen Sprechergruppen und zum anderen in der Bestätigung einer einzellexematisch verlaufenden Umphonologisierung. Anhand der Tatsache, dass entgegen der Erwartung diejenige Sprechergruppe mit völligem Abbau der Distinktion zwischen /e:/ und

/ɛ:/ nicht nachgewiesen werden konnte, und auf Grundlage der Einflüsse diasituativer Variation lässt sich der Lautwandel als rezent nachweisen, scheint jedoch weniger stark fortgeschritten zu sein, als Forschungsliteratur und die Wahrnehmung von Sprache im Alltag es vermuten ließen. Die Annahme eines weitgehenden Zusammenfalls der Phoneme /ɛ:/ und /e:/ wird auf Grundlage der Performanz somit zunächst nicht bekräftigt.

Zugleich birgt die Erkenntnis eines wortweisen Wandels, der über koartikulatorische Einflüsse eines nachfolgenden /r/-Phonems und den Erhalt der Minimalpaardifferenzierung hinausgeht, entscheidende Aufschlüsse hinsichtlich des Ablaufs des Phonemwandels. Nicht vollständig geklärt werden konnten die entscheidenden innersprachlichen Antriebskräfte, die die Reihenfolge der vom Klassenwechsel betroffenen Lexeme steuern.

Bestimmte Einflüsse, die sich teils schon in der Literatur fanden, konnten aufgezeigt, teils relativiert oder ergänzt werden, doch ließ sich keiner dieser Faktoren als der dominant steuernde Aspekt herausarbeiten. Der entscheidende Schlüssel zur Klärung der Wandelstruktur könnte in den Regionalsprachen des Deutschen liegen. Sowohl STEARNS/VOGE (1979, 144–146) als auch KÖNIG (1989, Bd. 2, 104–113) und STIEL (2013, 96–109) kartieren die erhobenen Daten in ihrer Gesamtheit. Lediglich aus dem *Deutsch heute*-Korpus liegt eine exemplarische Karte zum Lemma *später* vor, die vergleichsweise klare Arealbildungen erkennen lässt. In der einzellexematischen Erfassung der Raumstrukturen und im lauthistorischen Abgleich mit den regionalsprachlichen Varianten am jeweiligen Ortspunkt soll der Ausgangspunkt eines Dissertationsprojektes liegen, das auf den Vorarbeiten aus STIEL (2013) aufbaut.

Wie durch Verweis auf MOULTON (1961), PENZL (1969) und SZULC (1966 und 2002) gezeigt werden konnte, ist die lauthistorische Entwicklung von nhd. /ɛ:/ erstens strittig und – sofern gegeben – komplex.

Noch komplexer wird die historische Entwicklung der e-Laute, wenn die Regionalsprachen in den Blick genommen werden (vgl. hierzu zusammenfassend STIEL 2013, 20–34). MOULTONS (1961, 516) Schluss, die einzige Gemeinsamkeit der Lexeme mit neuhochdeutschem /ɛ:/-Phonem sei nicht der historische Ursprung, sondern die neuhochdeutsche Schreibweise mit dem Graphem <ä>, ist sicher eine starke, oben zu Recht in gewisse Zweifel gezogene Folgerung. Dennoch steht außer Frage, dass eine neuhochdeutsche Normierung der halbgeöffneten Realisierung von /ɛ:/ sicher nicht auf der Grundlage übereinstimmender Realisierungen aller betreffenden Lexeme in allen Regionalsprachen fußt. Vielmehr werden sich Regionalsprachen finden, die durch je teils halbgeschlossene, teils halbgeöffnete Realisierungen der Entsprechungen von nhd. /e:/ und /ɛ:/ gekennzeichnet sind.

Nun liegt es nahe, zu mutmaßen, dass vor allem in denjenigen Regionen, in denen die mittelhochdeutschen e-Laute dialektal überwiegend zu geschlossener Variante zusammengefallen sind, auch im standardnahen Bereich primär halbgeschlossene /ɛ:/-Realisierungen nachzuweisen sind. Wie die Karte zu *später* aus dem *Deutsch heute*-Korpus jedoch schon am Beispiel des ostmitteldeutschen Raums erahnen lässt, könnte Gleiches jedoch ebenso für diejenigen Räume gelten, in denen die e-Laute historisch besonders komplexe Entwicklungen durchschritten haben. So wird denkbar, dass vornehmlich die Regionalsprachen, deren Entsprechungen zu nhd. /e:/ und /ɛ:/ am stärksten von der Norm abweichen, diejenigen Areale kennzeichnen, in denen in standardnahen Sprechlagen nicht versucht wird, die dialektale Distribution durch die der Hochlautung zu ersetzen. Stattdessen erfolgt hier evtl. im Zuge der Komplexitätsreduktion eine einheitliche Kodierung aller langen e-Laute durch die halbgeschlossene Variante [e:].

Der Schlüssel zur Erkenntnis der Symmetriebildung im deutschen Langvokalsystem könnte also darin liegen, die oben getesteten Einflüsse des historischen Bezugslauts noch einmal lexemspezifisch zu erfassen und mit den dialektalen Entwicklungen am jeweiligen Ortspunkt abzugleichen. Auf diese Weise wäre es möglich, dem Umstand Rech-

nung zu tragen, dass verschiedene Lexeme gleichen mittelhochdeutschen Bezugslautes in unterschiedlichen Regionen unterschiedliche Entwicklungen durchschritten haben; bspw. in Abhängigkeit von der phonologischen Stellung des e-Lautes im Wort. So lassen sich keine signifikanten Zusammenhänge zwischen der Masse der Realisierungen aller Items über die Gesamtheit aller Probanden einerseits und dem historischen Bezugslaut andererseits zeigen. Diese Testergebnisse könnten jedoch dann anders ausfallen, wenn an den jeweiligen Ortspunkten die Realisierungen derjenigen Items verglichen werden, für die sich aus den Ortsgrammatiken oder weiteren Quellen (WENKERS *Sprachatlas des Deutschen Reichs*, Regionalatlanten etc.) einheitliche Entwicklungen im jeweiligen Dialekt nachweisen lassen.

6. Anhang

6.1 Alphabetische Liste der getesteten Items mit nhd. /ɛ:/

Ähre, Ärzte, Bären, Beläge, Dänemark, Diät, Fäden, Fräse, Gefährte, Gemälde, Gespräch, Gewähr, Gräser, Häfen, Hähne, Käfer, Käfig, Kähne, Kanäle, Kapitän, Käse, Kläger, Mädchen, Mägde, Märchen, Nähe, Pläne, Prämie, Qualität, Räder, Rätsel, Sägen, Säle, Schädel, Schäre, Schläfe, Schräge, Späne, Stäbe, Täler, Träne, Verspätung, Verträge, Wähler, Währung, Zähne

6.2 Alphabetische Liste der getesteten Items mit nhd. /e:/

Angeber, Beeren, Befehle, Belege, Brezel, Chinesen, Ebene, Ehe, Ehre, Erde, Februar, Fehden, Fehler, Gebet, Gegenwart, Gewehr, Hefen, Kleber, Leben, Leder, Leere, Lehrer, Lesung, Medien, Meter, Pferde, Pfleger, Problem, Reeder, Regen, Schere, Seele, Segel, Segen, Tapete, Vorlesung, Wege, Zehntel

Literatur

- BESCH, WERNER (2003): Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache. In: BESCH, WERNER/BETTEN, ANNE/REICHMANN, OSKAR/SONDEREGGER, STEFAN (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 3. Teilband. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.3), 2252–2296.
- BRINKER, KLAUS (2010): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. 7. Auflage. Berlin. (Grundlagen der Germanistik. 29).
- Center for Reading Research (2013): German SUBTLEX-DE word frequencies available now. URL: <<http://crr.ugent.be/archives/534>>; Stand: 22.12.2014.
- Duden. Aussprachewörterbuch (2005). Bearbeitet von MAX MANGOLD in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. 6. Auflage. Mannheim [u. a.]. (Der Duden. 6).
- HATCH, EVELYN M./FARHADY, HOSSEIN (1982): Research design and statistics for applied linguistics. Rowley, Massachusetts.
- HERRGEN, JOACHIM (2015): Entnationalisierung des Standards. Eine perzeptionslinguistische Untersuchung zur deutschen Standardsprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: LENZ, ALEXANDRA N./GLAUNINGER, MANFRED M. (Hrsg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert – Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen. (Wiener Arbeiten zur Linguistik. 1), 139–164.
- HINDERLING, ROBERT (1978): Das Phonem /ä:/ im Lichte der Sprachgeschichte. In: HINDERLING, ROBERT/WEIBEL, VIKTOR (Hrsg.): FIMFCHUSTIM. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 50. Geburtstag am 28. Juni 1977. Bayreuth. (Bayreuther Beiträge zur Sprachwissenschaft. 1), 29–61.
- HOCK, HANS HENRICH (1991): Principles of Historical Linguistics. Second revised and updated edition. Berlin/New York.
- HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF (1966): Der verpönte Keese. In: Sprachspiegel 1, 40–43.
- Institut für Deutsche Sprache (2006–2009): Korpus *Deutsch heute*. URL: <http://www1.ids-mannheim.de/prag/AusVar/Deutsch_heute/>; Stand: 22.12.2014.
- JOSTEN, DIRK (1976): Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, sprachimmanente Argumentation. Bern/Frankfurt a. M. (Europäische Hochschulschriften. 152).
- KATERBOW, MATTHIAS (2013): Spracherwerb und Sprachvariation. Eine phonetisch-phonologische Analyse zum regionalen Erstspracherwerb im Moselfränkischen. Berlin/Boston. (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 51).

- KIENLE, RICHARD VON (1969): Historische Laut- und Formenlehre des Deutschen. 2., durchgesehene Auflage. Tübingen. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. 11).
- KOHLER, KLAUS J. (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. 2. Auflage. Berlin. (Grundlagen der Germanistik. 20).
- KÖNIG, WERNER (1989): Atlas der Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Band 1: Text. Band 2: Tabellen und Karten. Ismaning.
- LAMELI, ALFRED (2004): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 128).
- MANGOLD, MAX (1966): Homophone durch den Zusammenfall von Äh und Eh im Deutschen. In: Die wissenschaftliche Redaktion 2, 37–50.
- MARTINET, ANDRÉ (1981): Sprachökonomie und Lautwandel. Eine Abhandlung über die diachronische Phonologie. Stuttgart. [Original 1955: *Économie des changements phonétiques*. Bern.].
- MOULTON, WILLIAM G. (1961): Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems. In: STEGER, HUGO (Hrsg.) (1970): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt. (Wege der Forschung. 146), 481–517.
- MOULTON, WILLIAM G. (1968): The Sounds of English and German. Fifth edition. Chicago/London. (Contrastive Structure Series).
- PAUL, HERMANN (2007): Mittelhochdeutsche Grammatik. Neu bearbeitet von THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA. Mit einer Syntax von INGEBORG SCHÖBLER, neubearbeitet und erweitert von HEINZ-PETER PRELL. 25. Auflage. Tübingen. (Sammlung kurzer Grammatiken Germanischer Dialekte. 2).
- PENZL, HERBERT (1969): Geschichtliche deutsche Lautlehre. München. (Sprachen der Welt).
- PFEFFER, J. ALAN (1970): Grunddeutsch: Basic (spoken) dictionary for everyday usage. Englewood Cliffs.
- PHILIPP, MARTHE (1974): Phonologie des Deutschen. Stuttgart. (Urban-Taschenbücher. 192).
- PILCH, HERBERT (1966): Das Lautsystem der Hochdeutschen Umgangssprache. In: Zeitschrift für Mundartforschung 33, 247–266.
- RAAD, A. A. VAN/VOORWINDEN, N. TH. J. (1973): Die historische Entwicklung des Deutschen. 1. Einführung und Phonologie. Culomburg/Köln.
- SANDERS, WILLY (1972): Hochdeutsch /ã/ – „Ghostphonem“ oder Sprachphänomen? In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 39, 36–58.
- SCHIRMUNSKI, VICTOR M. (2010): Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Hrsg. und kommentiert von LARISSA NAIDITSCH. Frankfurt a. M. [Original 1962. Berlin.].

- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin. (Grundlagen der Germanistik. 49).
- SIEBS, THEODOR (1961): Deutsche Hochsprache. Bühnenaussprache. Hrsg. von HELMUT DE BOOR und PAUL DIELS. 18. Auflage. Berlin.
- STEARNS, MACDONALD/VOGE, WILFRIED M. (1979): The Contemporary Pronunciation of Long <ä> in Modern Standard German: A Data-Based, Computer-Assisted Analysis. In: Hamburger Phonetische Beiträge 30, 127–181.
- STIEL, RICO (2013): Sprachdynamik und Systemsymmetrie. Eine arealinguistische Studie zum Abbau des /ɛ:/-Phonems im intendierten Standarddeutschen. Unveröffentlichte Abschlussarbeit.
- SZULC, ALEKSANDER (1966): The phonemic status of NHD [ɛ:]. In: KWARTALNIK NEOFILOLOGICZNY 13, 425–429.
- SZULC, ALEKSANDER (2002): Geschichte des standarddeutschen Lautsystems. Ein Studienbuch. Wien. (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft. 1).
- TERNES, ELMAR (1999): Einführung in die Phonologie. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Darmstadt.
- VIËTOR, WILHELM (1909): Die Aussprache des Schriftdeutschen. Mit dem Wörterverzeichnis der amtlichen „Regeln für die deutsche Rechtschreibung“ in phonetischer Umschrift sowie phonetischen Texten. Siebente, teilweise erneuerte Auflage. Leipzig.
- WÄNGLER, HANS-HEINRICH (1981): Atlas deutscher Sprachlaute. 7., unveränderte Auflage. Berlin.
- WERNER, OTMAR (1972): Phonemik des Deutschen. Stuttgart. (Sammlung Metzler. 108).
- WIESE, RICHARD (1996): The phonology of German. Oxford [u. a.].
- WIESINGER, PETER (1970): Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. Band 1: Die Langvokale im Hochdeutschen. Band 2: Die Diphthonge im Hochdeutschen. Berlin. (Studia Linguistica Germanica. 2).

SABINA TSAPAEVA

„Van Reyneken dem Vosse / syner mennichuoldigen lyst
vnn̄d behendicheyt / eyne schone vnd n̄tte Fabel“¹

Methodologische Überlegungen zur variablenlinguistischen
Analyse des Rostocker Tierepos *Reynke Vosz de olde* (LUDWIG
DIETZ, 1539): Einblick in das Dissertationsprojekt

Abstract: Variablenlinguistische Methoden haben sich in der niederdeutschen Philologie bei der Analyse rezenter Sprachvariationsphänomene und bei der Beschreibung historischer Schreibsprachen etabliert. Der Beitrag diskutiert, inwiefern Methoden der historischen Variablenlinguistik auf nicht formelhafes und nicht fachliterarisches mittelniederdeutsches Quellenmaterial übertragbar sind und inwieweit diese auf Einzeltexte angewendet werden können. Ziel des Beitrags ist es, das aktuelle Forschungsvorhaben zur Stellung des Rostocker Tierepos *Reynke Vosz de olde* innerhalb der mittelniederdeutschen *Reynke de Vos*-Überlieferung des 15.–16. Jahrhunderts und der Rostocker Drucktradition vorzustellen. Im Fokus des Beitrags stehen variablenlinguistische Analysemethoden, die im Rahmen des Dissertationsprojektes Verwendung finden. Die sich unter der sprachanalytischen Aufgabenstellung verbergende textspezifische Problematik führt dabei zu der Frage, wo genau man an die methodenspezifischen Grenzen stößt und welche extralinguistischen Besonderheiten der Textentstehung und Überlieferungsgeschichte bei der Ergebnisauswertung berücksichtigt werden müssen.

¹ Vgl. *Reynke Vosz de olde* / nyge gedr̄cket / mit sidlikem vorstande vnd schonen figuren erl̄chtet v̄n̄ vorbetert 1539, Bl. Ir. Einfachheitshalber im Weiteren zitiert als: *Reynke Vosz de olde* 1539.

1. Einführung

In den Beständen der Sondersammlungen der Universitätsbibliothek Rostock befindet sich unter der Signatur Cf-8631 ein in mancher Hinsicht interessanter Druck aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit folgendem Titel:

De Warheyt my gantz fremde ys / De Truwe gar seltzen / dat ys gewisz.²
 Reynke Vosz de olde / nyge gedrucket / mit sidlikem vorstande vnd
 schonen figuren / erluchtet vñ vorbetert. Jn der lauelyken Stadt Rozstock /
 by Ludowich Dyetz gedrucket. M.D.XXXiX.³

‘Die Wahrheit ist mir ganz fremd, die Treue gar selten. Das ist gewiss. Reineke Fuchs der Alte. Neu gedruckt und durch eine moralische Auslegung und schöne Abbildungen erläutert und verbessert. Gedruckt in der lobreichen Stadt Rostock von Ludwig Dietz im Jahre 1539.’

Es handelt sich um eine bebilderte Verserzählung in mittelniederdeutscher Sprache, in deren Mittelpunkt Reineke Fuchs steht. Das in Rostock gedruckte spätmittelalterliche Tierepos ist als Forschungsgegenstand lange Zeit eine Randerscheinung gewesen und bietet sich aus verschiedenen Blickwinkeln für eine sprachwissenschaftliche Analyse an.

Im vorliegenden Beitrag werden zunächst das Forschungsvorhaben allgemein und der Untersuchungsgegenstand (2.) beschrieben. Des Weiteren wird die für das Projekt ausgearbeitete Vorgehensweise (3.) beleuchtet. Anschließend folgt die Beschreibung (4.1) des Rostocker *Reynke Vosz de olde*-Druckes (LUDWIG DIETZ, 1539) sowie seine Charakterisierung im Hinblick auf seinen Aufbau und die textuellen projektrelevanten Besonderheiten (4.2). Danach folgen methodologische Ausführungen zum projektinternen Variablenkatalog (5.1). Darauf aufbauend wird die Problematik näher diskutiert, ein historisches Zeugnis rein variablenlinguistisch zu untersuchen. Unterstützt wird diese Erläu-

² Das Motto steht innerhalb des Holzschnittrahmens.

³ Reynke Vosz de olde 1539, Bl. Ir.

terung durch einige Bemerkungen zu ausgewählten problematischen Variablen und möglichen methodologischen Konsequenzen (5.2). Der Beitrag wird mit einer vorläufigen Zusammenfassung abgerundet (6). Dieser Einblick in die Genese meines Dissertationsvorhabens fördert somit noch nicht an allen Stellen Ergebnisse zutage, sondern schildert auch Problemfelder, die noch zu bearbeiten sind.

2. Forschungsvorhaben und Untersuchungsgegenstand

Das aktuelle Dissertationsprojekt nimmt einen der prominentesten Vertreter der mittelniederdeutschen Literatur des 16. Jahrhunderts und gleichzeitig einen der literatur- und kulturhistorisch bedeutsamsten Texte der deutschsprachigen Literatur des 16. Jahrhunderts überhaupt in den Blick. Gegenstand der Untersuchung ist das 1539 in Rostock erschienene mittelniederdeutsche Tierepos *Reynke Vosz de olde*, das erstmals einer systematischen Analyse unterzogen werden soll.

Ziel der Untersuchung ist es, diesen Text sprach- und überlieferungshistorisch zu beschreiben und zu verorten und so seine Stellung sowohl innerhalb der mittelniederdeutschen *Reynke de Vos*-Tradition⁴ als auch innerhalb der Textproduktion des Rostocker Druckers LUDWIG DIETZ⁵ herauszuarbeiten. Hierzu soll der Text im ersten Hauptteil der Arbeit linguistisch analysiert werden. Der methodische Zugriff auf die Texte erfolgt auf der Basis valenzgrammatischer und variablenlinguistischer Konzepte und Modelle. Grundsätzlich sind sämtliche sprachlichen Ebenen in die Analyse einbezogen, um den Fokus auf Entwicklungstendenzen und Funktionen von Fassungsdivergenzen im versifizierten Erzähltext, aber auch in den Glossenkommentaren und Marginalien (Randglossenbeiträgen) nicht apriorisch einzuschränken. Das Pro-

⁴ Zu Traditionen und europäischen Reineke-Fuchs-Ausgaben vgl. MENKE (1992).

⁵ Zum Leben und Werk von LUDWIG DIETZ vgl. LISCH (1839), WIECHMANN-KADOW (1897), PROWATKE (1989), LOHMEIER (1994), PETTKE (2000), RESKE (2007).

jekt sollte trotzdem nicht als neue mittelniederdeutsche Grammatik oder Versuch einer Einführung in die niederdeutsche Mediävistik aufgefasst werden, denn dafür würden die drei belletristischen Texte (Haupttext und zwei Vergleichstexte) als Quellenkorpus aus naheliegenden Gründen nicht ausreichen.

In einem zweiten Teil soll ein formal-struktureller und linguistischer Vergleich mit der Erstaussgabe dieses mittelniederdeutschen Tierepos, dem Lübecker Frühdruck *Reynke de Vos*⁶ aus dem Jahre 1498 vorgenommen werden. In einem dritten Teil schließlich soll der Sprachstand des Rostocker Druckes zur Druckersprache weiterer Werke von LUDWIG DIETZ sowie zu dem überarbeiteten Nachdruck⁷ des Tierepos aus dem Jahre 1549 in Bezug gesetzt werden. Der Untersuchung liegen somit drei mittelniederdeutsche Texte zugrunde, mit der Lübecker Ausgabe als Ausgangspunkt, sowie einige weitere Texte aus der Offizin des LUDWIG DIETZ.

Die Untersuchung verfolgt einen mehrdimensionalen Ansatz und bedient sich der Modelle und Methoden unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen (vergleichende, kontrastive Sprachwissenschaft, historische Dialektgeographie, Variationslinguistik, Variablenlinguistik, Buchwissenschaft, historische Rezeptionsanalyse, Volkskunde etc.). Sie ist dem Bereich der germanistischen Mediävistik und der niederdeutschen Philologie zuzuordnen und steht in der Tradition der synchron wie diachron ausgerichteten Linguistik, der historischen Variablenlinguistik sowie der historischen Rezeptionsforschung.

Das (mittelniederdeutsche) Tierepos stellt eine zentrale Textgattung des ausgehenden Mittelalters dar, deren Relevanz unter anderem für Literaturwissenschaft und historische Dialektforschung nicht hoch genug bewertet werden kann. Innerhalb der Rezeptionsgeschichte des Reineke-Fuchs-Stoffes nimmt der Rostocker Druck von 1539 in mehrfacher Hinsicht eine besondere Stellung ein. Überlieferungsgeschicht-

⁶ SODMANN (1976).

⁷ Reynke Vosz de olde. nyge gedruket / mit sidlikem vorstande vnd schonen figuren / erluchtet vnde vorbetert 1549.

lich bildet dieser Text das Bindeglied zwischen der Lübecker Erstaussgabe aus dem Jahre 1498, die den Ausgangspunkt der niederdeutschen *Reynke de Vos*-Tradition formt, und der hochdeutschen Rezeption, die bis hin zu GOTTSCHED⁸ und GOETHE⁹ weiterverfolgt werden kann. Mentalitätsgeschichtlich und kulturhistorisch spiegelt der Text die historischen Umbrüche der Reformationszeit wider, insbesondere in der Überarbeitung und Erweiterung des Vorwortes und seines Kommentarteils, der jüngeren Glosse,¹⁰ die eine andere Perspektive auf das Tierepos anbietet als die Vorlage, der Hinzufügung von Marginalglossen und der Vereinheitlichung von Holzschnitten. Sprachhistorisch schließlich stellt der Text ein einzigartiges Zeugnis für die Spätphase des Mittelniederdeutschen¹¹ und die niederdeutsche, speziell Rostocker Druckersprache des 16. Jahrhunderts dar. Als solches vermittelt es bestimmtes Wissen über die Sprache Norddeutschlands im Mittelalter, das wir aus anderen, wenn auch recht vielen handschriftlichen und gedruckten Sprachzeugnissen offiziellerer Textsorten mittelniederdeutscher Periode, nicht schöpfen können.

Umso verwundernder erscheint die Tatsache, dass dieser Druck trotz seines außergewöhnlichen Stellenwertes bislang keiner systematischen Analyse unterzogen wurde und kaum in den Fokus der Wissenschaft gerückt ist – dazu trägt sicher auch die Tatsache bei, dass es bis-

⁸ Vgl. GOTTSCHED (1752).

⁹ Vgl. GOETHE (1794).

¹⁰ Die in der älteren Forschung geläufige Bezeichnung der jüngeren Glosse als sogenannte protestantische Glosse zum *Reynke de Vos* spiegelt das Wesen des Prosakommentars nur partiell wieder. Insoweit empfiehlt es sich, die ursprüngliche Aufteilung in die sog. katholische zum Lübecker Druck und sog. protestantische Glosse zur Rostocker Ausgabe zu meiden und im Weiteren die erste als ältere Glosse und die andere als jüngere Glosse zu bezeichnen. Zur Begriffsdiskussion vgl. u. a. BOLL (1853), BIELING (1884), BRANDES (1889; 1891), SCHAFFERUS (1933).

¹¹ Vorschläge zur Periodisierung der niederdeutschen Sprachgeschichte u. a. bei SANDERS (1982), PETERS (2000).

lang keine *Reynke Vosz de olde*-Edition¹² gibt. Auch insgesamt steht eine umfassende sprachhistorische Erforschung der niederdeutschen *Reynke de Vos*-Ausgaben des 16. Jahrhunderts sowie speziell der Rostocker LUDWIG DIETZ-Drucke noch aus. Die bisherige Forschung zum Rostocker *Reynke Vosz de olde* beschränkt sich weitgehend auf die Quellenanalyse¹³ der (Rand-)Glossenbeiträge und auf die Bearbeiter- bzw. Glossatorfrage,¹⁴ die weiterhin ungeklärt ist. Desiderata bestehen somit in mehrfacher Hinsicht. Ich hoffe, diese Lücke im Rahmen meiner Arbeit schließen zu können.

3. Vorgehensweise

Meine Doktorarbeit weist einen mehrgliedrigen Aufbau auf. Einleitend sollen zunächst Überlegungen zu den extralinguistischen Faktoren angestellt werden, die Einfluss auf Inhalt und Sprachgestalt des 1539er *Reynke Vosz de olde* nehmen:

- die sozialhistorische Situation in Norddeutschland und speziell in Rostock;
- die Entwicklung des Buchdruckes und der Druckersprache in Norddeutschland;
- die Tätigkeit des Druckers und Verlegers LUDWIG DIETZ und sein Druckprogramm.

Des Weiteren soll auf die Reineke-Fuchs-Tradition im Allgemeinen eingegangen werden, um den Ausgangspunkt für die Betrachtung der Produktion und Rezeption des Rostocker Druckes zu setzen. Zudem

¹² Seit 2010 laufen unter Leitung von Prof. Dr. Andreas Bieberstedt (Rostock) Vorbereitungen für das Editionsprojekt, das die Transkription, Übersetzung und Kommentierung zum Ziel hat.

¹³ Vgl. BRANDES (1891, XX–XLV), SCHAFFERUS (1933, 13–26).

¹⁴ Eine Auswertung verschiedener Verfasserthesen bietet u. a. SCHAFFERUS (1933, 112–150).

soll der Text als Druckerzeugnis aus literarhistorischer Sicht in Bezug auf seinen Textaufbau und seine Holzschnittillustrationen charakterisiert werden (die linguistische Komponente steht im Vordergrund der Analyse und wird im Hauptteil behandelt).

Im Hauptteil der Arbeit wird der *Reynke Vosz de olde* einer systematischen sprachstrukturellen Analyse unterzogen und als im sprachlichen Sinne selbständiger Text charakterisiert. Dies soll auf folgenden Ebenen erfolgen:

- auf der phonologisch-graphematischen Ebene,
- auf der morphematisch-morphologischen Ebene,
- auf der lexikalischen Ebene,
- auf der syntaktischen Ebene.

Da die verschiedenen Sprachebenen nicht trennscharf voneinander abgehoben werden können, müssen phonologisch-graphematische Phänomene jedoch in enger Verbindung mit morpho-syntaktischen betrachtet werden. Daher sind auf der phonologisch-graphematischen Ebene auch orthographische Probleme wie die der Groß- und Kleinschreibung, Getrennt- und Zusammenschreibung sowie Interpunktion zu behandeln. Besonderes Augenmerk lege ich hierbei auf solche Erscheinungen des Textes, die dessen niederdeutsche Sprachcharakteristik besonders hervorheben. Ihre Widerspiegelung in der Schriftlichkeit soll unter besonderer Beachtung der sprach- bzw. dialektgeographischen Zuordnung des Textes zum ostmittelniederdeutschen Raum erfolgen.

Dies geschieht anhand eines an die Untersuchungsziele und den Untersuchungstext angepassten und erweiterten Variablenkatalogs. Weniger als Vorlage und mehr als Inspirationsquelle für den projektinternen Variablenkatalog diente der zum Standardwerk gewordene *Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen* von ROBERT PETERS.¹⁵ Als weiteres Hilfsmittel bei der Erstellung des eigenen Katalogs diente unter anderem

¹⁵ Siehe hierzu PETERS (1987–1990).

auch der Lemmata-(Arbeits-)Katalog für den *Atlas ostmittelniederdeutscher Schreibsprachen* des Rostocker sprachgeographisch orientierten DFG-Projektes¹⁶ zunächst unter Leitung von IRMTRAUD RÖSLER und INGMAR TEN VENNE (derzeitige Leitung ANDREAS BIEBERSTEDT).

Der verwendete Variablenkatalog soll sich nicht auf die Bereiche Phonemik und Graphemik beschränken, sondern ebenfalls zur Analyse der morphematisch-morphologischen Ebene herangezogen werden. Dies schließt eine nicht an den Katalog gebundene Analyse der Spracherscheinungen auf dieser Ebene wie z. B. der Wortbildungsmuster, Entlehnungsschemata etc. selbstverständlich nicht aus. Die lexikalische genauso wie die syntaktische Ebene stellen einen besonders problematischen Bereich dar, denn zur Syntax des Mittelniederdeutschen liegen bislang keine umfassenden systematischen Untersuchungen, sondern nur einzelne Studien und Teiluntersuchungen¹⁷ vor. Die lexikalischen Besonderheiten des Textes – in erster Linie wird nach typischen regionalen bzw. Rostocker Lexemen bzw. nach konkreten für die Rostocker Schriftsprache spezifischen Realisierungen gesucht – lassen sich primär im Vergleich zur Lübecker Vorlage erkennen.

Als methodische Konsequenz dieser Fragestellungen soll der Rostocker Text systematisch mit zwei anderen Ausgaben sprachlich verglichen werden: mit der Lübecker Vorlage aus dem Jahre 1498 und dem Rostocker kaum veränderten Nachdruck aus dem Jahre 1549. Für die Vergleichsanalyse mit dem Lübecker *Reynke de Vos* 1498 wird nur der versifizierte Erzähltext zur Analyse herangezogen, da sich der Rostocker Text von seiner Vorlage durch die jüngere Glosse deutlich unterscheidet. Zum Vergleich mit dem Nachdruck aus dem Jahr 1549 bietet es sich dagegen an, nur den Glossenkommentar in den Blick zu nehmen, um potentielle sprachliche Entwicklungen aufzudecken.

¹⁶ Mehr zum Projekt unter *Atlasprojekt ostmittelniederdeutscher Schreibsprachen* auf der Webseite des Instituts für Germanistik der Universität Rostock.

¹⁷ Vgl. u. a. FEDDERS (1993, 256–259), ROMARE (2004), MÄHL (2008, 93–97), WALLMEIER (2013), MÄHL (2014).

Im weiteren Teil des Dissertationsvorhabens soll es um die inhaltlich-strukturelle Analyse des Textes gehen, die zum Teil auf einer vergleichenden Analyse mit der Lübecker Vorlage beruht. Hier sollen die Auslassungen, Ergänzungen, Umstellungen und Ersetzungen des Rostocker Textes gegenüber seiner Vorlage festgestellt und hinsichtlich ihrer Motivation analysiert werden. Ferner sollen die Randglossen- und Glossezitate auf die Wege ihrer Übernahme aus diversen Prätexten geprüft werden, um anschließend Intentionen und Auswahlverfahren des Glosators zu klären.

Im Schlussteil der Arbeit sollen die gewonnenen Ergebnisse zusammengefasst werden, um den Rostocker Druck *Reynke Vosz de olde* (LUDWIG DIETZ, 1539) in die *Reynke de Vos*-Tradition des 15. und 16. Jahrhunderts einzuordnen und auf diese Weise einen Beitrag zur mittelniederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung und der Rostocker Druckersprache, aber auch zur Beschreibung des späten Mittelniederdeutschen des 16. Jahrhunderts zu leisten.

4. Druckbeschreibung

4.1 Allgemeines

Bei der Rostocker *Reynke Vosz de olde*-Ausgabe handelt es sich um einen in 7791 Reimpaarversen gestalteten 272 Blatt starken Druck im Quartformat mit Holzschnitten. Von dieser Auflage sind insgesamt 13 bzw. 12¹⁸ Exemplare erhalten:

- SB Berlin, Preuß. Kulturbesitz: Sign. Y f 9711;
- SUB Bremen: Sign. r ger 561.8 rey 0/539;
- SUB Göttingen: Sign. 8 P GERM II, 1413 Rara;
- UB Göteborg;¹⁹

¹⁸ Das Exemplar aus der UB Göteborg konnte trotz sorgfältiger Literaturrecherche nicht nachgewiesen werden.

¹⁹ Angaben nach MENKE (1992, 281).

- SUB Hamburg: Sign. Scrin A/717;
- UB Leiden: Sign. 1213 A 19;
- UB Marburg: Sign. 085 2 2014 / 00030;²⁰
- UB Rostock: Sign. Cf-8631, Cf-8631.a;
- UB Tartu: Sign. R XIV 1610;
- Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel: Sign. A: 44.9. Poet.;
- Auktionskatalog G. Bassenge 1989, Nr. 2915;²¹
- Bibliothek Otto Schäfer Schweinfurt: Sigl. Swf 2.

Da beide Rostocker Exemplare entweder stark beschädigt (Sign. Cf-8631²²) oder unvollständig (Sign. Cf-8631.a²³) sind, wurde 2010 auf Anfrage der Universitätsbibliothek Rostock der sich an der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen befindende vollständige Druck digitalisiert und online zur Verfügung gestellt.

Das Tierepos ist in vier Bücher ungleichen Umfangs eingeteilt. Die Bücher sind jeweils in 39, 9, 14 und 13 Kapitel unterteilt. Dem Gesamttext werden zwei Vorreden an den Leser in Prosa sowie eine Liste der Tiernamen vorangestellt. Dazu kommen Vorreden zu den jeweiligen Büchern sowie ein Nachwort und ein Kolophon. Jedem Kapitel ist eine prosaische Glosse – die jüngere Glosse – nachgestellt. Sowohl der versifizierte Erzähltext, als auch die Kapitelglossen werden durch Randglossenkommentare (Marginalien) begleitet. Eine weitere Besonderheit der Rostocker *Reynke Vosz de olde*-Ausgabe sind die in die jüngere Glosse inkorporierten versifizierten Sprüche und Zitate, aber auch eingebaute und ausgedeutete Fabeln, die einen unabdingbaren Teil des

²⁰ Fotokopie. Bl. 1–8, 17 und 50 nach dem Hamburger Exemplar vervollständigt. Arabische Zahlen lt. Katalog.

²¹ Angaben nach MENKE (1992, 281).

²² Unvollständig, es fehlen Titelblatt, Bl. 2, 8, 9, 16, 19–23, 50, 131, 146, 151, 158, 197, 228, 259, 265–272; stark beschädigt Bl. 144, 145, 178–179, 182, 201–206. Arabische Zahlen lt. Katalog.

²³ Unvollständig, es fehlen Titelblatt, Bl. 207–272; beschädigt Bl. 268–269. Arabische Zahlen lt. Katalog.

Textes darstellen. Diese unterstützen die im Erzähltext stattfindenden Ereignisse und das vom Bearbeiter/Glossator verfolgte Erbauungsziel, wie es bereits auf der zweiten Seite erläutert wird:

Van Reyneken dem Vosse / syner mennichuoldigen lyst vnnnd behendicheyt / eyne schone vnd nütte Fabel / vull wyszheit vnd guder Exempel. Daryn fast aller menschen wesent / handel / vntruwe / lyst / geswyn-dicheit / nydt vnd hat / Figurert vñ angethōget werth.²⁴

‘Eine nützliche Geschichte voller Weisheit und guter Beispiele von Reineke dem Fuchs, seiner mannigfaltigen List und Klugheit, in der das Wesen, die Handlungsweisen, die Untreue, die List, die Tücke, der Neid und der Hass nahezu aller Menschen versinnbildlicht und dargestellt werden.’

Unter anderem die vorbenannte Textspezifik (das Vorhandensein mehrerer Prätexte) darf als eine besondere Herausforderung für die Textanalyse nicht außer Acht gelassen werden.²⁵

Der Druck ist mit relativ homogenen Holzschnittserien versehen, die in zwei größere Untergruppen zusammengefasst werden können. Zum einen handelt es sich um größere Kapitelholzschnitte, die das Geschehen im Erzählteil bildlich aufgreifen. Davon gibt es einen ganzseitigen Titelholzschnitt und 44 größere Holzschnitte, unter denen es acht Wiederholungen gibt. Zum anderen sind es 57 kleinere mehrfach wiederholte Holzschnitte mit insgesamt 13 unterschiedlichen Motiven. Diese stellen diverse soziale Stände und allegorische Figuren dar und sind begleitend im Glossentext zu finden. Sorgfältig ausgearbeitet und angefertigt wurden diese Holzschnitte speziell für diese Ausgabe nach den Zeichnungen des Schweriner Hofmalers ERHARD ALTDORFER.²⁶ Die meisten Holzschnitte sind „synchrone“ Abbildungen von einer bestimmten Situation und stellen sozusagen eine Zeitaufnahme bzw.

²⁴ Reynke Vosz de olde 1539, Bl. Iv.

²⁵ Siehe hierzu Kapitel 3.2.

²⁶ Zu ALTDORFER vgl. PACKPFEIFER (1987).

Augenblicksdarstellung dar. Einige weitere sind in zwei bis sogar drei Zeitebenen, d. h. perspektivisch aufgebaut.

Der Text ist auf Papier gedruckt. Folgende Blätter sind fehlsigniert: Bl. A^v statt A⁷, Bl. Bⁱⁱ statt Bⁱⁱⁱ, Bl. B^v statt B⁷. Die Blätter sind recto durchnummeriert und weisen einige Fehlfolierungen auf: CXV statt XCV, LXVII statt CLXVII, CCLIXX statt CCLXX. Ebenfalls recto oben zentriert wird die Kapitelzahl²⁷ angegeben. Verso oben zentriert stehen die Angaben des Buches. Die Kapitel des ersten Buches werden ab Kapitel 10 und des zweiten Buches ab Kapitel 3 mit römischen Ziffern gekennzeichnet. Das 13. Kapitel des dritten Buches ist ebenso römisch bezeichnet.

4.2 Textspezifik

Die bereits kurz angesprochene Hauptbesonderheit und damit zugleich auch die Komplexität des untersuchten Textes liegt nicht in seinem Umfang, in Qualität des Druckes, Metrik o. Ä., sondern darin, dass die Rostocker *Reynke Vosz de olde*-Ausgabe aus der Produktions- und Überlieferungsgeschichte heraus eine Art sprachliches Konglomerat darstellt. Daraus ergibt sich unter der sprachanalytischen Aufgabenstellung eine textspezifische Problematik, die auf keinen Fall in der methodologischen Auseinandersetzung mit dem Textmaterial übersehen werden darf.

Einerseits stellt das Rostocker Tierepos *Reynke Vosz de olde* ein selbstständiges mittelniederdeutsches Zeugnis dar. Als solches sollte es demnach als Vertreter der Rostocker Druckersprache untersucht werden. Andererseits darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass *Reynke Vosz de olde* eine bearbeitete Neuausgabe²⁸ eines bereits existierenden Werkes ist. Zum einen basiert der versifizierte Erzähltext auf einer Lübecker Vorlage. Diese weist ihrerseits niederländische Wurzeln und Ant-

²⁷ Mit zahlreichen Druckfehlern.

²⁸ In diesem Zusammenhang muss zwischen Neuausgabe und Neudruck unterschieden werden.

werpener Sprachmerkmale auf. An dieser Stelle ist zu betonen, dass das Lübische als Varietät des Ostmittelniederdeutschen seinerseits doch über einige sprachliche Besonderheiten im Vergleich zum Rostocker Mittelniederdeutschen verfügt. Hinzu kommt, dass es sich im Falle der *Reynke de Vos*-Ausgabe (1498) um ein Beispiel der späten Inkunabelzeit und ein Sprachzeugnis des klassischen Mittelniederdeutschen handelt und beim Rostocker *Reynke Vosz de olde*-Druck um ein Beispiel des späten Mittelniederdeutschen.²⁹ D. h. die Ausgaben müssen sowohl unter diatopischem, als auch unter diachronischem Gesichtspunkt einander gegenübergestellt werden.

Obwohl der Rostocker Bearbeiter den Erzähltext der Lübecker *Reynke de Vos*-Ausgabe zum größten Teil übernommen hat, fallen reichlich Veränderungen in der Erzähltextgestaltung auf. Diese Veränderungen können zu vier Typen zusammengefasst werden: Hinzufügungen, Auslassungen, Umstellungen, Ersetzungen. Die Vermutung liegt nahe, dass sie aus sprachgeographischen, sprachhistorischen und stilistischen Gründen motiviert und ausgeführt wurden. Generalisierende Aussagen bedürfen einer strengen und jeden Einzelfall abdeckenden Überprüfung der Einflussfaktoren und Änderungsmotivationen.

Zum anderen bediente sich der Rostocker Bearbeiter beim Verfassen der jüngeren Glosse unterschiedlichster Textquellen.³⁰ Eine Großzahl der Prätexte, die als integraler Bestandteil des Prosakommentars genauso wie der Randglossen aufzufassen sind, stammt ursprünglich aus dem hochdeutschen Sprachraum. Hier steht noch Folgendes zu klären aus:

- In welchen Fällen stand dem Rostocker Bearbeiter bereits eine niederdeutsche Übersetzung zur Verfügung?

²⁹ Vgl. Fn. 11.

³⁰ Als Stütze mag in diesem Fall die Arbeit von BRANDES (1891) dienen, ausreichend als Referenzbasis sind die dortigen Angaben leider nicht. Einerseits sind sie nicht vollständig, andererseits sind sie eher bibliographischer Art.

- Inwiefern schloss sich der Glossator dieser niederdeutschen Übersetzung an?
- Wann hat der jüngere Glossator die Rolle eines Übersetzers übernommen?
- Welche Interferenzerscheinungen hat dies auf einer der Sprachebenen hervorgerufen?

Eine große Hilfestellung bietet der jüngere Glossator sozusagen höchstpersönlich, indem er in zahlreichen Fällen sowohl den Verfasser als auch den entsprechenden Titel des benutzten Prätextes nennt. Mit anderen Worten, kann man sich beim Vergleich der Glossenzitate oder Glossenabschnitte und der Prätexte auf die eigenhändigen Angaben des jüngeren Glossators stützen. Problematisch erscheint die Gegenüberstellung in den Fällen, in denen der Rostocker Glossator tatsächlich eine niederdeutsche Übersetzung eines Vorlagetextes heranzieht, weil in diesen Fällen nicht der womöglich weniger berühmte Übersetzer, sondern der eigentliche Verfasser des Originals erwähnt wird. Dennoch ist es von größerer Bedeutung zu verstehen, in welcher Weise die Fülle der Vorlagen vom jüngeren Glossator benutzt wird.

Für den Rostocker Glossenkommentar kann festgestellt werden, dass in den meisten Fällen die ältere Glosse zum Lübecker *Reynke de Vos* den wichtigsten Anstoß zu einem längeren Gedankenablauf gibt. Das entsprechende Textmaterial liefern dazu die herangezogenen Prätexte. Einige Verbindungen kommen durch stoffliche Analogien zustande, andere ausschließlich durch Wortassoziationen. Dem jüngeren Glossator ergeben sich dabei zahlreiche Möglichkeiten, an antike Anekdoten und Sentenzen (deutscher CICERO des JOHANN VON SCHWARTZENBERG), Fabeln (*Esopus leben vnd Fabeln* in Prosa, ANTONIUS VON PFORUS *Die Alten Weysen* in Versen, die deutsche Überarbeitung *Spiegel der wyßheit* des CYRILL), Bibelzitate, Reimsprüche (FREIDANK, SEBASTIAN BRANTS *Narrenschiff*, *Richterlich Clagspiegel*, *Layenspiegel*) anzuknüpfen, oder zeitkritische Bemerkungen, weltanschauliche Betrachtungen und moralische Belehrungen (Sprichwortsammlung JOHANNES AGRICOLAS, JOHANN BRENZ' Kommentar zum Prediger

SALOMON und ULRICH VON HUTTENS Dialog *Wadiscus* oder *Die Römische dreyfaltigkeit*) einzuflechten.³¹

Eine der vielen Arbeitsweisen des jüngeren Glossators soll am folgenden Beispiel aus der Glosse zum Kapitel 18 des ersten Buches verdeutlicht werden:

Dann art leth van arde nicht / so leth Reinke syne schalckheit nicht. Also ock / wat einem menschen angebaren / vnd wor tho he van naturen geneget ys / da deit he vnd leit syck daran ni=cht hindern. Vnd wenn men em schöne mit velem arbeide wedderstünde / so helpet ydt doch nicht. Dartho / so kan syck de menschlike natur / in allen dingen / so gar künstlick ent=schuldigen / vnd wil apenbar vor den lüden / nen vnrecht hebben. Dan se förchtet de schande / wowol se by syck sulvest unrecht hefft / vnd dartho schuldig bekennen moth.³²

Dieser Textabschnitt verbirgt gleichzeitig zwei Prätexte bzw. zwei miteinander gekoppelte Sprüche AGRICOLAS³³, deren sich der Glossator bediente:

Art lest von art nicht / die Katze lebt yhres mausens nicht... Der katzen art ist / daß sie nicht mauset auß hunger / sonder auß lust... Also auch was einem menschen an geboren ist / das thut er / vnnd lest sich hieran nichts hyndern vnd wen man eynen solchen gleich briete / kochete / fresse / doch konde er nicht davon lassen / so er widerumb lebendig wurde. (AGRICOLA 1534, Sprichwort Nr. 131)

‘Bekannt ist halb gebüßet.’ ‚Diß ist vor Gott vnd den menschen war / Denn menschliche natur ist der art / daß sie sich inn allen sachen wil entschuldigen / vnd nicht haben offentlich vor den leuten / denn sie fürchtet der schande obs sie wor yhr selbs vnrecht hat vnd muß sich iemerlich dazu bekennen.’ (AGRICOLA 1534, Sprichwort Nr. 123)

³¹ Zu den Quellen vgl. BRANDES (1892), SCHAFFERUS (1933), s. Fn. 13.

³² Reynke Vosz de olde 1539, Bl. LXVIIIr.

³³ Aufgrund fehlender Paginierung werden AGRICOLAS Sprüche in diesem Beitrag nach ihren Nummern zitiert.

Der jüngere Glossator fügt die aus dem ursprünglichen Kontext herausgerissenen Sprüche AGRICOLAS in umgekehrter Reihenfolge zusammen. Er ändert die einleitenden Sätze und verwischt dadurch die Grenze zwischen den Zitaten. Außerdem stimmt der Rostocker Bearbeiter den Inhalt auf die Gegebenheiten des Tierepos ab. Auffällig ist zudem die Endstellung der finiten Verbform im Spannsatz, die sowohl im syntaktischen Sinne, als auch stilistisch gesehen von großem Interesse ist. Durch die Verbendstellung gewinnt der einzelne Satz an Geschlossenheit, aber auch an Spannung. Der Satzbau ist schlicht und klar organisiert, wodurch der Text dynamischer und flüssiger wirkt. Abschließend kann zu diesem Beispiel festgestellt werden, dass der jüngere Glossator in diesem Fall selbständig eine Übersetzung angefertigt haben dürfte, die als niederdeutsch eingeschätzt werden kann.

Eine weitere charakteristische Eigentümlichkeit des Textes, die bei der Erforschung des Textmaterials in Betracht gezogen werden sollte, ist, dass die Persönlichkeit des Rostocker Bearbeiters nicht eindeutig bestimmbar ist. Ob es der Drucker LUDWIG DIETZ selber gewesen ist, der um 1504 nach Rostock kam, konnte bislang nicht nachgewiesen werden. In diesem Zusammenhang ist wichtig zu beachten, dass LUDWIG DIETZ aus Speyer kommt. Sollte LUDWIG DIETZ unmittelbaren Einfluss auf den Text haben, wäre das forschungsrelevant und interpretationsförderlich. Diese Vorsicht gilt ebenso für jeden anderen Glossator, der womöglich kein gebürtiger Rostocker gewesen ist oder anderweitig (u. a. im hochdeutschen Raum) sprachlich sozialisiert worden ist.

Die Annahme zur möglichen Bearbeiterschaft von LUDWIG DIETZ ist oben allerdings etwas simplifiziert formuliert. Es ist bekannt, dass DIETZ außer in Rostock auch in Lübeck (vor seinem Rostock-Aufenthalt) und Kopenhagen (nach seinem Rostock-Aufenthalt) tätig war. Zudem geht aus LOHMEIERS und LISCHS Beiträgen hervor,³⁴ dass sich der angesprochene Drucker eine Niederdeutschkompetenz im Laufe und aufgrund seiner Tätigkeit angeeignet hat. Eine aussagekräftige verglei-

³⁴ Vgl. LISCH (1839), LOHMEIER (1994).

chende Analyse der handschriftlichen Äußerungen von LUDWIG DIETZ³⁵ und der Sprache des Rostocker *Reynke Vosz de olde* steht leider noch aus.

Die bereits geschilderten Anhaltspunkte sollen verdeutlichen, wie akribisch der Sprachbestand des Tierepos beschrieben werden und wie methodologisch „sauber“ die Analyse gestaltet sein muss, um fundierte Interpretationen und verallgemeinernde Aussagen über die Sprache der Rostocker *Reynke Vosz de olde*-Ausgabe zu ermöglichen.

Zusammenfassend kann man in diesem Punkt sagen, dass sich grundsätzlich zwei³⁶ Herangehensweisen an die Analyse des *Reynke Vosz de olde* anbieten:

- Im ersten Fall betrachtet man den Text als ein sprachliches Konglomerat und schaut sich die einzelnen Text- und Sprachschichten an, wobei die Bezugnahme auf alle Einflussfaktoren als sehr problematisch erscheint.
- Im zweiten Fall analysiert man den Text so, wie er vorliegt, denn der Text war für einen bestimmten Rezipientenkreis geschrieben und muss daher in einer nordniederdeutschen Varietät mit möglichst weitreichender Verständlichkeit verfasst worden sein.

Präferiert wird die zweite Herangehensweise mit nachträglichem Einbezug der „Dreiteilung“ (Erzähltext – Prosa-Kommentar – Randglossen/Zitate) des Textes. Es empfiehlt sich, variablenlinguistischen Methoden für die Analyse heranzuziehen, um die verschiedenen Realisierungen einzelner Elemente zu untersuchen und in den gegebenen Kontext einzuordnen und diatopisch wie diachronisch zu interpretieren.

³⁵ Es könnten Briefe des LUDWIG DIETZ an den Lübecker Bürgermeister und die Stadtherren zur Analyse herangezogen werden.

³⁶ Prinzipiell möglich wären selbstverständlich noch mehr.

5. Methodologie

5.1 Zum Variablenkatalog

Die Entscheidung, den Text in seiner Beschaffenheit und Eigenständigkeit zu untersuchen, ohne auf die Prätextanalyse zu verzichten, mündete in der Frage, welcher Methoden man sich bedienen soll, um sich den o. g. Besonderheiten widmen zu können. In diesem Zusammenhang war zu klären, inwiefern die Anwendung der Methoden der Variablenlinguistik auf das nicht formelhafte mittelniederdeutsche Quellenmaterial übertragbar und somit berechtigt ist. Denn die variablenlinguistischen Methoden sind wohl eher im Bereich der rezenten Sprachwandel-, Sprachgebrauchs- und Sprachvariationsforschung angesiedelt. In meiner Arbeit unternehme ich also einen erneuten Versuch, eine Erklärung für die Frage zu finden, die sich trotz etwa der variablenlinguistischen Studie von MAREIKE TEMMEN zum Abdinghofer Arzneibuch³⁷ oder des Projektes von ULRICH WEBER und WOLFGANG FEDDERS zum Herforder Rechtsbuch³⁸ immer wieder stellt und wie folgt lautet: Sind Methoden der Variablenlinguistik auf Einzeltexte genauso wie auf repräsentative Textkorpora anzuwenden? Meine Antwort auf diese Frage äußerte sich in der Entscheidung, die variablenlinguistischen Methoden für die Analyse heranzuziehen, um die verschiedenen Realisierungen einzelner Elemente zu untersuchen und in den gegebenen Kontext einzuordnen und sprachlich zu interpretieren.

Im Folgenden soll der Variablenkatalog mit besonderer Beachtung problematischer Felder vorgestellt werden, um zu verdeutlichen, wo man bei sprachhistorischer Analyse möglicherweise an methodenspezifische Grenzen stößt und wie die Lösung am Beispiel der Untersuchung des Rostocker Tierepos *Reynke Vosz de olde* aussieht.

Wie in Kapitel 3 des vorliegenden Beitrags erwähnt, wird der Text im Rahmen des Dissertationsprojektes unter phonologisch-graphemati-

³⁷ Vgl. TEMMEN (2006).

³⁸ Vgl. HELMERT-CORVEY (1989).

schen, grammatisch-morphologischen, lexikalisch-semantischen sowie syntaktischen und stilistischen Aspekten untersucht, um eine umfassende sprach- und überlieferungshistorische Verortung des Tierepos innerhalb der mittelniederdeutschen *Reynke de Vos*-Tradition sowie der Textproduktion des LUDWIG DIETZ zu ermöglichen. Es bietet sich vor allem im Bereich der Phonographematik an, variablenlinguistisch vorzugehen. Einige ausgewählte morphologische, wortbildungstechnische, lexikalisch-semantische und syntaktische Phänomene lassen sich auch auf diese Weise ermitteln.

Der Variablenkatalog besteht in erster Linie aus einer Reihe von allgemein niederdeutschen sowie ausgewählten primären und sekundären spezifisch mittelniederdeutschen Merkmalen im Bereich des Vokalismus und Konsonantismus. Im Bereich des Vokalismus werden folgende Phänomene behandelt:

- Verdampfung des Kurzmonophthongs *a* > *o* vor Liquidverbindung *ld, lt*: *halden* vs. *holden*, *alde* vs. *olde*;³⁹
- Umlaut von vormnd. *a*: *mannich* vs. *mennich*;⁴⁰
- Senkung des Kurzmonophthongs *e* > *a* vor Konsonantenverbindung *r* + Konsonant: *Malepartus* vs. *Melepertus*, *wert* vs. *wart*;⁴¹
- Senkung der Kurzmonophthonge *i, u, ü* > *e, o, ö* vor Konsonantenverbindung *r* + Konsonant: *kircke* vs. *kercke*, *kurt* vs. *kort*, *bürger* vs. *börger*;⁴²
- Senkung von *u* > *o* vor gedecktem Nasal: *under* vs. *onder*, *sunder* vs. *sonder*;⁴³
- Rundung des Kurzmonophthongs *i* > *ü*: *dridde* vs. *drüdde*;⁴⁴

³⁹ Vgl. PETERS (1987, 63–64), TEMMEN (2006, 86–88).

⁴⁰ Vgl. PETERS (1987, 68–69).

⁴¹ Vgl. LASCH (1914, § 76), PETERS (1987, 65).

⁴² Vgl. LASCH (1914, §12, § 61), PETERS (1987, 64–65).

⁴³ Vgl. LASCH (1914, § 182), PETERS (1987, 64).

⁴⁴ Vgl. NYBØLE (1997, 44).

- Entwicklung von *a* > *e* vor *r* + Konsonant: *Marten* vs. *Merten*, *starck* vs. *sterck*;⁴⁵
- (Markierung der) Dehnung vormittelniederdeutscher Kurzvokale vor *r* + Konsonant, v. a. vor *rd*, *rt*, *rl* und *rn*;⁴⁶
- Kürzung tonlanger Vokale vor *-el*, *-er*, *-en*, *-ich*, *-ing* und Kennzeichnung durch die Verdoppelung des Konsonanten, v. a. *d*, *t*, *m*, *n*, *p* zwischen Vokal und historischem Suffix: *ledich* vs. *led-dich*, *weten* vs. *wetten*, *hemel* vs. *hemmel*, *schepel* vs. *scheppel*;⁴⁷
- Schreibung von tonlangen Vokalen;
- Längenbezeichnung;⁴⁸
- Umlautkennzeichnung;⁴⁹
- schriftliche Realisierung der Langvokale \bar{e}^2 und \bar{e}^3 ;⁵⁰
- Realisierung des langen \bar{e}^4 ;⁵¹
- Kennzeichnung des langen \bar{o}^1 ;⁵²
- schriftliche Realisierung des Langmonophthongs \bar{o}^2 ;⁵³
- Diphthongschreibung;⁵⁴

⁴⁵ Vgl. LASCH (1914, § 77), PETERS (1987, 65).

⁴⁶ Vgl. LASCH (1914, § 62), PETERS (1987, 65).

⁴⁷ Vgl. LASCH (1914, § 69), PETERS (1987, 67–68).

⁴⁸ Vgl. LÜBBEN (1882, 23–28), LASCH (1914, § 22), PROWATKE (1989), NYBØLE (1997, 42–43).

⁴⁹ Vgl. NYBØLE (1997, 43), LÜBBEN (1882, 29–35).

⁵⁰ Vgl. LÜBBEN (1882, 25–28), LASCH (1914, § 116, 118–128), PETERS (1987, 69), NYBØLE (1997, 43), TEMMEN (2006, 97–99).

⁵¹ Vgl. LÜBBEN (1882, 25–28), PETERS (1987, 69–70), TEMMEN (2006, 99–101).

⁵² Vgl. LÜBBEN (1882, 24–25), LASCH (1914, § 157–164), PETERS (1987, 70–71), NYBØLE (1997, 45), TEMMEN (2006, 101–104).

⁵³ Vgl. LÜBBEN (1882, 24–25), LASCH (1914, § 157–159), PETERS (1987, 71), NYBØLE (1997, 45), TEMMEN (2006, 104–105).

- vokalische Verwendung von *i, j, y* und *u, v, w*.⁵⁵

Im Bereich des Konsonantismus werden im Rahmen des Projekts folgende Phänomene untersucht:

- Hiattilgung: *eyer* vs. *eyger*, *geschee* vs. *geschege*, *frye* vs. *fryge*;⁵⁶
- Lautwandel *ft* > *cht*: *after* vs. *achter*, *luft* vs. *lucht*, *saft* vs. *sachte*;⁵⁷
- Wiedergabe des *g, j, k* in unterschiedlichen Positionen im Wort sowie lexemgebundene Realisierung;⁵⁸
- Auslautverhärtung;
- Konsonantenverbindungen mit *s*;⁵⁹
- Varianz der *s*-Schreibungen;
- Varianz der *r*-Schreibungen;⁶⁰
- Doppelkonsonanz in Endstellung;⁶¹
- postkonsonantisches *h*;⁶²
- konsonantische Verwendung von *i, j, y* und *v, w, u, f*.⁶³

⁵⁴ Vgl. LÜBBEN (1882, 36), LASCH (1914, § 192, 196–197), PETERS (1987, 71–72).

⁵⁵ Vgl. PROWATKE (1989), NYBØLE (1997, 106–110).

⁵⁶ Vgl. LASCH (1914, § 347), PETERS (1987, 71–72).

⁵⁷ Vgl. LASCH (1914, § 296), PETERS (1987, 73).

⁵⁸ Vgl. PETERS (1987, 73).

⁵⁹ Vgl. LASCH (1914, § 334), PETERS (1987, 74), TEMMEN (2006, 107–109).

⁶⁰ Vgl. PROWATKE (1989), NYBØLE (1997, 135).

⁶¹ Vgl. NYBØLE (1997, 121).

⁶² Vgl. PROWATKE (1989).

⁶³ Vgl. LÜBBEN (1882, 52–53), NYBØLE (1997, 106–107, 126–127).

Auch Assimilationserscheinungen werden auf der phonologisch-graphematischen Ebene betrachtet:

- Inklinaton Verb + Personalpronomen 2. Pers. Sg.;⁶⁴
- Abschwächung des Personalpronomens 3. Pers. Sg. Neutrum nach Verb;⁶⁵
- Inklinaton von *dat* und Inklinaton Präposition + bestimmter Artikel;⁶⁶
- Assimilation der Konsonantenverbindungen *ld*, *nd*: *old* vs. *oll*, *wunden* vs. *wunnen*;⁶⁷
- *r*-Metathese: *brunnen* vs. *born*, *vrisch* vs. *versch*, *furcht* vs. *frucht*;⁶⁸
- epenthetisches *p* nach *m* vor *t* und *st*: *kumt* vs. *kumpt*, *kumst* vs. *kumpst*.⁶⁹

Einen Großteil der morphologischen Analyse bilden folgende Erscheinungen:

- Verteilung von Wortbildungsmustern: Abstraktabbildung durch Suffigierung;⁷⁰
- grammatischer Wechsel;
- Verbalflexionsvarianz;
- variable Realisierung in der Nominal- und Pronominalflexion: Einheitskasus.

⁶⁴ Vgl. LÜBBEN (1882, 63–65).

⁶⁵ Vgl. LÜBBEN (1882, 64).

⁶⁶ Vgl. LÜBBEN (1882, 64–65).

⁶⁷ Vgl. PETERS (1987, 72).

⁶⁸ Vgl. LÜBBEN (1882, 41–42), LASCH (1914, § 231).

⁶⁹ Vgl. LASCH (1914, 148), NYBØLE (1997, 119).

⁷⁰ Vgl. PETERS (1987, 84), TEMMEN (2006, 121–122).

Unter dem lexikalischen Aspekt wird insbesondere auf mögliche Variation im Bereich der Wochentags-, Festtags- und Jahreszeitbezeichnungen geachtet, sowie auf (Heirats-)Verwandschaftsbezeichnungen, verwandschaftsbezogene Anredeformen, aber auch solche Schlüsselbegriffe wie „Himmel“ und „ganz“, die möglicherweise Informationen zu Regionalismen oder überregionalen Tendenzen und/oder Gesetzmäßigkeiten und ggf. Abweichungen von diesen liefern können.

Weitere Informationen zur überregionalen, aber auch – was besonders ausschlaggebend ist – regionalen und womöglich städtischen/druckertypischen Zuordnung liefern spezifische Pronomenvarianten und ihre Funktionsverteilung sowie ausgewählte Verben, Adverbien, Präpositionen, Subjunktionen und Konjunktionen und Partikeln. Hier wird insbesondere auf die Variation im Gebrauch und die Funktionsverteilung von Subjunktionen und Konjunktionen geachtet sowie auf ihre Synonymie und Homonymie. Genauso vorsichtig wird bei der Partikelanalyse, der eine eigene Klassifizierung zugrunde liegt, vorgegangen. Die Komplexität der Systematisierungsaufgabe im Bereich der Junktoren und Partikeln, die bei falscher Zuordnung die Endergebnisse beeinträchtigen könnte, ist mir bewusst. Daher wurde entschieden, eine möglichst offene Einordnung an der Schnittstelle moderner Theorien sowie vorhandener mittelniederdeutscher Grammatiken und Wörterbücher vorzunehmen.

Zahlwörter, die eher eine regionale Zuordnung bestätigen oder widerlegen können, werden mit besonderer Beachtung der diachronischen Verteilung in Betracht gezogen. Die Zahlen mit „drei“-Komponente sowie alle Numeralien bis zehn, ferner „elf“, „zwölf“ und „zwanzig“ bilden den Kern der Zahlwortuntersuchung.

Unter syntaktischem Aspekt bietet sich die Sondierung folgender Erscheinungen an:

- Stellung des Genitivs;
- Besonderheiten der Nominalklammer;
- Verbalklammer;

- Wortfolge im Nebensatz;⁷¹
- Nebensatzkonstruktionen;
- satzwertige Konstruktionen: Infinitivkonstruktionen, Partizipialkonstruktionen, Gerundialkonstruktionen.

5.2 Problemfelder

In diesem Punkt soll auf einige ausgewählte problematische Variablen eingegangen werden, um eine mögliche Vorgehensweise in Zweifelsfällen zu verdeutlichen. So zum Beispiel die Realisierungen des Kurzmonophthongs *e* vor Vibrant *r* + Konsonant, wie in: *wercke*, *bergewart*, *vorderuen*, aber: *barnende*. Zu erwarten wäre eine durchgeführte Senkung von *e* > *a* vor *r* + Konsonant, die für die nordniederdeutschen Subvarietäten als typisch gilt. Bei PETERS⁷² findet man die Bemerkung, dass die Schreibungen zwischen *er* und *ar* variieren. Das Rostocker Tierepos kennt beinahe ohne Ausnahmen nur die *er*-Schreibung. Seltenere Reimbeispiele lassen allerdings stark eine *a*-Aussprache vermuten.⁷³ Außerdem muss beachtet werden, dass der Text in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gedruckt wurde. Eine Vermehrung der *a*-Schreibung vor *r*-Verbindungen außer *rd* stellt man erst im Laufe des 16. Jahrhunderts fest. In der Schrift – so NERGER⁷⁴ – bestand weiterhin parallel die *er*-Schreibung. An diesem problematischen Beispiel sollte verdeutlicht werden, dass die Graphie und die phonologische Seite manchmal nicht nur als Ganzes (d. h. auf der phonographematischen Ebene), sondern auch getrennt unter diatopischen wie diachronischen Gesichtspunkten betrachtet werden müssen.

Nicht weniger problematisch erscheint der Aspekt der Längenbezeichnung. Hier verbirgt sich die Schwierigkeit häufig in der Auseinan-

⁷¹ Vgl. PETERS (1987, 85).

⁷² Vgl. PETERS (1987, 65).

⁷³ Vgl. Reynke Vosz de olde 1539, Bl. XXXIIIv: *wercke* vs. *Harke*.

⁷⁴ Vgl. NERGER (1869, 19).

derhaltung von umgelauteten Formen und gekennzeichnete Vokallänge wie beispielsweise in *sōken*, *vorhōldt*, *wōkener*, *gelōuen*, *dōgede*, *euentūr*, *Duuel*, *Kūscheit*. In solchen Fällen würde sich zuerst empfehlen die mögliche Umlautung zu klären. Bei NERGER findet man diesbezüglich folgende Bemerkung:

[Die] Einführung [der Umlaute der *O* und *U*] in den mecklenburgischen Dialekt geschah in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Da aber zu dieser Zeit der *I*-Laut der Endungen, welcher organischen Umlaut weckt, längst in farbloses *e* verwandelt war, so lag in dem Dialekte selbst kein Grund zur Bildung neuer Umlaute vor. [...] Die Umlaute der *O* und *U* erscheinen daher nicht als aus dem Leben des Dialektes selbst hervorgegangen, sondern einem Pfropfreise gleich von außen herzugebracht und eingepft.⁷⁵

Allerdings geht NERGER von Unsicherheit im Gebrauch aus, gerade in den DIETZ'schen Drucken. Der Umlaut sei bald nach 1520 in den schriftlichen Verkehr durchgedrungen, mündlich viel später, sodass z. B. „Lambert Slagghert den Gebrauch des Umlautes der *O* und *U* noch nicht kennt, und selbst die Rostocker Chronik ihn nur äußerst spärlich anwendet“.⁷⁶

Einerseits stellt sich hiermit die Frage, ob es sich bei den von LUDWIG DIETZ eingeführten Umlauten um eine hochdeutsche Interferenz handelt, oder ob weitere intra- wie extralinguistische Einflussfaktoren vorliegen. Andererseits muss man feststellen, dass der Umlautgebrauch bzw. die Umlautkennzeichnung im Rostocker *Reynke Vosz de olde* als relativ konsequent zu bezeichnen ist. Die gekennzeichnete Umlautung überwiegt eindeutig: 89 % bei umgelauteten *o*-Lauten und 96 % bei umgelauteten *u*-Lauten. Dies ist für die Längenbezeichnung insofern relevant, weil die umgelauteten Langvokale nur die Umlautkennzeichnung und keine gesonderte Längenbezeichnung erhalten. Im Umkehrschluss kann man aus diesem Beispiel Folgendes ableiten: Bei problematischen Variablen reicht es nicht aus, nur die regionalen Be-

⁷⁵ Vgl. NERGER (1869, 39).

⁷⁶ Vgl. NERGER (1869, 39). Hervorhebungen im Original.

sonderheiten als Referenzwerte im Hinterkopf zu behalten, sondern es müssen auch extralinguistische Faktoren, wie z. B. Herkunft der Drucksetzer, des Bearbeiters und des Glossators – sofern dies möglich erscheint – oder die Prätextprovenienz, an die Interpretation herangezogen werden.

Problematisch scheinen für die Analyse nicht nur phonographematische Merkmale zu sein, sondern durchaus auch syntaktische Phänomene, allerdings aus einer ganz anderen Perspektive. Es bietet sich an, diese am Beispiel der Junktoren zu verdeutlichen. Bei der Untersuchung der Junktoren ist eine Reihe von Besonderheiten zu beachten. Es stellt sich als nicht ausreichend dar, ausschließlich die graphische Variation zu betrachten, es müssen auch folgende Eigenschaften in die Analyse einbezogen werden:

- Position des Junktors (Präposition oder Postposition bei Subjunktoren);
- Möglichkeit der Vorfeldbesetzung;
- Funktion (Verbindung von Wörtern, Einleitung von Nebensätzen);
- nähere Zuordnung zu Klassen;
- Einfluss auf die Verbstellung;
- Synonymie und Austauschmöglichkeiten.

D. h. Junktoren werden nicht nur auf einer Ebene betrachtet, sondern es werden alle drei relevanten Sprachebenen gleichzeitig analysiert: graphematische, lexikalische und syntaktische. Zusätzlich ist die Gefahr zu meiden, mittelniederdeutschen (oder frühhochdeutsch interferierten) Junktoren neuhochdeutsche Eigenschaften zuzuschreiben, sowohl im Funktionsgebrauch, als auch in der Semantik. Eine weitere Besonderheit des Textes darf bei der Analyse der Junktoren nicht außer Acht gelassen werden: Der Erzählteil des *Reynke Vosz de olde* ist versifiziert genauso wie in der Lübecker Vorlage, auch zahlreiche Zitate sind versifizierten Prätexten entnommen. Daraus können sich Verschiebungen bei der Wortstellung und reimbedingte Ausklammerungen ergeben, die

aufgrund ihrer nicht-prosaischen Gestalt gesondert betrachtet werden müssen.

6. Schlussbemerkungen

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich auch Einzeltexte und nicht nur große repräsentative Textkorpora für variablenlinguistische Untersuchungen eignen. Allerdings muss in jedem Einzelfall die extralinguistische Seite als mögliche Quelle für Einflüsse und Interferenzen sowie Mischerscheinungen jeglicher Art mit betrachtet werden. Im Fall des Rostocker Tierepos *Reynke Vosz de olde* darf tatsächlich nicht nur im engeren Sinne variablenlinguistisch vorgegangen werden. Bei der Auswertung aller im Rahmen der variabelengestützten Analyse erworbenen Ergebnisse ist eine Rückkopplung an die Prätexte, falls solche ermittelt werden können, und die Lübecker Vorlage als Vergleichsquelle erforderlich. Um eine Zuordnung des Tierepos in den Kontext der Rostocker Drucktradition der Mitte des 16. Jahrhunderts zu ermöglichen, ist jedoch eine Heranziehung weiterer Drucke von LUDWIG DIETZ sowie eventuell von anderen Rostocker Druckern und unterschiedlicher Textsorten notwendig. Mit anderen Worten, um vergleichbare sprachliche Befunde zu bekommen, muss doch ein Referenztextkorpus aufgebaut werden. Eine „kontextlose“ variabelengestützte Analyse der Rostocker *Reynke Vosz de olde*-Ausgabe ist denkbar, wenn man die Varianten ausschließlich in ihrer Realisierung sowie die Variantenverteilung betrachten würde ohne weitere größere Einordnung in den sprachhistorischen wie -literarischen Kontext. Eine solche breiter aufgestellte, in gewissem Sinne interdisziplinäre Annäherung an das Rostocker Tieredepos verspricht einen deutlichen Erkenntnisgewinn sowohl für die sprachgeschichtliche Erforschung der späten Phase des Mittelniederdeutschen, als auch für die literaturwissenschaftlich ausgerichtete Produktions- und Rezeptionsgeschichtsforschung der niederdeutschen *Reynke de Vos*-Drucke.

Literatur

Textausgaben und Prätexte

- AGRICOLA, JOHANNES (1534): Sybenhundert vnd Fünfftzig Teütscher Sprichwörter / verneüwert vnd gebessert. Hagenau.
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG (1794): Reinecke Fuchs: in zwölf Gesängen. Berlin.
- GOTTSCHED, JOHANN CHRISTOPH (1752): Heinrichs von Alkmar Reineke der Fuchs: mit schönen Kupfern; Nach der Ausgabe von 1498 ins Neuhochdeutsche übersetzt, und mit einer Abhandlung, von dem Urheber, wahren Alter und großen Werthe dieses Gedichtes versehen. Leipzig/Amsterdam.
- Reynke Vosz de olde / nyge gedrücket / mit sidlikem vorstande vnd schonen figuren erlúchtet vñ vorbetert (1539). Rostock: LUDWIG DIETZ.
- Reynke Vosz de olde (2010): Elektronische Ressource: URL: <<http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN633656895>>; Stand: 21.11.2016.
- Reynke Vosz de olde / nyge gedruacket / mit sidlikem vorstande vnd schonen figuren / erluchtet vnde vorbetert (1549). Rostock: LUDWIG DIETZ.
- SODMANN, TIMOTHY (Hrsg.) (1976): Reynke de Vos, Lübeck 1498. Nachdr. des einzig vollst. erhaltenen Ex. in der Herzog August Bibliothek (32.14 Poet.) in 500 num. Ex. Hamburg.

Forschungsliteratur

- Atlasprojekt ostmittelniederdeutscher Schreibsprachen. Webseite des Instituts für Germanistik der Universität Rostock. URL: <<http://www.germanistik.uni-rostock.de/mitarbeiter/professoren/prof-dr-andreas-bieberstedt/forschung/#c705693>>; Stand: 21.11.2016.
- BIELING, ALEXANDER (1884): Die Reineke-Fuchs-Glosse in ihrer Entstehung und Entwicklung. Berlin. (Schulprogramm des Andreas-Realgymnasiums in Berlin. 95).
- BOLL, FRANZ (1853): Ueber die sogenannte protestantische Glosse zum Reineke Voß. In: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 18, 178–179.
- BRANDES, KARL WILHELM HERMANN (1888): Rollenhagens Froschmeuseler und protestantische Glosse zum Reinke Vos. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 14, 1–4.
- BRANDES, KARL WILHELM HERMANN (Hrsg.) (1891): Die Jüngere Glosse zum Reinke de Vos. Halle a. S.

- FEDDERS, WOLFGANG (1993): Die Schreibsprache Lemgos. Variablenlinguistische Untersuchungen zum spätmittelalterlichen Ostwestfälischen. Köln [u. a.]. (Niederdeutsche Studien. 37).
- HELMERT-CORVEY, THEODOR (Hrsg.) (1989): Rechtsbuch der Stadt Herford: vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat der illuminierten Handschrift aus dem 14. Jahrhundert. Kommentarband: Edition und Übersetzung von WOLFGANG FEDDERS und ULRICH WEBER. Bielefeld. (Herforder Geschichtsquellen. 2.2).
- LASCH, AGATHE (1914): Mittelniederdeutsche Grammatik. Halle a. S.
- LISCH, GEORG CHRISTIAN FRIEDRICH (1839): Buchdruckerei des Buchdruckers Ludwig Dietz zu Rostock. In: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 4, 134–185.
- LOHMEIER, DIETER (1994): Ludwig Dietz. In: BRUHNS, ALKEN/LOHMEIER, DIETER (Hrsg.): Die Lübecker Buchdrucker im 15. und 16. Jahrhundert. Buchdruck für den Ostseeraum. Heide in Holstein, 85–87.
- LÜBBEN, AUGUST (1882): Mittelniederdeutsche Grammatik: nebst Chrestomathie und Glossar. Leipzig.
- MÄHL, STEFAN (2008): Geven vnde screven tho deme holme: variablenlinguistische Untersuchungen zur mittelniederdeutschen Schreibsprache in Stockholm. Uppsala. (Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi. 99).
- MÄHL, STEFAN (2014): Mehrgliedrige Verbalkomplexe im Mittelniederdeutschen: ein Beitrag zu einer historischen Syntax des Deutschen. Köln [u. a.]. (Niederdeutsche Studien. 57).
- MENKE, HUBERTUS (1992): Bibliotheca Reinardiana. Teil I: Die europäischen Reineke-Fuchs-Drucke bis zum Jahre 1800. Stuttgart.
- NERGER, KARL (1869): Grammatik des mecklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre. Leipzig.
- NYBØLE, R. STEINAR (1997): Reynke de Vos: Ein Beitrag zur Grammatik der frühen Lübecker Druckersprache. Neumünster. (Forschungen zum Niederdeutschen. 1).
- PACKPFEIFER, KATHARINA (1987): Studien zu Erhard Altdorfer. Wien.
- PETERS, ROBERT (1987–1990): Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teil I. In: Niederdeutsches Wort 27, 61–93; Teil II. In: Niederdeutsches Wort 28, 75–106; Teil III. In: Niederdeutsches Wort 30, 1–17.
- PETERS, ROBERT (2000): Die Diagliederung des Mittelniederdeutschen. In: BESCH, WERNER/BETTEN, ANNE/REICHMANN, OSKAR/SONDEREGGER, STEFAN (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.2), 1478–1491.

- PETTKE, SABINE (2000): Ludwig Dietz: zwei Anmerkungen zu Lebensweg und Druckwesen. In: *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* 115, 113–117.
- PROWATKE, CHRISTA (1989): Zur Ausbildung der Graphie in einer regionalen mittelniederdeutschen Literatursprache unter Berücksichtigung der schreibsprachlichen Situation im gesamten deutschen Sprachraum am Beispiel ausgewählter Quellen der Rostocker Druckerei des Ludwig Dietz (1512–1559). *Philologische Dissertation* maschinell. Rostock.
- RESKE, CHRISTOPH (2007): Ludwig Dietz. In: RESKE, CHRISTOPH (Hrsg.): *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet: auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing*. Wiesbaden, 794–795.
- ROMARE, ELISABETH (2004): Präpositionen und Präpositionalisierungsprozesse: der räumliche Bereich im Alt- und Mittelniederdeutschen. *Göteborg. (Göteborger germanistische Forschungen. 44)*.
- SANDERS, WILLY (1982): *Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch: sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen*. Göttingen.
- SCHAFFERUS, ELLA (1933): *Der Verfasser der jüngeren Glosse zum Reinke de Vos*. *Philologische Dissertation*. Hamburg.
- TEM MEN, MAREIKE (2006): *Das „Abdinghofer Arzneibuch“: Edition und Untersuchung einer Handschrift mittelniederdeutscher Fachprosa*. Köln.
- WALLMEIER, NADINE (2013): *Sprachliche Muster in der mittelniederdeutschen Rechtssprache: zum Sachsenspiegel und zu Stadtrechtsaufzeichnungen des 13. bis 16. Jahrhunderts*. Köln [u. a.]. (*Niederdeutsche Studien*. 55).
- WIECHMANN-KADOW, CARL MICHAEL (1857): Drucke von Ludwig Dietz. In: *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* 22, 241–261; Nachtrag, ebd. 262.

SABRINA ULBRICH-BÖSCH

Zur unterschiedlichen Tempusverwendung in drei Berichten zur Pilgerreise Wilhelm III. von Thüringen im Jahre 1461

Abstract: Das deutsche Tempusystem entwickelte sich über viele Jahrhunderte zu dem uns heute bekannten. Um seine Herausbildung nachzuvollziehen, ist die frühneuhochdeutsche Periode besonders aufschlussreich, da sich hier die Tempusformen und deren Verwendungsweisen festigten. Besonders gut lässt sich das an Textsorten fassen, die eine gewisse Nähe zur Mündlichkeit aufweisen und es erlauben, sprachliche Phänomene anhand der Schreibsprache nicht gelehrter oder literarisch versierter Schichten zu analysieren. Eine solche Textsorte sind Reiseberichte, denn bei ihren Verfassern handelt es sich meist um Laien mit relativ wenig ausgefeilten Schreibkenntnissen. In diesem Beitrag, der zugleich eine Pilotstudie darstellt, wird die Tempusverwendung in drei parallel überlieferten Berichten zur Pilgerreise Wilhelm III. von Thüringen nach Jerusalem im Jahre 1461 untersucht und gegenübergestellt.

1. Hinführung

Das deutsche Tempusystem entwickelte sich über viele Jahrhunderte zu dem uns bekannten und war erst im 16. Jahrhundert voll ausgeprägt. So kannte das Althochdeutsche, „[e]benso wie die anderen älteren germanischen Sprachen“ (vgl. SCHRODT/DONHAUSER 2003, 2515), lediglich zwei Zeitformen: Präteritum und Präsens, die entweder auf Vergangenes oder auf Nicht-Vergangenes referierten und wie im Gegenwartsdeutschen synthetisch gebildet wurden. Außerdem existierten bereits in der althochdeutschen Zeit die Vorläufer der Perfekt- und Plusquamperfekt-Periphrasen,¹ während sich das *werden*-Futur erst seit

¹ Die Begriffe „periphrastisch“ und „analytisch“ werden in diesem Zusammenhang synonym verwendet. Verbalformen sind dann periphrastisch oder analytisch, wenn sie durch Umschreibungen gebildet werden, sich also aus mehr als einem Verb zusammensetzen (vgl. etwa FLEISCHER/SCHALLERT 2011, 121).

dem späten Mittelhochdeutschen herausbildete und damit aber nur eine Variante zur Realisierung zukünftiger Ereignisse darstellte (vgl. SCHRODT/DONHAUSER 2003, 2515).

Um die Veränderung im Tempussystem nachzuvollziehen, ist die frühneuhochdeutsche Zeit besonders aufschlussreich. Denn sie ist die „Sprachstufe, in der die Weichen für die weitere Entwicklung des Deutschen gestellt wurden“, indem „komplizierte, vielschichtige Ausgleichsprozesse [...] statt[fanden], die zu einer Reduzierung der Variantenvielfalt führten“ (WILKE 2006, 2). Um diese Prozesse abseits von einer gewissen Normiertheit zu beobachten, wie sie für die Schreibsprache des Verwaltungsapparats und der „hohen“ Literatur bereits angenommen werden kann, eignen sich besonders Reiseberichte. Denn bei ihren Verfassern handelte es sich meist nicht um Dichter, umfassend gebildete Kleriker oder Hochadlige, die sich einer spezifischen Literatur-, Kanzlei- oder Stadtsprache bedienten, sondern um Laien mit weniger ausgefeilten Lese- und Schreibkenntnissen. Wer seine Erlebnisse bei einer Pilger-, Handels- oder Entdeckungsreise festhielt, tat dies häufig ohne die Intention, ein (breites) Publikum zu erreichen und ohne sich Gattungszwängen unterzuordnen (vgl. HUSCHENBETT 1998, XIV). So sind diese Berichte oft nur skizzenhaft angefertigt und stilistisch wenig ausgereift. Genau in dieser relativen Unmittelbarkeit der Sprache, der Nähe zur Mündlichkeit, liegt eine Chance für die Sprachgeschichte, volksnäheres Schreiben zu untersuchen.

An drei handschriftlich überlieferten Parallelberichten zur Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm III. von Thüringen nach Jerusalem im Jahre 1461 soll aufgezeigt werden, welche Tempusformen unterschiedliche, z. T. aus verschiedenen Sprachräumen und sozialen Schichten stammende Verfasser bei der Darstellung derselben Reise verwenden, womit erste Ergebnisse aus einer größeren Untersuchung zum Tempusgebrauch in frühneuhochdeutschen Reiseberichten geliefert werden.

2. Überblick über die Entwicklung des deutschen Tempussystems

2.1 Einführendes

Das Germanische behielt aus dem „Formenreichtum des idg. Verbal-systems“ (PAUL 2007, 287) nur zwei Tempora: Ein synthetisches Präsens zur Bezeichnung von Gegenwärtigem und ein synthetisches Präteritum zum Ausdruck von Vergangenen. Die vier analytisch gebildeten Tempusformen Perfekt und Plusquamperfekt, Futur I und Futur II bildeten sich erst im Laufe der deutschen Sprachgeschichte heraus, wie im Folgenden überblickshaft dargestellt werden soll.

2.2 Die Entstehung der Perfekt- und Plusquamperfekt-Periphrase

Die Vorläufer der Perfekt- und Plusquamperfekt-Periphrasen existierten bereits im Althochdeutschen. Sie wurden aus einer Präsens- bzw. Präteritalform von ahd. *sîn* oder *wesan* ‘sein’ bzw. ahd. *habēn* oder *eigan* ‘haben’/‘besitzen’ in Kombination mit einem Partizip II gebildet. Jedoch entwickelte sich die temporale Bedeutung dieser Konstruktion erst allmählich, da *haben* und *sein* ursprünglich als Voll- bzw. als Kopulaverben verwendet wurden und das Partizip sich wie ein Adjektiv eigenständig auf das Subjekt bzw. Objekt des Satzes bezog. Illustriert werden kann das an neuhochdeutschen Sätzen wie *ich habe das Haus gebaut* in der Bedeutung ‘ich habe/besitze das Haus als gebautes’/‘ich besitze das gebaute Haus’ und *das Kind ist auf und ab gehüpft* in der Bedeutung ‘das Kind ist ein auf und ab Gehüpftes’/‘es ist ein auf und ab gehüpftes Kind’. Darin fungieren *haben* und *sein* nicht als Hilfs- sondern als Voll-/Kopulaverben. Die Partizipien nehmen die Position prädikativ verwendeter Adjektive wie in *er ist hungrig* ein, wobei sich *gebaut* auf das Objekt *Haus* bezieht und *gehüpft* auf das Subjekt *Kind* (vgl. FLEISCHER/SCHALLERT 2011, 123–125). Die Bedeutung in analytischen Tempusformen wie dem heutigen Perfekt *ich habe das Buch gelesen* hingegen ergibt sich „aus dem Zusammenspiel der involvierten Verben“ (FLEISCHER/SCHALLERT 2011, 123), indem *haben* und *sein*

bloße Auxiliare sind, die ihre (temporale) Bedeutung erst in Kombination mit dem Partizip erhalten.

Perfekt und Plusquamperfekt wurden im Frühneuhochdeutschen dann fest im Tempussystem integriert (vgl. ausführlich etwa FLEISCHER/SCHALLERT 2011, 123–128; ÖHL 2009 und SCHRODT/DONHAUSER 2003, 2515–2517).

2.3 Zum Präteritumschwund

Im 15. und 16. Jahrhundert kam es zu einer Verdrängung des Präteritums durch das sich etablierende Perfekt insbesondere im oberdeutschen Raum, deren Reflexe noch heute in der oberdeutschen Mündlichkeit beobachtbar sind. FISCHER (2015, 107) spricht in diesem Zusammenhang von einem „nördlichen Präteritumerhaltungs[-]“ und einem „südlichen Präteritumschwundgebiet“.

Zur Erklärung dieses Phänomens existieren verschiedene Theorien. REIS (1891) sieht den Ursprung in der im Oberdeutschen durchgeführten Apokope des *e*, die bei den schwachen Verben in der 3. Person Singular einen Formenzusammenfall von Präteritum und Präsens bewirkte (das Präteritum *sagte* wurde zu *sagt* verkürzt). Das Perfekt fungiere somit als Ersatzform für ein undeutlich gewordenes Präteritum. In einem weiteren Schritt sei dieser Prozess dann auf die starken Verben ausgeweitet worden.

Andere Erklärungen (etwa DENTLER 1997 und JÖRG 1976) gehen von einem Funktionszusammenfall aus, bei dem das Perfekt in den Bereich des Präteritums eindringe, also nicht mehr nur perfektive Bedeutung habe, sondern auch zur Bezeichnung der einfachen Vergangenheit genutzt werde. Dieser Prozess führe in der Konsequenz zum Schwund des nicht mehr benötigten Präteritums.

(Ein Überblick findet sich in der aktuellsten Untersuchung zum Präteritumschwund bei FISCHER 2015, 110–111; vgl. außerdem etwa bei REICHMANN/WEGERA 1993, 388–389 und SCHRODT/DONHAUSER 2003, 2518–2520).

2.4 Zur Entstehung doppelter Perfektformen

Lange wurde mit dem oben genannten Präteritumschwund ein anderes Phänomen erklärt: Das Entstehen doppelter Perfektformen wie *ich habe das Buch gelesen gehabt*, die auch noch heute in der mündlichen Sprache vor allem oberdeutscher Sprecher zu beobachten sind. Sie wurden dann „als Ersatzformen der vom Präteritumschwund mit betroffenen Plusquamperfektformen gedeutet“ (SCHRODT/DONHAUSER 2003, 2516) und nahmen somit den Funktionsbereich des Plusquamperfekts ein: Die Referenz auf vorvergangene Ereignisse. Doch diese Erklärung kann durch Arbeiten der letzten Jahre verworfen werden. Zum einen stellt RÖDEL (2007, 19) auch für das nicht vom Präteritumschwund erfasste Mittelniederdeutsche doppelte Perfektformen fest. Zum anderen kann BUCHWALD-WARGENAU (2012, 69) nachweisen, dass doppelte Perfektformen bereits im 14. und 15. Jahrhundert, also noch vor dem Präteritumschwund bzw. zeitgleich mit seinem Auftreten, im Westmitteldeutschen auftauchten. Sie listet darüber hinaus doppelte **Plusquamperfekt**formen seit dem 15. Jahrhundert auf, was „deutlich die Grenzen der Präteritumschwundhypothese auf[zeigt]“ (BUCHWALD-WARGENAU 2012, 74).

2.5 Die Entstehung des *werden*-Futurs

Die Futurperiphrase *werden* + Infinitiv etablierte sich erst in frühneuhochdeutscher Zeit; einzelne Belege finden sich aber bereits im Mittelhochdeutschen. Bedeutungskonstituierend dabei ist das Verb *werden*, in dem sowohl inchoative/ingressive² als auch futuristische Bedeutung angelegt ist. So kann der Satz *ich werde arbeiten* aussagen, dass jemand, der noch nicht arbeitet, zu arbeiten beginnt. Gleichzeitig findet sich in dieser Aussage bereits ein Zukunftsbezug, da die Ereignis- nach

² Unter „ingressiv“ versteht man das plötzliche, unter „inchoativ“ das allmähliche Einsetzen einer Verbalhandlung (*loslaufen* vs. *welken*), vgl. BUSSMANN (2008, 281 und 292).

der Sprechzeit liegt, wodurch *werden* allmählich die Funktion als Auxiliär bei der Wiedergabe zukünftiger Ereignisse übernahm.

Bis etwa ins 16. Jahrhundert hinein konkurrierte *werden* + Infinitiv noch mit anderen Möglichkeiten, futuristische Bedeutung auszudrücken. Im Alt- und Mittelhochdeutschen schon standen Modalverben mit einem Infinitiv und besaßen neben einer modalen insbesondere auch temporale Bedeutung, die auch heutigen Konstruktionen mit Modalverben noch inhärent ist: *ich möchte spazieren* bringt nicht nur einen Wunsch zum Ausdruck, sondern auch die Wahrscheinlichkeit, dass nach dem Zeitpunkt des Sprechens auch tatsächlich ein Spaziergang stattfindet.³ Bis um 1500 gab es als weitere Möglichkeit den Komplex *werden* + Partizip I. Außerdem kann damals wie heute auch das formale Präsens (teils unter Hinzufügung deiktischer Ausdrücke) gewählt werden, um Zukünftiges zu bezeichnen (vgl. ausführlicher etwa FLEISCHER/SCHALLERT 2011, 137–139; REICHMANN/WEGERA 1993, 391–394 und SCHRODT/DONHAUSER 2003, 2515–2518).

Das Futur II erschien nach OUBOUZAR (1974, 86) in der Mitte des 16. Jahrhunderts, wird jedoch erst in neuhochdeutschen Grammatiken verzeichnet. Damit stellt seine Grammatikalisierung die letzte Etappe beim Ausbau des deutschen Tempussystems dar.

3. Die Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm III. von Thüringen nach Jerusalem im Jahre 1461 und ihre Berichte

3.1 Einführendes

Für das Reisen im Mittelalter gab es im Grunde nur zwei Motive: Entweder wurde eine Reise aus beruflichen Gründen unternommen oder aber aus der Absicht zu pilgern (vgl. WOLF 1989, 82). Jerusalem „übte [...] seit den Kreuzzügen auf die Christen eine besondere Anziehungskraft aus“, und war als „der Mittelpunkt der christlichen mittelalterlichen Welt“ (DENKE 2011, 2) das beliebteste Pilgerziel. Seit der 2. Häl-

³ Vgl. die Bildung des Futur I mit *will* + Infinitiv im Englischen.

te des 14. Jahrhunderts bildete sich ein „regelrechter Pilgertourismus“ (WOLF 1989, 92) für Jerusalemreisen heraus: Schifffahrer organisierten zwei Mal im Jahr die Route Kreta-Rhodos-Zypern-Jaffa und übergaben die im Heiligen Land angekommenen Pilger in die Obhut der Franziskaner, die von einheimischen Wächtern begleitet wurden und mit den Pilgern ein festes Programm absolvierten (vgl. ausführlich WOLF 1989, 92–93). Ihren Höhepunkt erlebten die Pilgerreisen im 15. Jahrhundert, bevor sie im Zuge der Reformation an Popularität einbüßten (vgl. WOLF 1989, 83). Ein Reisender in dieser Blütezeit war Landgraf Wilhelm III. von Thüringen, der 1461 mit einer großen Gesandtschaft nach Jerusalem aufbrach. Er selbst hinterließ keine Aufzeichnungen über seine Pilgerfahrt, doch befanden sich in seinem Gefolge drei Männer, die ihre Erlebnisse niederschrieben und deren Berichte die Grundlage für die folgende Untersuchung bilden.

3.2 Die Berichte

3.2.1 Bruder Henrich

Eine dieser Reisebeschreibungen stammt von Bruder Henrich.⁴ Er zählt sich selbst zu den *gemeyn bruder* (vgl. Edition JACOBS 1868, 198), was darauf schließen lässt, dass es sich um einen Pilger(bruder) des gemeinen, also niederen Standes handelt (vgl. HERZ 1998, 198 und die Artikel *gemein* und *bruder* bei LEXER-Online). Das Substantiv *bruder* lässt aber auch eine Interpretation als Klostergeistlicher zu, weshalb die soziale Stellung des Verfassers nicht abschließend geklärt und damit eine Identifizierung nicht möglich ist.⁵ Die heute nur noch als Fragment

⁴ Schreibweise des Namens zur Vergleichbarkeit übernommen von HERZ (1998, 175).

⁵ Sein Bericht wird vielfach unter dem Namen *Graf Heinrich d. A. von Stolberg* geführt, vgl. etwa JACOBS (1868) und PARAVICINI (2001, 141). HERZ (1998, 198) hat aber herausgestellt, dass diese Zuschreibung falsch ist, was nicht zuletzt daran liegt, dass er den Verfasser in einer niederen sozialen Schicht vermutet.

erhaltene Handschrift⁶, die kurz nach der Reise entstand, wurde im Harz verfasst (vgl. HERZ 1998, 198) und enthält viele thüringische Formen, vereinzelt aber auch niederdeutsche (vgl. JACOBS 1868, 177).

3.2.2 Anonymus

Ein weiterer Parallelbericht entstand um 1461 im thüringischen Raum (vgl. HERZ 1998, 190–191).⁷ Konsens darüber, wer sein Schreiber ist, herrscht nicht. Es existiert keine Selbstnennung im Text, doch wird der Bericht in der Forschungsliteratur häufig Apel Steinhausen zugeordnet (vgl. zuletzt HERZ, 190 und 1990, 1142 sowie PARAVICINI 2001, 136). In der dem eigentlichen Bericht folgenden Teilnehmerliste zur Pilgerfahrt findet sich der Eintrag *Apell Steinhauwßßen Schreiber* (f. 57^v), der als fürstlicher Schreiber Wilhelms III. tatsächlich den Bericht verfasst haben könnte.

3.2.3 Hans Koppler

Auch Hans Koppler⁸, ein Salzburger Schmied, möglicherweise Goldschmied, der zur Oberschicht gehörte und zeitweise auch Bürgermeister Salzburgs war, berichtete von dieser Pilgerreise (HERZ 1998, 177–179). Sein Bericht wird erstmals durch die Edition von HERZ (1998, 202–224) der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt und ist in zwei, auf die

⁶ Wernigerode, LA Magdeburg, Landesarchiv – Außenstelle Wernigerode, Rep. H Stolberg-Wernigerode, H. A. A1 Fach 4 Nr. 2.

⁷ Gotha, Forschungsbibliothek, Cod. Chart. B 54, f. 2^v-112^v. Ich danke der Forschungsbibliothek Gotha für die Bereitstellung der Handschrift. Zahlreiche Abschriften und Bearbeitungen vgl. HERZ (1998, 191–198).

⁸ Auch hier wird wieder auf die Schreibweise des Namens von HERZ (1998, 198) zurückgegriffen, Selbstnennung im Reisebericht *Hanns Coplär* (vgl. Edition HERZ 1998, 203). PARAVICINI (2001, 140) verzeichnet ihn in seiner Auflistung aller europäischen Reiseberichte des 14. bis 16. Jahrhunderts als *Hans Chöplar*.

Zeit um 1470 datierten Handschriften aus dem Salzburger Raum überliefert.⁹

4. Analyse

4.1 Vorgehen

Um eine gewisse Vergleichbarkeit zu gewährleisten, werden aus den Texten von Bruder Henrich und dem anonymen Verfasser je 450 Verbelege und aus dem Bericht von Hans Koppler 444¹⁰ untersucht, wobei erweiterte Infinitive mit *zu* und elliptische Strukturen mit einem Partizip II ohne Auxiliar (*am Samstag in Jerusalem gewesen*) keine Beachtung finden. Von diesen 450 bzw. 444 Belegen sind für diese Untersuchung jedoch nur diejenigen von Belang, deren Prädikate im Aktiv und Indikativ stehen; Passiv-, Imperativ- und Konjunktivformen wurden heraus gerechnet,¹¹ um den Fokus auf die Verwendung der Tempusformen zu legen und etwaiger Vermischung mit modaler Bedeutung entgegenzuwirken.¹² Die Menge der endgültig betrachteten Verbformen kann von Text zu Text somit leicht variieren.

Diese Formen werden **formal** den Tempora Präsens und Präteritum, Perfekt, Plusquamperfekt und ggf. Futur zugeordnet. Darüber

⁹ Wien, ÖNB, Cod. 3080, f. 1^{ra}-6^{rb} (Sigle: W) und München, BSB, Cgm 337, f. 239^{ra}-245^{vb} (Sigle M), vgl. dazu HERZ (1998, 186–187). HERZ wählte den Wiener Codex als Leithandschrift (vgl. HERZ, 176).

¹⁰ Bei Hans Koppler sind es aufgrund der Text Kürze weniger.

¹¹ Ebenso Zweifelsfälle bei denen – unter Kontextbetrachtung – nicht eindeutig zwischen Konjunktiv und Indikativ unterschieden werden konnte. Dabei handelt es sich ausschließlich um mit einer Form von *hæten/hetten* gebildete Verbalkomplexe aus dem Bericht von Bruder Henrich, wobei *hæten/hetten* formal sowohl einen Indikativ Präteritum oder Konjunktiv Präteritum repräsentieren kann, vgl. etwa PAUL (2007, 283–284).

¹² Dies ist im Falle von Verbalkomplexen mit Modalverben nicht immer möglich.

hinaus auftretende Formen fallen unter die Sammelbezeichnung „Andere“. Im zweiten Schritt werden die Formen auf ihre Bedeutung bzw. zeitliche Referenz hin überprüft. Dabei werden als Kategorien „atemporal“, „vergangen“, „vorvergangen“ und „modal“ bzw. „modal/vergangen“ (im Folgenden „modal/v“) und „modal/vorvergangen“ („modal/vv“) genutzt. Als „atemporal“ gelten überzeitlich verallgemeinerbare Zustände und Tatsachen wie die Länge eines Weges oder die Bezeichnung von Ländern und Städten. Ferner gehören dazu insbesondere im Pilgerkontext Reiseabläufe, die sich auf jeder Pilgerreise wiederholen und im Bericht vom Verfasser nicht als persönliche Erlebnisse unter Verwendung der Personalpronomen *ich* oder *wir* dargestellt werden, sondern als generelle Etappen, wie man sie auch im modernen Reiseführer finden könnte, so etwa bei Hans Koppler *darnach fert man für ain gesloss* (‘danach zieht man zu einem Schloss’).¹³

Der Terminus „vergangen“ bezeichnet das reguläre Reisegeschehen, das sich aus Perspektive der Verfasser in der Vergangenheit befindet. Vorvergangenes hingegen ereignete sich entweder bereits vor der Reise (bzw. soll sich wie im Falle vom Leben und Wirken Jesu Christi vor der Reise ereignet haben) oder ist selbst Teil der Pilgerhandlung, wenn während des chronologischen Erzählens ein Einschub über ein zurückliegendes Ereignis retrospektiv erfolgt (*ich besorgte an Land Proviant, sprach mit den Landbewohnern und ging zurück aufs Schiff, so wie ich es bereits letzte Woche einmal tat*).

Die unter „modal“ subsummierten Formen sind entweder Modalverben oder Verbalkomplexe mit infinitivregierenden Modalverben, die Wünsche, Befehle, Möglichkeiten etc. zum Ausdruck bringen. Diese können sowohl überzeitlich sein (*bei Gewitter darf man nicht ins Wasser gehen*), Teil des Reisegeschehens oder einer vorvergangenen Handlung. Ob dabei auch auf die Zukunft referiert wird, muss von Fall zu Fall analysiert werden.

¹³ REICHMANN/WEGERA (1993, 287) sprechen, sofern diese Zustände durch das Präsens bezeichnet werden, vom „atemporalen Präs[ens]“.

Im Folgenden wird zunächst ein Überblick über die genutzten Tempusformen und deren Bedeutungen bzw. Referenzen zu jedem der Berichte gegeben. Die Befunde dieser Einzelanalysen werden in einem weiteren Schritt miteinander verglichen. Dabei spielt nicht nur eine Rolle, welche Bedeutungen die Zeitformen besitzen, sondern auch durch welche Zeitformen bestimmte Bedeutungen repräsentiert werden.¹⁴ Der Abschnitt „Resümee und Ausblick“ rundet die Untersuchung ab.

4.2 Bruder Henrich

4.2.1 Tempusverwendung

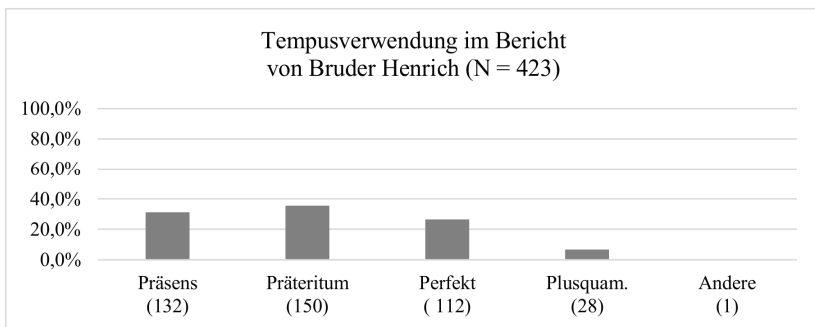


Abb. 1: Tempusverwendung im Bericht von Bruder Henrich

Von den ursprünglich 450 Belegen des Textes von Bruder Henrich sind für diese Untersuchung 423 Verbformen relevant. Von diesen stehen rein formal betrachtet, wie Abb. 1 zeigt, 31,2 % im Präsens, 35,5 % im

¹⁴ Die Angaben über die jeweiligen verwendeten Tempusformen und Bedeutungen erfolgen zur Vergleichbarkeit stets in Prozent, auch dann, wenn diese Werte aufgrund weniger Belege sehr niedrig sind. Die absoluten Zahlen können den Abbildungen entnommen werden und finden sich nur in Ausnahmen auch im Text.

Präteritum, 26,5 % im Perfekt und 6,6 % im Plusquamperfekt. Hinzu kommt ein Beleg, der außerhalb dieser Klassifizierung anzusiedeln ist:

*Item uff sonnabind [...] synt wir vmb mittage komen an eyn insel, heysset zceffolonya, vnd **wolden dar in gefarn haben**, sondern der wynt was wedder vns so stark, dasz wir zcu der rechten hant farn musten [...].*

(‘Am Samstag sind wir gegen Mittag zu einer Insel gekommen, die Kefalonia heißt und in die wir einfahren wollten, jedoch wehte der Wind so stark, dass wir rechts weiterfahren mussten’)

Nach REICHMANN/WEGERA (1993, 412–413) referieren solche Formen des Infinitiv Perfekts auf ein abgeschlossenes Ereignis, in der – wie im vorliegenden Fall – die gewollte Handlung bzw. Absicht nicht eingetreten ist.¹⁵

4.2.2 Tempusreferenz

Präsens

Von den 132 auftretenden Präsensformen referieren 93,2 % auf atemporale Zustände, 3,8 % auf vergangene und 1,5 % auf vorvergangene Ereignisse. 1,5 % besitzen darüber hinaus modale Bedeutung für zeitlich nicht lokalisierbare Zustände, die durch den Gebrauch des Modalverbs *mögen* (*daz haben die heiden in vnd dar **magk keyn cristen ingan** – ‘das gehört den Heiden und dahin möchte kein Christ reisen’*) evoziert wird¹⁶ (vgl. Abb. 2).

¹⁵ In einigen Grammatiken wie der *Duden-Grammatik* (2009, 557) findet man für den Gebrauch des Infinitiv Perfekts mit einem Modalverb den Terminus „epistemisch“, was „auf das Wissen des Sprechers“ bei der Äußerung hinweist. Zur Bildung des Infinitivs Perfekt im Neuhochdeutschen vgl. *Duden-Grammatik* (2009, 463).

¹⁶ Je nach Interpretation ist hier auch eine futuristische Bedeutung möglich.

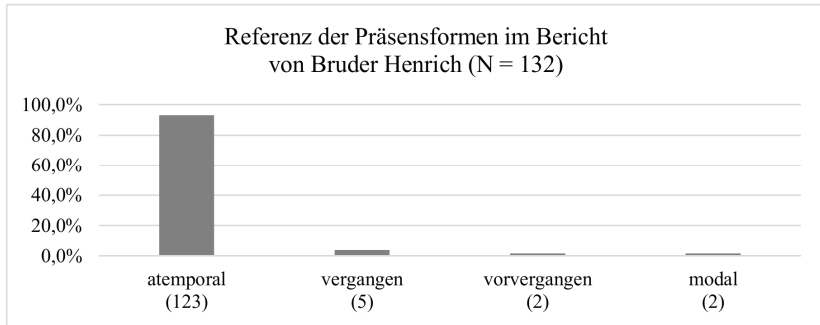


Abb. 2: Referenz der Präsensformen im Bericht von Bruder Henrich

Drei der sieben Formen, die sich auf Vergangenes und Vorvergangen beziehen, können allerdings als Ausreißer interpretiert werden, denn alle anderen Prädikate, die sich im Kontext des dort Berichteten befinden, wurden in den klassischen Vergangenheitstempora Präteritum, Perfekt und Plusquamperfekt verfasst.

Die vier verbleibenden, auf Vergangenes referierenden Formen sind eine nähere Betrachtung wert. Bei ihnen handelt es sich ausschließlich um Redeeinleitungen mit dem Verb *sprechen*. Zwar fanden diese Äußerungen in der Vergangenheit statt, nämlich auf der Pilgerreise, wo Bruder Henrich sie hörte, doch sind die geäußerten Sachverhalte nicht Teil der vergangenen Handlung, sondern Tatsachen oder Geschichten, die durchaus auch heute noch erzählt werden könnten, wie beispielsweise:

*In der selbigen capelln, als dy schiffluthe **sprechen**, ist eyn lamppe, dy bernet tagk vnd nacht*
(‘In derselben Kapelle, wie die Schiffsleute sagen, befindet sich eine Lampe, die Tag und Nacht brennt’)

Die Aussage der Schiffsbesatzung ist wiederholbar, wurde vermutlich allen Pilgern erzählt und hat somit atemporalen Charakter, was eine Verwendung der Präsensform durchaus rechtfertigt. Dass das Präsens in

diesem Text als historisches Präsens dient, kann folglich ausgeschlossen werden.

Präteritum

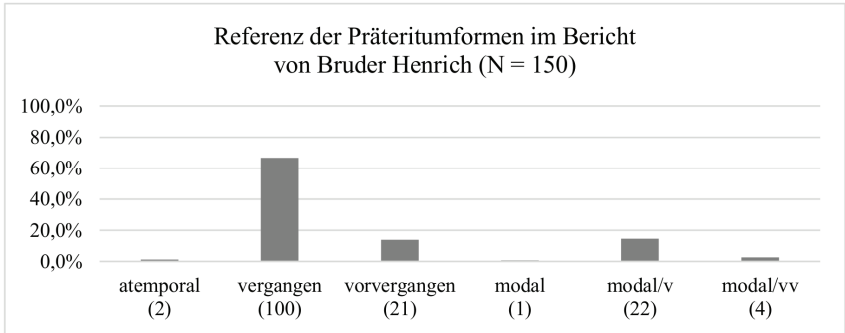


Abb. 3: Referenz der Präteritumformen im Bericht von Bruder Henrich

Die Hauptfunktion des Präteritums in diesem Text ist die Wiedergabe des Erlebten auf der Reise, so nehmen 66,7 % der 150 Präteritumbelege Bezug auf die einfache Vergangenheit; 14 % referieren auf vorvergangene Geschehnisse. Die modale Bedeutung ist an Handlungen in der Vergangenheit (14,7 %) oder Vorvergangenheit (2,7 %) gekoppelt. In einem einzelnen Beleg konkurriert darüber hinaus die modale mit der temporalen Bedeutung:

*dar vmb [...] der turke dy nach cristelichin setten lebin lesset, ydoch vmb eyns geringen willn **sulden sy eynen cristen toden***

(‘darum lässt der Türke diejenigen in Ruhe, die nach christlichen Sitten leben, jedoch würde/wird er bei geringstem Verdruss einen Christen töten’)

Außerdem gibt es zwei Tempusformen, die auf Atemporales referieren (vgl. Abb. 3).

Perfekt und Plusquamperfekt

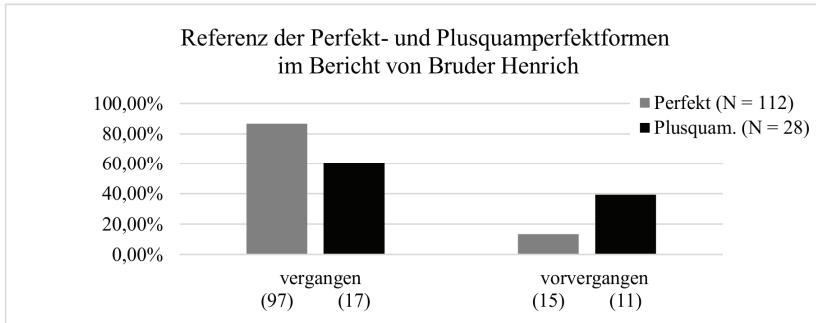


Abb. 4: Referenz der Perfekt- und Plusquamperfektformen im Bericht von Bruder Henrich

Sowohl Perfekt als auch Plusquamperfekt bezeichnen, wie Abb. 4 verdeutlicht, ausschließlich Ereignisse, die Bruder Henrich auf der Reise erlebt hat oder die zu Handlungen gehören, die vor der Pilgerfahrt stattfanden. Doch während das Perfekt nur in 13,4 % der Fälle auf die Vorvergangenheit Bezug nimmt, bezieht sich das Plusquamperfekt zu 39,3 % darauf. Dabei muss allerdings einbezogen werden, dass das Perfekt mehr als drei Mal häufiger als das Plusquamperfekt vorkommt und die Verwendung zur Schilderung vorvergangener Ereignisse, absolut gesehen, öfter durch das Perfekt erfolgt (15 vs. 11 Belege).

4.3 Anonymus

4.3.1 Tempusverwendung

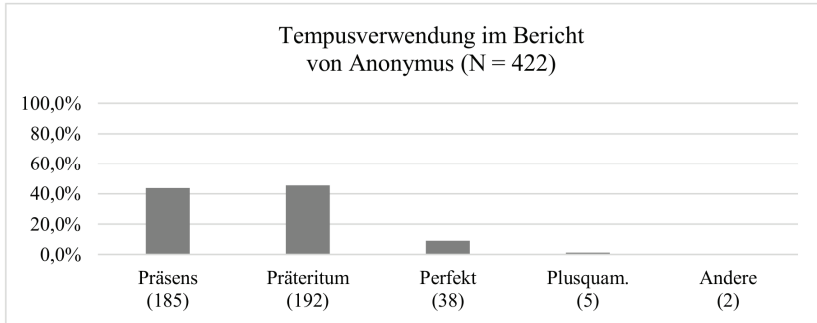


Abb. 5: Tempusverwendung im Bericht von Anonymus

Im Text des anonymen Verfassers, aus dem für diese Untersuchung 422 Verbformen analysiert wurden, finden sich, wie Abb. 5 illustriert, Präsens und Präteritum nahezu gleich häufig (Präsens 43,8 %, Präteritum 45,5 %). 9 % entfallen auf die Perfekt- und 1,2 % auf die Plusquamperfekt-Periphrase. Außerdem wird hier zwei Mal der Infinitiv Perfekt verwendet, wobei die Position der einzelnen Verben – das finite Verb steht zwischen Infinitiv und Partizip II – hervorzuheben ist, etwa:

*wulden vff zara, was der wyndt wieder vns, das wir vns **habin mussten gebin** vor die pforten*
 ('wir wollten nach Zadar, da war starker Wind, sodass wir uns an die Pforte begeben mussten')

4.3.2 Tempusreferenz

Präsens

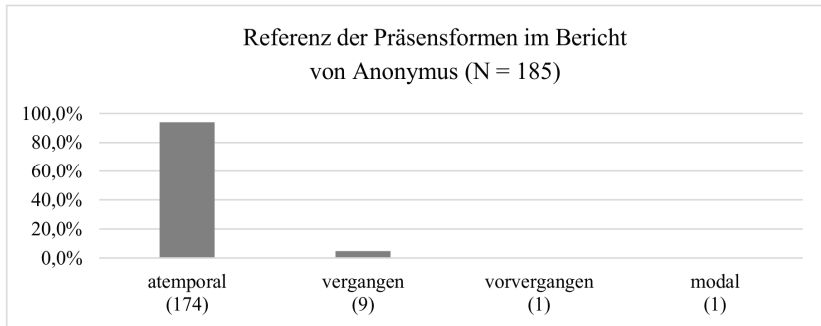


Abb. 6: Referenz der Präsensformen im Bericht von Anonymus

Wie Abb. 6 verdeutlicht, bezieht sich der Großteil der 185 Präsensformen auf zeitlich unbestimmte Zustände (94,1 %). Von den neun Belegen zur Referenz auf Vergangenes (4,9 %) fungieren fünf tatsächlich als eine Art historisches Präsens oder sind als Ausreißer zu interpretieren. Bei den verbleibenden handelt es sich um schwache Verben in der 3. Person Singular, teils kontrahiert (*glait* für Präsens *glaitet* ‘geleitet’ bzw. für Präteritum *glaitete* ‘geleitete’), weshalb eine Apokope hier wahrscheinlich ist und somit ein Präteritum anzusetzen wäre. Die mit dem Modalverb vorkommende Form ist eindeutig als modal und nicht als temporal-futuristisch zu interpretieren.

Präteritum

Das Präteritum verweist nur mit Ausnahmen auf Atemporales (2,6 %), seine Hauptfunktion ist die Darstellung der Reiseerlebnisse (87,5 %). Gelegentlich referiert es auf Vorvergangenenes (8,9 %) oder drückt Modalität in der Vergangenheit aus (1 %) (vgl. Abb. 7).

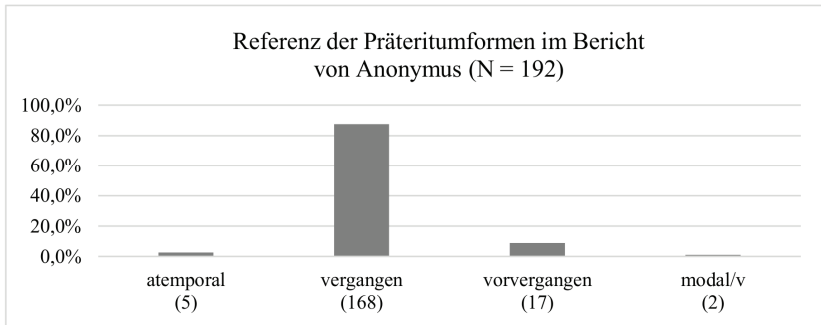


Abb. 7: Referenz der Präteritumformen im Bericht von Anonymus

Perfekt und Plusquamperfekt

Auch wenn das Perfekt, absolut betrachtet, nahezu acht Mal häufiger als das Plusquamperfekt auftritt (38 vs. 5 Belege), ist deren Verwendungsweise nahezu identisch: Beide schildern eher Vorvergangenes (40 %) als Vergangenes (60 %), wie in Abb. 8 zu sehen ist.

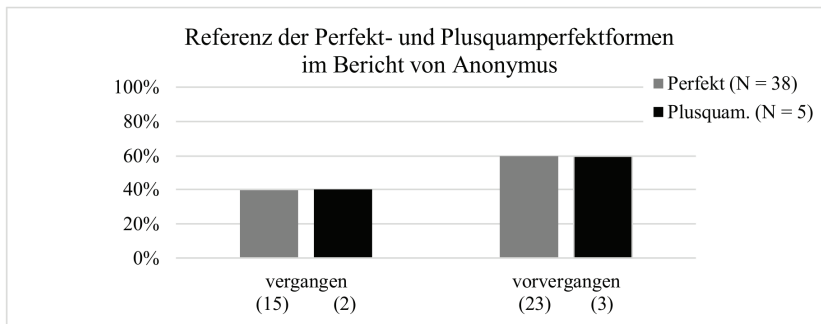


Abb. 8: Referenz der Perfekt- und Plusquamperfektformen im Bericht von Anonymus

4.4 Hans Koppler

4.4.1 Tempusverwendung

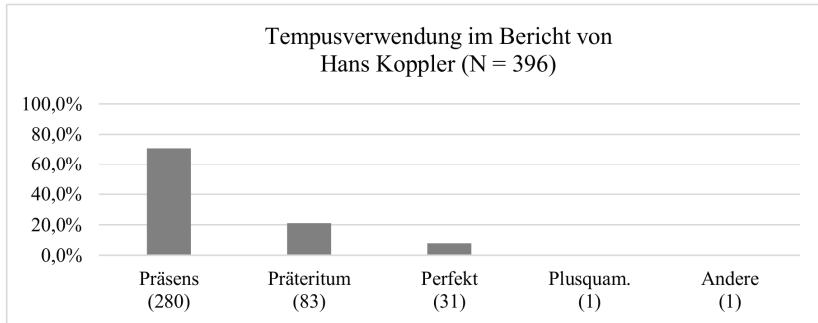


Abb. 9: Tempusverwendung im Bericht von Hans Koppler

Die Bestimmung der 396 Tempusformen im Bericht von Hans Koppler ist nicht ohne Probleme möglich, denn wie in einem Text aus dem oberdeutschen Raum zu erwarten, wurde hier sehr wahrscheinlich die *e*-Apokope durchgeführt, die bei den schwachen Verben die Zuordnung zu Präsens und Präteritum nicht eindeutig vornehmen lässt. Abb. 9 verdeutlicht das Ungleichgewicht von Präsens- und Präteritum: Während das (formale) Präsens zu 70,7 % vorkommt, liegt der Anteil der Präteritalformen bei nur 21 %. Jedoch kann diese Tatsache nicht allein durch die Apokope erklärt werden. Von den vermeintlichen 280 Präsensformen kommen nur 28 Prädikate in Betracht, die von diesem Phänomen betroffen sind, bei denen es sich also um schwache Verben in der 3. Person Singular mit Referenz auf Vergangenes bzw. Vorvergangenes handelt. Ein weiterer Grund ist in der Beschaffenheit des Kopppler'schen Berichts zu sehen. Im Gegensatz zu den anderen beiden „tagebuchartig angelegt[en]“ (HERZ 1998, 179) Texten über die Pilgerreise Wilhelms III. handelt es sich hier nicht um einen tatsächlichen Erlebnisbericht, sondern eher um eine knappe Reiseübersicht, in die nur teilweise persönliche Erlebnisse eingestreut sind. Viele seiner Erfah-

rungen werden verallgemeinert und sind auch auf zukünftige Reisen anwendbar.¹⁷

Daneben sind zu 7,8 % Perfektformen vorhanden, für das Plusquamperfekt existiert nur ein Beleg (0,3 %). Doch ist nicht auszuschließen, dass einige der dem Perfekt zugeordneten Verbalkomplexe mit dem Auxiliar *haben* in der 3. Person Singular eigentlich im Plusquamperfekt stehen und nur der Apokope zum Opfer gefallen sind.

Wie in den beiden anderen Reiseberichten existiert hier auch ein Beleg für das Partizip Perfekt (*da sy [...] den lichnam genomen wolten haben* – ‘da sie den Leichnam nehmen wollten’).

4.4.2 Tempusreferenz

Präsens

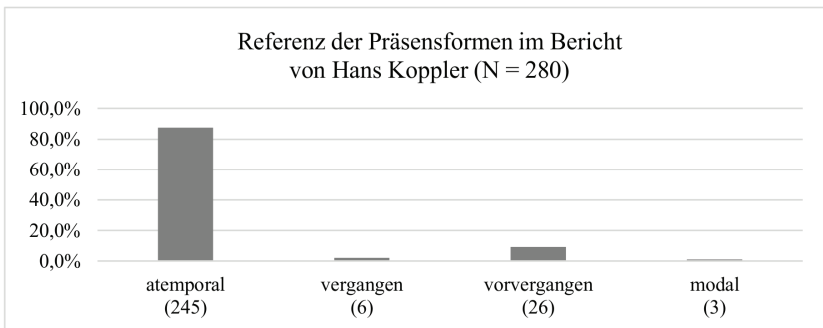


Abb. 10: Referenz der Präsensformen im Bericht von Hans Koppler

Unter Berücksichtigung der durch die Apokope ausgelösten potentiellen Fehlerquelle kann konstatiert werden, dass 87,3 % der Belege auf Atemporales referieren, während 2,1 % auf Vergangenes und 9,3 % auf Vorvergangenes Bezug nehmen. Die drei Modalverben enthaltenden

¹⁷ Dafür spricht auch die vergleichsweise häufige Verwendung von Passivkonstruktionen, die nicht in diese Analyse eingingen.

Konstruktionen (1,3 %) sind eindeutig als modal zu interpretieren (vgl. Abb. 10).

Präteritum, Perfekt und Plusquamperfekt

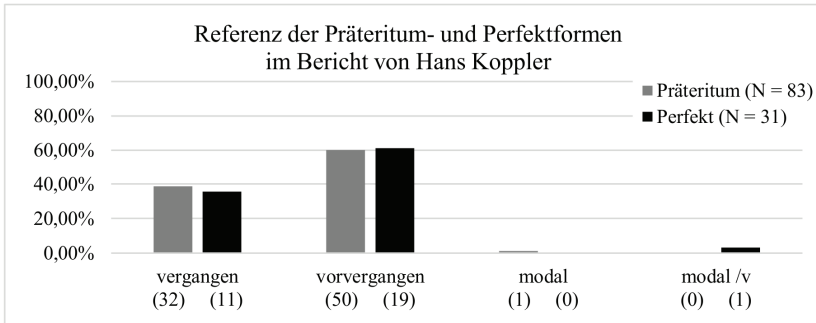


Abb. 11: Referenz der Präteritum- und Perfektformen im Bericht von Hans Koppler

Die Verwendungsweisen der Präteritum- und Perfektformen in diesem Text sind nahezu identisch: So nimmt der Großteil der Formen – 60,2 % beim Präteritum und 61,3 % beim Perfekt – Bezug zu vorvergangenen Handlungen (etwa *da die Juden Ysaia den propheten opfer-ten* – ‘da die Juden den Propheten Jesaja opferten’) Der Rest wird zur Darstellung der persönlichen Reiseerlebnisse genutzt (38,6 % und 35,5 %) sowie zum Ausdruck modaler Bedeutung, teils vorvergangen, teils atemporaler Handlungen und Zustände, wobei dafür jeweils nur ein Beleg existiert (vgl. Abb. 11).

Mit dem einzigen Plusquamperfektbeleg schildert Hans Koppler die Auffahrt Christi in den Himmel und verweist damit auf ein vorvergangenes Erlebnis.

4.5 Gegenüberstellung

4.5.1 Tempusverwendung

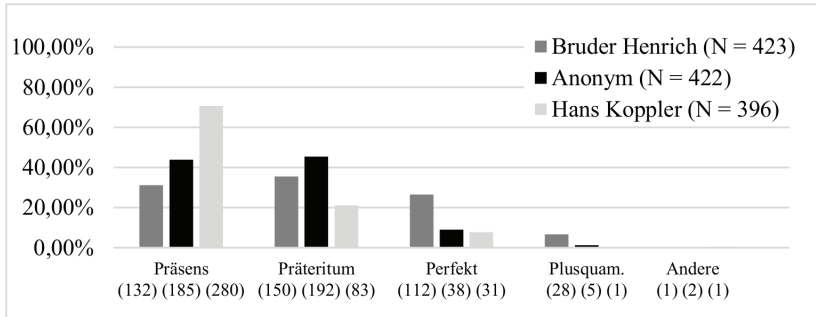


Abb. 12: Tempusverwendung in den Berichten von Bruder Henrich, Anonymus und Hans Koppler

Bei der Gegenüberstellung der textspezifischen Tempusbefunde ist eine klare Tendenz zum Gebrauch von synthetischen Tempusformen bei Hans Koppler und dem anonymen Verfasser sichtbar (vgl. Abb. 12). Während Anonymus annähernd gleich häufig Präsens (43,8 %) und Präteritum (45,5 %) verwendet, nutzt er nur zu 9 % Perfekt und zu 1,2 % Plusquamperfekt. Bei Hans Koppler findet sich ein sehr hoher Anteil an Präsens- (70,7 %), dafür ein vergleichsweise geringer Anteil an Präteritalformen (21 %). Das Perfekt nutzt er zu 7,8 % (und dabei ähnlich oft wie Anonymus), für das Plusquamperfekt ist nur ein Beleg vorhanden (0,3 %), womit er dafür die geringste Quote aufweist (vgl. Bruder Henrich 6,6 %, Anonymus 1,2 %).¹⁸ Bei Bruder Henrich hingegen ist der Anteil der synthetischen Vergangenheitsform Präteritum in etwa genauso hoch wie der Anteil der analytischen Tempusformen

¹⁸ Dass es sich bei einigen dem Präsens zugeordneten Belegen möglicherweise um apokopierte Präteritumbelege und bei einigen der Perfektbelege mit *haben* um Plusquamperfektbelege handelt, wurde bereits erläutert.

Perfekt und Plusquamperfekt zusammen (35,5 % vs. 33,1 %). Das Präsens allerdings gebraucht er von allen drei Verfassern am seltensten (31,2 %).

Verbformen, die nicht unter die vier Zeitformen zu subsumieren sind, finden sich nur marginal; neben den Infinitiv-Perfektformen, die in jedem Text ein bzw. zwei Mal auftreten, sind keine anderen Phänomene wie doppelte Perfektformen oder Futurformen feststellbar, die mit *werden* bzw. einem Modalverb umschrieben werden. Der einzige Beleg mit potentiell futurbezogenem Charakter ist die bei Bruder Henrich besprochene Konstruktion *dar vmb [...] der turke dy nach cristelichin setten lebin lesset, ydoch vmb eyns geringen willn sulden sy eynen cristen toden*, in der die modale mit der temporalen Bedeutung konkurriert, die aber formal dem Präteritum zugeordnet ist. Dass ein *werden*-Futur nicht nachgewiesen wurde, bedeutet jedoch nicht, dass im Tempusrepertoire der Verfasser kein *werden*-Futur existiert. Der Reisebericht stellt eben einen Bericht über bereits erlebte und nicht über zukünftige Reisen dar.

4.5.2 Tempuszuordnung

Um einen Überblick über die Bedeutungen der einzelnen Tempora zu bekommen, ist es aufschlussreich, die entgegengesetzte Perspektive einzunehmen und sich anzusehen, welcher Tempusformen sich die Verfasser bedienen, um auf atemporale Zustände, Vergangenes und Vorvergangenes zu referieren. Die modalen Konstruktionen wurden wegen des rein temporalen Fokus hierbei nicht beachtet.

atemporal

Um überzeitlich verallgemeinerbare Zustände zu schildern, gebrauchen alle Verfasser nahezu ausschließlich das Präsens (vgl. Abb. 13). Die zwei bzw. fünf Belege bei Bruder Henrich und Anonymus für das Präteritum können als Ausreißer interpretiert werden. Dass bei Hans Koppeler absolut gesehen die meisten Präsensbelege (245 vs. 123 und 174) zu finden sind, konnte bereits mit der Beschaffenheit des Berichts erklärt werden.

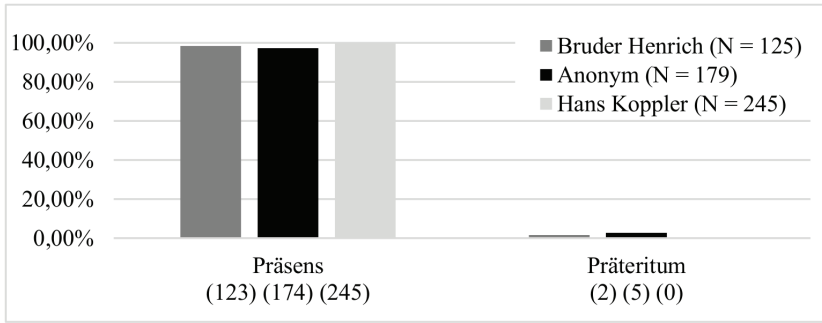


Abb. 13: Verwendete Tempusformen zur Referenz auf Atemporales in den Berichten von Bruder Henrich, Anonymus und Hans Koppler

vergangen

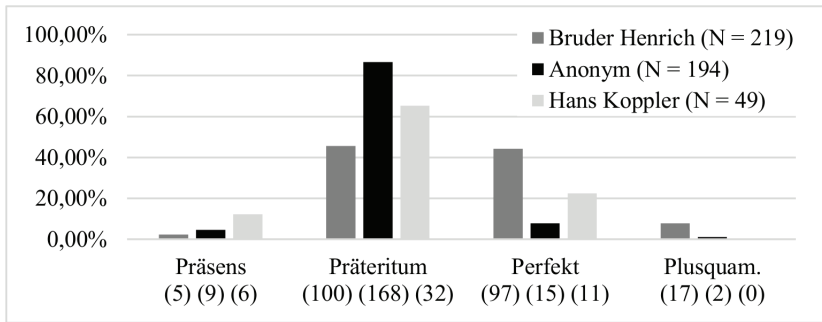


Abb. 14: Verwendete Tempusformen zur Referenz auf Vergangenes in den Berichten von Bruder Henrich, Anonymus und Hans Koppler

Wie Abb. 14 zeigt, fungiert als reguläres Erzähltempus, in dem die Erlebnisse der Pilger wiedergegeben werden, in allen Berichten das Präteritum, weshalb sich für diese Zeitform in der Literatur auch der Terminus „episches Präteritum“ (vgl. etwa PAUL 2007, 290) findet. Bruder Henrich jedoch verwendet genauso häufig auch das Perfekt

(44,2 %), wobei diese Tatsache als tatsächlicher Indikator für ein Eindringen des Perfekts in den Funktionsbereich des Präteritums interpretiert werden kann. Gelegentlich (7,8 %) wird in seinem Text in dieser Funktion das Plusquamperfekt gebraucht, aber auch beim anonymen Verfasser gibt es zwei Belege (1 %) für das Plusquamperfekt in dieser Verwendungsweise.

Ein generelles historisches Präsens kann trotz des Vorhandenseins von Präsensbelegen nicht angenommen werden, da zum einen die Beleganzahl nicht sonderlich hoch ist, und zum anderen unter den Formen bei Hans Koppler vermutlich apokopierte Präteritumbelege existieren, wie auch vereinzelt im Text des anonymen Verfassers.

vorvergangen

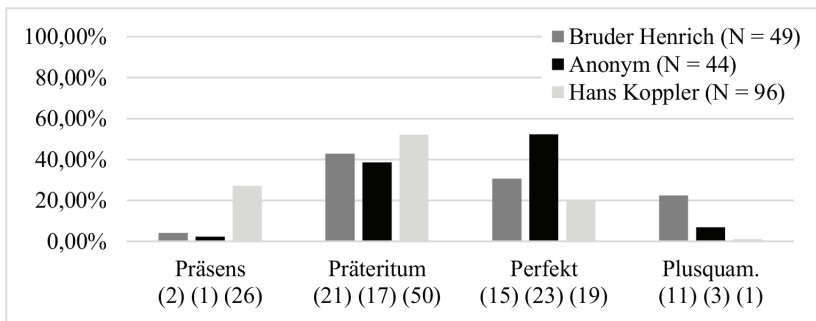


Abb. 15: Verwendete Tempusformen zur Referenz auf Vorvergangenes in den Berichten von Bruder Henrich, Anonymus und Hans Koppler

Mit Blick auf Abb. 15 zeichnet sich für die Referenz auf vorvergangene Ereignisse ein weniger eindeutiges Bild als bei den anderen beiden Bedeutungen. Doch zeigt sich bei der Betrachtung der durchschnittlichen Werte, dass das Präteritum mit 44,5 % häufiger als das Perfekt genutzt wird (34 %), wobei sich beim Bericht des anonymen Schreibers wiederum eher das Perfekt (52,3 %) als das Präteritum (38,6 %) findet. Das Plusquamperfekt wird von Anonymus und Hans Koppler selten (6 % und 1 %) genutzt – bei Hans Koppler handelt es sich sogar um nur

einen Beleg – kommt bei Bruder Henrich aber durchaus als Variante neben Perfekt und Präteritum vor (22,4 %). Für die Präsensbelege gilt, was bereits im Abschnitt zur Vergangenheit gesagt wurde: Bei Hans Koppler muss bedacht werden, dass unter den Präsensbelegen auch apokopierte Präteritumformen vorhanden sind.

Das vergleichsweise geringere Auftreten von Formen, die die Vorvergangenheit (189) bezeichnen, im Gegensatz zu denen für die einfache Vergangenheit (462), ist mit dem Inhalt der Texte zu erklären: Der Reisebericht berichtet primär über eine vom Verfasser erlebte Reise; Anekdoten und Geschichten aus früherer Zeit werden nur gelegentlich eingestreut.

5. Resümee und Ausblick

In der vorliegenden Untersuchung wurden drei parallel überlieferte Reisebeschreibungen zur Jerusalemfahrt Wilhelms III. im Jahre 1461 hinsichtlich ihrer Tempusverwendung analysiert. Dabei konnte festgestellt werden, dass die Verwendung der Zeitformen stark von der Beschaffenheit der Berichte abhängt. In den tagebuchartigen Texten des Bruder Henrichs und des anonymen Verfassers dominiert der Gebrauch des Präteritums als allgemeines Erzähltempus zur Darstellung des Erlebten. Hans Koppler hingegen bedient sich für seinen kürzeren Stationsbericht eher der Präsensformen und stellt damit sein persönliches Reisegeschehen allgemeingültig dar. Bei seinem Text handelt es sich dazu um den einzigen oberdeutschen Text aus dieser Triade, in dem, wie zu erwarten, Apokopen der schwachen Verben in den Präteritalformen festgestellt werden konnten, was aber wiederum in manchen Fällen eine zweifelsfreie Unterscheidung zwischen Präsens und Präteritum schwierig gestaltete. Trotz dieser Apokope ist bei ihm jedoch kein genereller Schwund des Präteritums und kein vergleichsweise hoher Perfektanteil nachzuweisen, womit die Aussage von REICHMANN/WEGERA (1993, 388) „In der Verwendung von Perfektformen in der Erzählung geht der Süden voran“ zunächst nicht bestätigt werden kann. Bei dem im Harzer Raum von Bruder Henrich verfassten Text finden sich

die meisten Belege für das Perfekt und Plusquamperfekt; auf alle drei Berichte bezogen ist allerdings eine Tendenz zum synthetischen Tempusgebrauch erkennbar. Handlungen, die vor dem eigentlichen Reisegeschehen abliefen, werden im Durchschnitt eher im Präteritum als im Perfekt geschildert, wobei der anonyme Verfasser häufiger das Perfekt verwendet und bei Bruder Henrich Präteritum, Perfekt und Plusquamperfekt nahezu gleichberechtigte Varianten darstellen. Abgesehen von vereinzelt Fällen, in denen ein Infinitiv Perfekt zur Bezeichnung gewünschter, aber nicht eingetretener abgeschlossener Handlungen dient, existieren keine Zeitformen neben Präsens und Präteritum, Perfekt und Plusquamperfekt. Futurformen, ob mit *werden* oder mit Modalverben, sind inhaltlich bedingt nicht vorhanden.

Diese Untersuchung will freilich keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben, denn Rückschlüsse auf areal- oder sozialbedingte zeitliche Veränderungen können durch eine ausschließlich synchrone Betrachtungsweise nicht gezogen werden. Der Tempus- wie auch der gesamte Sprachgebrauch der Verfasser kann in diesem Kontext nur als individuell und/oder tendenziell gewertet werden und erhält seine spezifische Bedeutung erst durch die Einordnung in ein größeres Ganzes. Nur eine systematische Untersuchung über den gesamten Zeitraum des Frühneuhochdeutschen an einem Korpus, das unterschiedliche Textsorten berücksichtigt und das auf viele Schreiber verschiedener Gebiete aus möglichst breitem Schichtenspektrum zurückgeht, vermag verlässlich den Wandel im Tempussystem dieser deutschen Sprachepoche aufzuzeigen. Mit diesem Beitrag wurde der Grundstein dafür gelegt.

Literatur

- BUCHWALD-WARGENAU, ISABEL (2012): Die doppelten Perfektbildungen im Deutschen. Berlin/Kassel. (Studia Linguistica Germanica. 115).
- BUSSMANN, HADUMOD (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart.
- DENKE, ANDREA (2011): Konrad Grünembergs Pilgerreise ins Heilige Land 1486. Untersuchung, Edition und Kommentar. Köln.

- DENTLER, SIGRID (1997): Zur Perfekterneuerung im Mittelhochdeutschen. Die Erweiterung des zeitreferentiellen Funktionsbereichs von Perfektfügungen. Göteborg. (Göteborger germanistische Forschungen. 37).
- Duden-Grammatik (2009) = Duden. Die Grammatik (2009). Hrsg. von der Dudenredaktion. 8. Auflage. Mannheim.
- FISCHER, HANNA (2015): Präteritumschwund in den Dialekten Hessens. Eine Neuvermessung der Präteritalgrenze(n). In: ELEMENTALER, MICHAEL/HUNDT, MARKUS/SCHMIDT, JÜRGEN E. (Hrsg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 158), 107–133.
- FLEISCHER, JÜRIG/SCHALLERT, OLIVER (2011): Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung. Tübingen.
- HERZ, RANDALL (1998): Hans Kopppler. <Rais in das heilig land> (1461). In: HERZ, RANDALL/SCZESNY, FRANK/HUSCHENBETT, DIETRICH (Hrsg.), 175–224.
- HERZ, RANDALL/SCZESNY, FRANK/HUSCHENBETT, DIETRICH (Hrsg.) (1998): Fünf Palästina-Pilgerberichte aus dem 15. Jahrhundert. Wiesbaden.
- HUSCHENBETT, DIETRICH (1998): Vorwort. In: HERZ, RANDALL/SCZESNY, FRANK/HUSCHENBETT, DIETRICH (Hrsg.), VII–XXI.
- JACOBS, EDUARD (1868): Graf Heinrichs des Älteren zu Stolberg Meerfahrt nach Jerusalem ins gelobte Land. 21.–26. März bis 10. October 1461. In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde 1 (2), 173–220.
- JÖRG, RUTH (1976): Untersuchungen zum Schwund des Präteritums im Schweizerdeutschen. Bern. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur. 52).
- LEXER-Online = LEXER, MATTHIAS (1872–1878): Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bände. Leipzig. Abgerufen als Online-Wörterbuch: <<http://woerterbuchnetz.de/Lexer/>> (Letzter Zugriff am 06.11.2014).
- ÖHL, PETER (2009): Die Entstehung des periphrastischen Perfekts mit *haben* und *sein* im Deutschen – eine längst beantwortete Frage? Formale und funktionale Erklärungsansätze für die Auxiliarisierung. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 28, 265–309.
- OUBOUZAR, ERIKA (1974): Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbalsystem. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 95, 1–95.
- PARAVICINI, WERNER (Hrsg.) (2001): Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Band 1: Deutsche Reiseberichte. 2. Auflage. Frankfurt a. M./New York.

- PAUL, HERMANN (2007): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Neu bearbeitet von THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA. 25. Auflage. Tübingen.
- REICHMANN, OSKAR/WEGERA, KLAUS-PETER (Hrsg.) (1993): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Von ROBERT PETER EBERT, OSKAR REICHMANN, HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA. Tübingen.
- REIS, HANS (1891): *Beiträge zur Mainzer Mundart*. Dissertation. Universität Gießen.
- RÖDEL, MICHAEL (2007): *Doppelte Perfektbildungen und die Organisation von Tempus im Deutschen*. Tübingen. (Studien zur deutschen Grammatik. 74).
- SCHRODT, RICHARD/DONHAUSER, KARIN (2003): *Tempus, Aspekt, Aktionsart und Modus im Deutschen*. In: BESCH, WERNER/BETTEN, ANNE/REICHMANN, OSKAR/SONDEREGGER, STEFAN (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.3), 2504–2525.
- WILKE, ANJA (2006): *Redewiedergabe in frühneuzeitlichen Hexenprozessakten. Ein Beitrag zur Geschichte der Modusverwendung im Deutschen*. Berlin/New York. (Studia Linguistica Germanica. 83).
- WOLF, GERHARD (1989): *Die deutschsprachigen Reiseberichte des Mittelalters*. In: BRENNER, PETER (Hrsg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Frankfurt a. M., 81–116.

LARS VORBERGER

Sprachvariation in Büdingen

Abstract: In diesem Aufsatz erfolgt – ausgehend vom Forschungsprojekt *Regionalsprache.de* – am Beispiel des zentralhessischen Ortes Büdingen eine Analyse von Sprachwandel- und Sprachvariationsphänomenen. Drei Sprecher aus verschiedenen Generationen werden in ihrem Sprachverhalten in Kompetenzerhebungen (Standard und Dialekt) untersucht. Auf Grundlage des Variationsverhaltens werden die Sprecher typisiert (Dialektsprecher, Regiolekt-sprecher alten Typs und Regiolekt-sprecher neuen Typs). Auf neue regional-sprachliche Merkmale (d. h. sowohl standard- als auch dialekt-differente Varianten) wird besonders eingegangen. Bei ihnen kann ein Gebrauchswandel beobachtet werden – während Dialektsprecher sie im intendierten Standard häufiger verwenden als im intendierten Dialekt, gebrauchen Regiolekt-sprecher sie als explizite Dialektform. Dies kann weitere Sprachwandelprozesse erhellen.

1. Regionalsprache in Hessen

„Hessen ist [...] ein außerordentlich komplexes Dialektgebiet“
(SCHANZE 1981, V).

Durch seine zentrale Lage nimmt Hessen eine besondere Stellung im Sprachraum des Deutschen ein, woraus sich u. a. die von SCHANZE (1981, V) angesprochene Komplexität ergibt. Einerseits deckt sich der Raum des heutigen Bundeslandes Hessen¹ nicht mit dem Sprachraum der hessischen Dialektverbände, sodass nach der Einteilung WIESINGERS (1983) Teile der Dialektverbände des Thüringischen, des West- und Ostfälischen dem Gebiet des Bundeslandes zugerechnet werden. Andererseits ergibt sich die Komplexität aus dem hessischen Dialekt-raum selbst. Im Vergleich zu anderen Dialektverbänden in der Einteilung

¹ Vgl. u. a. KROLL (2010) für einen ersten Überblick zur Geschichte des Landes.

lung nach WIESINGER (1983) weisen die hessischen Verbände eine recht kleinräumige Ausdehnung auf, unterscheiden sich dabei aber – auch in ihrer historischen Entwicklung (vgl. WIESINGER 1980, 139–143) – derart, dass sie von WIESINGER (1980) nicht weiter zusammengefasst werden. Er unterscheidet das Nord-, Ost- und Zentralhessische und zählt auch den hessischen Teil des Rheinfränkischen zu den hessischen Dialektverbänden (vgl. Abb. 1).² Traditionell dialektologisch ist der Sprachraum Hessens in seiner Komplexität gut erforscht (vgl. als Übersicht u. a. WIESINGER 1980, 1983; DINGELDEIN 1997; FRIEBERTSHÄUSER 1987; FRIEBERTSHÄUSER/DINGELDEIN 1989). Für das Zentralhessische,³ das im Fokus dieses Beitrags steht, hält WIESINGER (1980, 141) eine westliche Orientierung zum Moselfränkischen fest, konstatiert aber bereits für den Basisdialekt eine südliche Öffnung zum Rheinfränkischen.

² Für Zentralhessisch kommen in der Literatur auch die Bezeichnungen Ober- und Mittelhessisch vor und für Rheinfränkisch mitunter auch Südhessisch. In Anlehnung an die Einteilung nach WIESINGER (1980) wird hier aber an den oben genannten Bezeichnungen festgehalten. Vgl. zur Terminologie auch WIESINGER (1980, 72).

³ Zur Verbreitung des Zentralhessischen vgl. Abb. 1. Zur detaillierteren Beschreibung des Zentralhessischen vgl. bspw. WIESINGER (1980, 133–134, 141–142); SCHIRMUNSKI (2010/1962, 666–667).

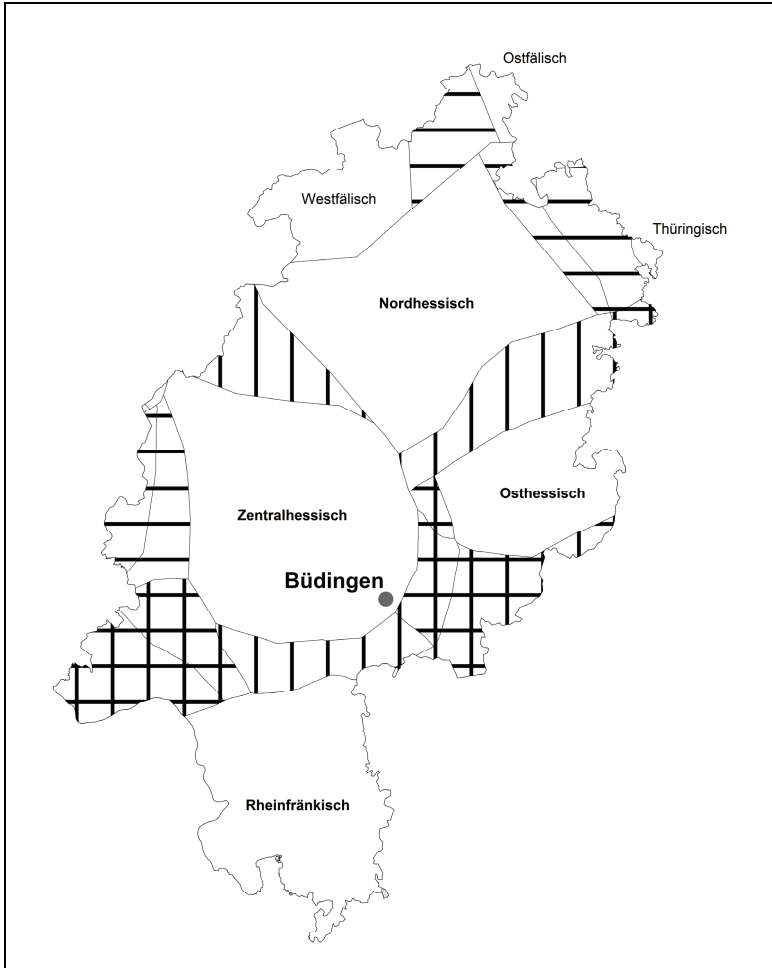


Abb. 1: Dialektverbände in Hessen (nach WIESINGER 1983) sowie Erhebungsort Büdingen. Erstellt mit dem REDE-SprachGIS (<www.regionalsprache.de>).

Ausgehend von BELLMANN (1983) hat sich in den letzten Jahrzehnten ein neues Forschungsparadigma entwickelt: die moderne Regionalsprachenforschung. Ihr Ziel ist es, das gesamte Spektrum sprachlicher Variation zu untersuchen und dabei die inhärente Dynamik von Sprache einzubeziehen (vgl. hierzu v. a. SCHMIDT/HERRGEN 2011). In den letzten Jahren sind viele Untersuchungen mit den Methoden der modernen Regionalsprachenforschung erfolgt (vgl. z. B. KEHREIN 2012 oder zuletzt ROCHOLL 2015). Für den hessischen Sprachraum stehen diese Analysen allerdings noch aus.⁴ Dies scheint umso erstaunlicher, als gerade für das südliche und mittlere Gebiet Hessens regionalsprachliche Entwicklungen schon seit rund 140 Jahren beobachtet werden.⁵

VIËTOR (1875, 1) beschreibt als erster eine „rheinfränkische Umgangssprache in und um Nassau“⁶, die in den „bessere[n] Ständen in engeren Kreisen“ zu hören sei. REIS (1910, 229–233) spricht von einer „Gemeinsprache“ und nennt verschiedene Übergangsstufen zwischen Mundart und Schriftsprache im ehemaligen Großherzogtum Hessen. MAURER (1929, 72) beschreibt das Auftreten einer „Übergangsmundart zwischen oberhessisch und pfälzisch“. SCHIRMUNSKI (2010/1962, 668) konstatiert für das Gebiet zwischen „Rhein – Main und Odenwald“ die „Bildung eines neuen Typs der südhessischen Mundart“, den „man Neuhessisch nennen könnte [...]“. Auch HARD (1966, 27) spricht vom „Neuhessischen“ [...], das die alten primären Merkmale der hessischen

⁴ Für den Sprachraum des Westmitteldeutschen wählt KEHREIN (2012) den moselfränkischen Ort Wittlich. Hingewiesen sei an dieser Stelle auf studentische Abschlussarbeiten, die dem neuen Forschungsparadigma zu subsumieren sind (vgl. bspw. PAULUS 2005).

⁵ Vgl. zur allgemeinen Entwicklung der modernen Regionalsprachen SCHMIDT/HERRGEN (2011, 63–68) sowie KEHREIN (2012, 17–20).

⁶ Zur Ausbreitung seines Untersuchungsgebietes äußert sich VIËTOR nicht explizit. Da er von der rheinfränkischen Umgangssprache des „nassauer Landes“ (VIËTOR 1875, 1) spricht, ist davon auszugehen, dass er die südlichen und westlichen Gebiete des ehemaligen Herzogtums Nassau meint, was den heutigen Landkreisen Hochtaunus und Main-Taunus und den Städten Wiesbaden und Frankfurt am Main entspricht.

Mundarten weitestgehend abgelegt hat und [...] das sich als ‚rheinfränkische Umgangssprache‘ [...] über die Grundschrift der alten Mundarten schiebt.“ Schließlich nimmt DINGELDEIN (1994) den Begriff auf und bezeichnet mit ihm die im Rhein-Main-Gebiet gebräuchliche Ausgleichsvarietät.⁷ Er beschreibt die Verbreitung⁸ und die Merkmale dieser neuen Form des regionalen Sprechens – allerdings ohne empirische Basis, konstatiert jedoch, dass eine „genaue Beschreibung [...] nur eine exakte empirische Untersuchung erbringen [kann]“, die ein „Desiderat der sprachlichen Landesforschung“ ist (DINGELDEIN 1994, 277). Der Begriff des Neuhessischen hat sich also im Diskurs über die regionalsprachlichen Entwicklungen im Rhein-Main-Gebiet etabliert, erscheint jedoch aufgrund der fehlenden empirischen Fundierung sowohl konzeptionell als auch terminologisch problematisch. Auszugehen ist in der Terminologie der modernen Regionalsprachenforschung von der Entstehung und Etablierung – sowie rezenten Verbreitung⁹ – eines Regiolektivs, der seinen Ursprung in Frankfurt a. M. zu haben scheint. Dies gilt es aber zu überprüfen und den Regiolekt ggf. genauer zu untersuchen.¹⁰ Bis dahin wird im vorliegenden Beitrag neutral von regionalsprachlichen Entwicklungen und einem – noch näher zu beschreibenden – Regiolekt im genannten Gebiet die Rede sein, wenn der nicht-dialektale Bereich der modernen Regionalsprache gemeint ist.

⁷ DINGELDEIN (1994, 274 Anm. 4) verweist auf die Forschungen von DEBUS am *Deutschen Sprachatlas*, durch die der Begriff Anfang der 1960er Jahre geprägt wurde.

⁸ Vgl. DINGELDEIN (1994, 278). Die Beschreibungen der Verbreitung des Neuhessischen gleichen sich insofern, als alle das Gebiet zwischen Mainz, Wiesbaden, Darmstadt, Frankfurt a. M. und Aschaffenburg nennen, was dialektologisch Teilen der Gebiete des Rheinfränkischen und Zentralhessischen sowie den entsprechenden Übergangsbereichen entspricht (vgl. SCHIRMUNSKI 2010/1962, 668; HARD 1966, 27).

⁹ Vgl. BRINKMANN TO BROXTEN (1986); DINGELDEIN (1994) und PURSCHKE (2008).

¹⁰ In der Dissertation (VORBERGER 2017) werden die regionalsprachlichen Entwicklungen in Hessen umfassend untersucht.

Ausgehend von diesem Forschungsdesiderat wird auf Grundlage des Forschungsprojekts *Regionalsprache.de* (REDE) im Rahmen des vorliegenden Beitrags eine Analyse des Variationsverhaltens verschiedener Sprecher der oberhessischen Kleinstadt Büdingen mit den Methoden der modernen Regionalsprachenforschung durchgeführt. Mithilfe einer Variablenanalyse erfolgt eine Typisierung der Sprecher, die den Umgang mit regionalsprachlichen Neuerungen widerspiegelt. Die Daten lassen erkennen, dass regionalsprachliche Merkmale derzeit einem Gebrauchswandel unterliegen, der der Erklärung des rezenten Variationsverhaltens wie auch von erwartbaren Sprachwandelprozessen dienen kann.

In Kapitel 2 folgt eine Beschreibung der Datengrundlage, die nähere Informationen über das angesprochene REDE-Projekt, den Untersuchungsort, die Sprecher sowie die Sprachproben gibt. Die folgenden Kapitel widmen sich der Analyse des Variationsverhaltens dreier ausgewählter Sprecher – zunächst werden in Kapitel 3 die angewandte Methode und die behandelten Variablen dargestellt, darauf folgen in Kapitel 4 die Analysen der Sprecher und deren Typisierung. Den Abschluss vor einem Ausblick bildet die Analyse der neuen regionalsprachlichen Merkmale.

2. Datengrundlage

Die Daten der Analyse entstammen zum größten Teil dem Forschungsprojekt *Regionalsprache.de* (REDE). Dieses Langzeitprojekt des *Forschungszentrums Deutscher Sprachatlas* wird von der *Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Mainz)* gefördert und verfolgt das Ziel der „erstmalige[n] systematische[n] Erschließung der modernen Regionalsprachen des Deutschen“ (REDE).¹¹ Dazu wurden Sprachaufnahmen in verschiedenen Situationen mit ortsfesten, d. h. für den jewei-

¹¹ Vgl. zum Überblick über das Forschungsprojekt *Regionalsprache.de* SCHMIDT/HERRGEN (2011, 375–391) sowie KEHREIN (2012, 66–67). Eine Beschreibung des Projektes, der Teilziele, Aufgabenfelder und der Organisation findet sich auch unter <www.regionalsprache.de>.

ligen der 150 Orte repräsentativen Sprechern aus drei unterschiedlichen Generationen gemacht. Die Sprecher der älteren Generation sind sogenannte NORMs (non-mobile older rural males), d. h. im REDE-Projekt über 65-jährige, männliche Sprecher, die (meist) einer handwerklichen oder landwirtschaftlichen Tätigkeit nachgegangen sind. Mit der mittleren Generation werden 45- bis 55-jährige Polizisten aufgezeichnet und schließlich in der jüngsten Generation 18- bis 23-jährige Abiturienten aus dem jeweiligen Ort.¹² Die Erhebungssituationen des REDE-Projektes versuchen, verschiedene Grade der Formalität zu evozieren. Neben den Erhebungen der Kompetenzen im Basisdialekt (Übertragung der WENKER-Sätze in den individuell tiefsten Basisdialekt) und in der Standardsprache (Übertragung der WENKER-Sätze in die bestmögliche Standardsprache sowie Vorlesen eines Textes) gehören als Performanzsituationen ein sprachbiographisches Interview mit einem Mitarbeiter des Projektes sowie ein informelles Gespräch mit einem vertrauten Gesprächspartner ohne Anwesenheit Dritter dazu.¹³

Von den REDE-Orten liegen 16 in Hessen. Für diesen Beitrag wurde der Erhebungsort Büdingen gewählt, der aus der Perspektive der modernen Regionalsprachenforschung besonders interessant erscheint. Büdingen ist eine Kleinstadt (ca. 21.000 Einwohner) im Osten des Wetteraukreises.¹⁴ Dialektgeographisch liegt die Stadt am südlichen Rand des Zentralhessischen (vgl. WIESINGER 1980; 1983 sowie Abb. 1). Gerade

¹² Für weitere Informationen zu den Sprechern wie den Auswahlkriterien, den Hintergründen usw. vgl. SCHMIDT/HERRGEN (2011, 378–379) sowie KEHREIN (2012, 74–75).

¹³ Vgl. hierzu SCHMIDT/HERRGEN (2011, 379–380) sowie KEHREIN (2012, 75–76).

¹⁴ Büdingen liegt somit am nordöstlichen Rand des Rhein-Main-Gebietes. Die verkehrstechnische Anbindung sowohl mit den öffentlichen Verkehrsmitteln als auch mit eigenen Kraftfahrzeugen an den Kern des Rhein-Main-Gebietes ist jedoch nicht so groß wie bei den Städten des westlichen Wetteraukreises.

der südliche Teil des Zentralhessischen ist von großem Interesse, da er teilweise zu dem Gebiet zählt, für das die beschriebenen regional-sprachlichen Entwicklungen beobachtet wurden, bzw. direkt an dieses Gebiet anschließt. So hält MAURER (1929, 72) bereits fest, „[...] dass die Wetterauer Mundart von Frankfurter Einflüssen zurückgedrängt wird.“ Vom Untersuchungsort Büdingen schreibt ALLES (1954, 182) als einem „Vorposten, von wo aus sich die Umgangssprache Frankfurts über die umliegende Landschaft ausbreiten konnte“.¹⁵ Diese Ausbreitung der „Frankfurter Umgangssprache“ scheint genau die angesprochenen regionalsprachlichen Entwicklungen zu beschreiben.¹⁶ Auch neuere Untersuchungen stützen die Beobachtung, dass sich diese regionalsprachlichen Entwicklungen weiter gen Norden und somit in das Gebiet des Zentralhessischen ausbreiten (vgl. BRINKMANN TO BROXTEN 1986, DINGELDEIN 1994 und PURSCHKE 2008).

Von den für das REDE-Projekt aufgezeichneten Sprechern aus Büdingen wurden fünf Sprecher ausgewählt und um zwei weitere Sprecher ergänzt. BÜDALT1 und BÜDALT2¹⁷ sind die beiden Sprecher der älteren Generation. BÜDALT1 war zum Zeitpunkt der Aufnahmen 75 Jahre alt, er arbeitete als Schreinermeister und hat bisher sein ganzes

¹⁵ Neben Büdingen nennt ALLES (1954, 182) als andere „Vorposten“ Friedberg, Bad Nauheim und Butzbach. Die beiden ersten schließt er allerdings aus seiner Untersuchung aus, da dort „heute [d. i. 1950er Jahren, Anm. L. V.] kaum noch Mundart gesprochen wird“ (ALLES 1954, 1). Dies gilt auch für Butzbach und Büdingen, doch werden sie nicht ausgeschlossen. Dies lässt die Annahme zu, dass zwar der Dialektgebrauch in Büdingen im Rückgang begriffen war, ALLES jedoch noch dialektkompetente Sprecher finden konnte, die er aufgezeichnet und analysiert hat.

¹⁶ Zur Sprache in Frankfurt und den dortigen Entwicklungen vgl. u. a. RAUH (1921) und BRINKMANN TO BROXTEN (1986).

¹⁷ Zur Nomenklatur, die hier beibehalten wird, um Bezüge zu weiteren Beiträgen und zum REDE-System zu ermöglichen: BÜD = Büdingen; ALT = ältere Generation, JUNG = jüngere Generation, k. A. = mittlere Generation; Ziffern = Nummerierung der Sprecher der jeweiligen Gruppe nach der Reihenfolge der Aufnahmen im REDE-Projekt.

Leben in Büdingen verbracht. Dies gilt auch für BÜDALT2, der 72 Jahre alt war, und als Kfz-Mechaniker arbeitete. Aus der Gruppe der Polizisten – d. i. die mittlere Generation – wurde aufgrund ausstehender Aufnahmen nur BÜD3, der zum Zeitpunkt der Aufnahmen 54 Jahre alt war, ausgewählt. Er arbeitet als Polizeioberkommissar in der Polizeistation Büdingen und hat sein bisheriges Leben ausschließlich in der Stadt verbracht. BÜDJUNG1 ist der junge REDE-Sprecher aus Büdingen, der zum Aufnahmezeitpunkt 23 Jahre alt war, sein Abitur in Büdingen absolviert hat und bis zum Studienbeginn in Büdingen lebte.

Ergänzt wurden diese Sprecher durch zwei weitere Sprecher, die nicht – wie im REDE-Projekt üblich – durch außersprachliche Kriterien ausgewählt wurden, sondern explizit aufgrund ihrer sprachlichen Kompetenz; sie sind daher nicht Teil des REDE-Projekts, aber der entstehenden Dissertation. BÜD1 entspricht mit 55 Jahren zum Zeitpunkt der Aufnahmen der mittleren Generation bei REDE, hat jedoch eine handwerkliche Ausbildung als Schreiner absolviert und später in diesem Beruf sowie als Lastkraftfahrer gearbeitet. Er ist ortsfest und hat nie längere Zeit außerhalb der Region verbracht. Laut eigenen Angaben ist er im Dialekt primärsozialisiert. Frühere Analysen bestätigen seine Dialektkompetenz, sodass er als Dialektsprecher für die Untersuchung ausgewählt wurde. BÜDJUNG2 war zum Zeitpunkt der Aufnahmen 17 Jahre alt und entspricht somit ungefähr der jüngeren Generation. Sie¹⁸ hat die mittlere Reife erlangt und macht zurzeit eine Ausbildung als Arzthelferin. Laut eigener Aussage wurde sie im Standard primärsozialisiert und spricht keinen Dialekt mehr. Vorabtests zu regionalsprachlichen Variationsphänomenen ließen ihren Einbezug als lohnend erscheinen, weswegen ihre Aufnahmen die der jungen Generation komplettieren.

Von den Sprechern liegen Aufnahmen in verschiedenen Situationen vor. In dieser Untersuchung werden die jeweiligen Kompetenzen in den

¹⁸ Da es sich in diesem Falle um eine Sprecherin handelt, können Einflüsse des biologischen und sozialen Geschlechts nicht ausgeschlossen werden (vgl. u. a. CHESHIRE 2005). Dies wird, wo erforderlich, in der Interpretation der Ergebnisse berücksichtigt.

Blick genommen, weswegen nur die beiden Kompetenzabfragen ausgewählt wurden. Dies ist zum einen die Abfrage der WENKER-Sätze im Basisdialekt (fortan WS_Dial.). Dazu werden den Informanten die WENKER-Sätze in interferenzfreier Standardsprache vorgesprochen und diese gebeten, die Sätze in den möglichst tiefen Dialekt zu übersetzen; es handelt sich hierbei also um den intendierten Basisdialekt. Zum anderen wird den Informanten eine dialektale Vorgabe der WENKER-Sätze (in diesem Falle direkt aus Büdingen) vorgespielt und sie werden gebeten, die Sätze in ihr möglichst bestes Hochdeutsch zu übertragen (fortan WS_Std.), d. h. hierbei handelt es sich entsprechend um die intendierte Standardsprache.

3. Methode und Variablen

Die erhobenen Sprachdaten wurden einer phonologischen Variablenanalyse unterzogen. Dies ist ein quantitatives Verfahren, dessen Ergebnisse Aussagen über die Verteilung von Varianten erlauben, die in zwei unterschiedlichen Systemen (bspw. Standardsprache und Basisdialekt) kontrastieren.¹⁹ Die Variablenanalyse bietet sich an, da mit ihr Aussagen über die Kompetenzen der Sprecher getroffen werden können und so die Verteilung der Varianten Sprechergruppierungen ermöglicht. Außerdem können einzelne Variationsphänomene, die für die regional-sprachliche Entwicklung relevant sind, genauer untersucht werden. Da es sich bei den hier verwendeten Sprachproben um Übertragungen von WENKER-Sätzen handelt, ist eine hohe Vergleichbarkeit der Daten ge-

¹⁹ Vgl. zur Methode und zum genauen Vorgehen (d. h. Bestimmung der Variablen und Frequenzanalyse), aber auch zur Kritik an der Methode STELLMACHER (1977) und zuletzt KEHREIN (2012).

geben.²⁰ Als Variablen wurden verschiedene Variationsphänomene gewählt. Für den Vokalismus wurde wie allgemein üblich (vgl. etwa KEHREIN 2012, 85) das Mittelhochdeutsche als Bezugssystem verwendet, für den Konsonantismus allerdings das Westgermanische bzw. die Standardsprache.

Als erste Gruppe von Variablen wurden solche gewählt, bei denen die Varianten der Standardsprache mit denen des zentralhessischen Basisdialekts in Büdingen kontrastieren. Als Grundlage zur Bestimmung der Variablen wurde ALLES (1954) herangezogen. In Tab. 1 sind die Variablen zusammengestellt. Zu sehen sind die Bezeichnung der Variable, der Bezugs laut, der phonetische Kontext, die standardsprachliche Variante, die zentralhessische Variante, ein Beispiel und die Literaturquelle.²¹

Es handelt sich also bei den Variablen in Gruppe 1 um verschiedene vokalische und konsonantische Variationsphänomene. Bei der Variable **Negationspartikel** ist für die zentralhessische Variante [nɛi, nɛɔ̯] von einer Lexikalisierung auszugehen, weswegen sie sich von den anderen Variablen unterscheiden kann. Die vokalischen Variablen sind im Vergleich zu den konsonantischen eher kleinräumig verteilt. Die beiden Varianten von mhd. *uo* und mhd. *ô* sind spezifische Eigenschaften des Zentralhessischen, die es mit keinem der angrenzenden hessischen Dia-

²⁰ Es kann zu minimalen Abweichungen der absoluten Häufigkeiten kommen, wenn die Informanten einzelne Lemmata nicht übersetzen oder es zu lexikalischer Variation kommt. Problematisch bei der Verwendung der WENKER-Sätze ist auch, dass die Vorkommenshäufigkeit mancher Variablen beschränkt ist. Um valide Ergebnisse zu erhalten, setzt KEHREIN (2012, 86) eine Auftretenshäufigkeit von mindestens 10 Belegen pro Sprachprobe an. Dies ist in dieser Analyse nicht immer der Fall und wird bei den Ausführungen berücksichtigt.

²¹ Gewisse sprachhistorische und phonetisch-phonologische Ausnahmen finden sich aus Platzgründen nicht in der Tabelle wieder, wurden aber bei der Auswertung berücksichtigt. So entspricht bspw. mhd. *ei* im Auslaut im Zentralhessischen dem Diphthong [aɪ̯] (vgl. ALLES 1954, § 406).

lektverbände teilt.²² Bei den anderen Variablen kann es zu Überschneidungen kommen.²³

In den vorhandenen Beschreibungen der neueren regionalsprachlichen Entwicklungen werden auch neue Variationsphänomene genannt, die weder der Standardsprache noch den historischen Basisdialekten entspringen, aber nach den Beschreibungen schon Einfluss auf die Sprache in Büdingen genommen haben könnten. Aus diesem Grund wurde eine Auswahl dieser als neue regionalsprachliche Variationsphänomene bezeichneten Merkmale in die Analyse einbezogen und als Variablen der Gruppe 2 zusammengefasst (s. Tab. 2). Diese Aufteilung der Variablen scheint gerechtfertigt, da es sich um zwei qualitativ unterschiedliche Variationstypen handelt und die behandelten neuen Merkmale in den bisherigen – auch empirischen – Untersuchungen explizit als neu herausgestellt wurden. Ein Vergleich mit dem WENKER-Bogen aus Büdingen (WB-Nr. 27578) und der Beschreibung von ALLES (1954), die keinerlei Hinweise auf diese Variationsphänomene geben, lässt diese Behandlung als neue Phänomene zu.²⁴

²² SCHIRMUNSKI (2010/1962, 666) erwähnt diese beiden Variationsphänomene in seiner Aufzählung der primären Merkmale des Zentralhessischen. Ebenfalls dazu gehören die Entwicklung von mhd. ie, üe > [ei], [oi], die Hebung von mhd. ē > [i:], die unsystematische Senkung von mhd. i > [e], die Diphthongierung von mhd. ē > [e̯e, e̯i], der Rhotazismus und der Ausfall des spirantisierten [g] (vgl. SCHIRMUNSKI 2010/1962, 666). Diese konnten aufgrund zu niedriger Frequenzen nur qualitativ berücksichtigt werden; mhd. üe kommt in den WENKER-Sätzen bspw. nur 4-mal vor. Der Rhotazismus wurde getrennt an anderer Stelle untersucht und hier ausgeschlossen.

²³ So etwa erstreckt sich die Monophthongierung von mhd. ou zu [a:, a] über das Zentralhessische hinaus in das gesamte Gebiet des Rhein- und Ostfränkischen (vgl. hierzu bspw. die WENKER-Karte *auch* unter <www.regionalsprache.de>).

²⁴ Aufgenommen wurden hier nur Merkmale, die sowohl standarddifferent als auch dialektdifferent sind.

Variable	Bezugs- laut	Kontext	std. Variante	zh. Variante	Beispiel	Quelle
mhd. ou	mhd. ou	{K, #} _/ao/_ {K}	[āo]	[a:]	<i>auch</i>	ALLES 1954, § 409
mhd. uo	mhd. uo	{K, #} _/u/_ {K}	[u:]	[ou]	<i>gut</i>	ALLES 1954, § 390, 391
mhd. ô	mhd. ô	{K, #} _/o/_ {K}	[o:]	[u:]	<i>hoch</i>	ALLES 1954, § 413
mhd. ei	mhd. ei	{K, #} _/ai/_ {K}	[āi]	[a:]	<i>Seife</i>	ALLES 1954, § 403–406
<-er>	std. /e/	/e/_ {#}	[e]	[er, ɪ]	<i>Wetter</i>	ALLES 1954, § 450, 452
/d, t/- Assimila- tion	west- germ. d, þ	{V+n} _/d, t/_ {V}	[d, t]	∅	<i>unten</i>	ALLES 1954, § 441
/b/-Spiran- tisierung	west- germ. b	{V, r, l} _/b/_ {V}	[b]	[v]	<i>aber</i>	ALLES 1954, § 438
/n/-Apokope	west- germ. n	{ə} _/n/_ {#}	[n]	∅	<i>machen</i>	ALLES 1954, § 165, 175, 446
Negations- partikel	–	–	[nɪçt]	[nɛi, nɛd]	<i>nicht</i>	ALLES 1954, § 315

Tab. 1: Variablen Gruppe 1

Variable	Bezugs- laut	Kontext	std. Variante	neue Variante	Beispiel	Quelle
Sonori- sierung	std. /s/	{V}_/s/_{V}	[s]	[z]	<i>Was- ser</i>	DINGEL- DEIN 1994, 285
Korona- lisierung	std. /ç/	_/ç/_	[ç]	[ɛ, z, ʃ, ʒ]	<i>ich</i>	DINGEL- DEIN 1994, 287
Tiefschwa- Vorverlage- rung	std. /ɐ/	_/ɐ/_{#}	[ɐ]	[ɛ, ɜ]	<i>aber</i>	DINGEL- DEIN 1994, 287 ²⁵

Tab. 2: Variablen Gruppe 2

Die Sonorisation von intervokalisch /s/ findet sich weder in der Standardsprache noch im Büdinger Basisdialekt, in beiden Systemen wird die phonologische Opposition zwischen /s/ und /z/ aufrechterhalten. Diese Aufgabe der Opposition durch die Sonorisation von /s/ kann aber innerhalb der regionalsprachlichen Entwicklungen im Rhein-Main-Gebiet beobachtet werden. LAMELI (2004, 158) beschreibt in seiner Untersuchung von Mainzer²⁶ Gemeinderatsmitgliedern „die rezente Etablierung der stimmhaften Variante“, die er als „regionaldialektale“ und in ihrem Ursprung stadtsprachliche Variante klassifiziert. Für die rheinfränkischen Basisdialekte führt LAMELI (2004, 157–158) vereinzelt die

²⁵ Vgl. als weitere (empirische) Quelle zu den Phänomenen auch LAMELI (2004, 151–154, 157–165) und BRINKMANN TO BROXTEN (1986, 42–46).

²⁶ Mainz liegt zwar nicht im Gebiet des heutigen Bundeslandes Hessen, jedoch im Rhein-Main-Gebiet und wird in den Beschreibungen stets als eines der Zentren der hier fokussierten regionalsprachlichen Entwicklungen genannt (vgl. MAURER 1929; SCHIRMUNSKI 2010/1962; DINGELDEIN 1994).

stimmhafte Variante auf, geht aber insgesamt von einer rezenten Etablierung im Regionaldialekt aus. In den zentralhessischen Basisdialekten der Wetterau ist dies nach den verfügbaren Beschreibungen nicht der Fall. Hier tritt dieses Phänomen laut ALLES (1954, § 439, 457) nicht auf.

Die Koronalisierung, d. h. die Vorverlagerung von std. /ç/ zu [ç, z] bis hin zur postalveolaren Variante [ʃ, ʒ], ist weder in der Standardsprache noch in den historischen zentralhessischen Basisdialekten zu finden. ALLES (1954, § 461.3) schreibt, dass „mit Ausnahme einiger Dörfer im Südwesten, bei denen χ [gemeint ist [ç], L. V.] als š [gemeint ist [ʃ], L. V.] auftritt, [...] im ganzen Gebiet χ“ zu hören ist. HERRGEN (1986, 106) beschreibt die Koronalisierung zunächst nur für den „Neuen Substandard“²⁷ im mitteldeutschen Raum, geht aber davon aus, dass sie „zunehmend auch die Basisdialekte“ erfasst.²⁸ Er stellt das Phänomen als „relativ jung“ (HERRGEN 1986, 97) heraus. Dies bedeutet, dass zumindest im Kontrast zum historischen Dialekt Büdingens hier von einer neuen regionalsprachlichen Variante auszugehen ist, es aber schon in den 1950er Jahren südwestlich von Büdingen Anzeichen der Entwicklung gibt, die HERRGEN (1986) und LAMELI (2004) beschreiben.

Die Variable <-er> bedarf besonderer Behandlung. Bei den beiden vorigen neuen regionalsprachlichen Merkmalen besteht zwischen zentralhessischem Basisdialekt und der Standardsprache ein Nullkontrast und die identischen Formen kontrastieren mit der neuen Variante. Bei der Aussprache des <-er>-Auslauts kommt es für das relevante Gebiet allerdings zu drei konkurrierenden Varianten. Der standardsprachlichen

²⁷ Diesen Terminus würde man in der (neuen) Terminologie der modernen Regionalsprachenforschung mit dem Begriff des Regiolektes fassen (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011, 66).

²⁸ LAMELI (2004, 160) schreibt dazu, dass die „Koronalisierung [...] also historisch im mittleren Bereich ein[setzt] und [...] sich dann auf der Standard-Dialekt-Achse in Richtung des unteren Pols aus[breitet].“

Variante steht – wie oben bereits besprochen – im zentralhessischen Basisdialekt Büdingens die konsonantische Variante mit Schwa und alveolarem Vibranten oder mit silbischem Vibranten gegenüber (vgl. ALLES 1954, § 450, 452). Als dritte – neue regionalsprachliche – Variante hat sich im Rhein-Main-Gebiet ein vorverlagertes Tiefschwa in Richtung Kardinalvokal 3 etabliert. LAMELI (2004, 153) nimmt für den Mainzer Basisdialekt „lauthistorisch [...] einen Prozess der Variabilisierung mit der Innovation der vorgelagerten Variante“ an. Dies gilt jedoch nicht für das hier behandelte Gebiet – für die Wetterau, wiederum mit Ausnahme des Südwestens, gibt ALLES (1954, § 452) an, dass „westg. r im Auslaut erhalten“ bleibt und weiter (§ 453) „über die Aussprache des r [...], dass im ganzen Gebiet ein Zungen-r gilt.“ Die Aussprache des /r/ als alveolarer Vibrant – auch im <-er>-Auslaut – beschreibt auch FRIEBERTSHÄUSER (1987, 77). DINGELDEIN (1994, 287) nimmt für das Neuhessische eine uvulare oder velare Variante (also [ʁ, x]) an und hält für den <-er>-Auslaut fest, dass sich der Laut einem „vorderen offenen e-Laut nähert“ (DINGELDEIN 1994, 287).²⁹ Diese Unterscheidung zwischen drei Varianten bedeutet für die folgende Analyse, dass die Frequenzen der einzelnen standarddifferenten Varianten zwar getrennt aufgeführt werden, sich aber beide auf die gesamte Auftretenshäufigkeit des <-er>-Auslauts beziehen.

Im Folgenden sollen drei Sprecher genauer untersucht werden. Die Ergebnisse der Variablenanalyse werden für jeden der Sprecher diskutiert – anhand der Tatsache, welche Varianten abgefragt werden können, lassen sich die Sprecher gruppieren. Die Ergebnisse können nicht in ihrer ganzen Breite besprochen werden; viele weitere, interessante Aspekte lassen sich erkennen und werden in VORBERGER (2017) aufgegriffen. Der Fokus dieser Analyse soll auf der Variantenverteilung

²⁹ Die Behandlung als neues Merkmal bestätigt auch KIESEWALTER (2011, 347), die in ihrer Untersuchung der Salienz im Neuhessischen die Vorverlagerung des Tiefschwas in explizit nicht-dialektalen Sprachproben des Rhein-Main-Gebiets empirisch nachweisen konnte.

der WS_Dial. und der Verteilung der neuen regionalsprachlichen Variationsphänomene insgesamt liegen.

4. Ergebnisse der Analyse

4.1 BÜD1

In Tab. 3.1 sind die prozentualen Anteile der standarddifferenten Varianten des Sprechers BÜD1 sowie die absoluten Zahlen für die beiden Erhebungssituationen zu sehen (mit grafischer Trennung der Variablen­gruppen).

Variable	WS_Std.		WS_Dial.	
	n	%	n	%
mhd. ou	6	0 %	6	100 %
mhd. uo	7	0 %	7	71 %
mhd. ô	7	0 %	7	86 %
mhd. ei	7	0 %	7	100 %
<-er>	30	3 %	25	60 %
/d, t/-Assimilation	9	11 %	9	100 %
/b/-Spirantisierung	10	30 %	9	100 %
/n/-Apokope	54	4 %	61	92 %
Negationspartikel	8	0 %	7	100 %
Sonorisierung	8	100 %	7	100 %
Koronalisierung	26	88 %	20	70 %
Tiefschwa- Vorverlagerung	30	90 %	25	40 %

Tab. 3.1: Standarddifferente Varianten BÜD1

Der Sprecher BÜD1 ist ein Dialektsprecher.³⁰ Er produziert bei allen Variablen der Gruppe 1 im intendierten Basisdialekt die basisdialektale Variante hochfrequent – in über der Hälfte der Fälle sogar zu 100 %. Insgesamt weist er für alle Sprecher die höchsten Frequenzwerte der basisdialektalen Varianten auf. Im Durchschnitt realisiert er die zentralhessischen Varianten der Gruppe 1 zu 92 %. Außerdem können alle Varianten der Gruppe 1 bei ihm abgefragt werden.³¹ Bei diesem Sprecher lassen sich außerdem alle von SCHIRMUNSKI (2010/1962, 666) genannten primären Merkmale des Zentralhessischen nachweisen, so produziert er für mhd. *ë* und westgerm. *r* bspw. [p̄ēãv̄r̄] *Pfeffer* oder für mhd. *ie* [f̄ēīə] *vier*. Zu 100 % realisiert er die basisdialektalen Varianten im Konsonantismus und die der etwas weiträumiger verbreiteten vokalischen Variablen (mhd. *ou* und *ei*), doch auch die Frequenzen von 71 % für mhd. *uo* und 86 % für *ô*, die spezifisch für die zentralhessischen Basisdialekte sind, bestätigen die Typisierung.³² Der noch etwas geringere Anteil der zentralhessischen Variante des <-er>-Auslauts (nur 60 %) steht im Zusammenhang mit der neuen regionalsprachlichen Variante (s. u.).³³

³⁰ Dialektsprecher wird hier verstanden als Sprecher, der dialektkompetent ist, eo ipso den Dialekt sprechen kann. Über die tatsächliche Verwendung werden hier keine Aussagen getroffen.

³¹ Ein phonetischer Abstandswert von 2,2 Punkten, der zugleich der höchste gemessene Wert für den Erhebungsort Büdingen ist, sowie weitere Analysen (vgl. VORBERGER 2017) erhärten die Zuordnung. Vgl. zum phonetischen Abstandswert u. a. KEHREIN (2012).

³² Bei manchen vokalischen Variablen ist $n < 10$ (vgl. Tab. 3.1). Dies ist für die Fragestellung jedoch unerheblich, da relevant ist, ob die Variante noch abgefragt werden kann oder nicht. Zu den unterschiedlichen Frequenzen vgl. VORBERGER (2017).

³³ Wie bereits erwähnt können an dieser Stelle keine Aussagen über die Verteilung der Varianten in der intendierten Standardsprache, d. h. über die Remanenz der Merkmale, getroffen werden. Es sei auf VORBERGER (2017) verwiesen.

Ein anderes Bild ergibt sich bei der Betrachtung der Variablen der Gruppe 2. Hier fällt zunächst auf, dass der Sprecher die standard- und dialektdifferenten Variante [z] in keiner Weise variiert bzw. variieren kann. Sowohl in der Dialektabfrage als auch in der Standardabfrage produziert er die neue regionalsprachliche Variante zu 100 %. Die beiden anderen Merkmale dieser Gruppe (Koralisierung und Tiefschwa-Vorverlagerung) verhalten sich anders. Hier lässt sich eine intersituative Variation beobachten. Der Sprecher verwendet diese beiden regionalsprachlichen Varianten in der intendierten Standardsprache häufiger als im intendierten Basisdialekt. Er kennt als Dialektsprecher also noch die basisdialektale Variante, verwendet im Fall der Koronalisierung jedoch im intendierten Basisdialekt die neue regionalsprachliche Variante schon häufiger als die basisdialektale. Bei der Realisierung des <-er>-Auslauts dominiert noch die zentralhessische Variante (60 %), dennoch lässt sich bereits ein häufiges Auftreten der neuen Variante (40 %) nachweisen. Dies erklärt auch die niedrigere Frequenz der basisdialektalen Variante von <-er> im Vergleich zu den anderen Varianten der Gruppe 1. Sie wird im intendierten Basisdialekt nicht durch die standardsprachliche Variante, sondern durch die neue regionalsprachliche Variante ersetzt. Das häufige Auftreten der explizit als neu regionalsprachlich ausgewiesenen Varianten im intendierten Basisdialekt könnte der Typisierung von BÜD1 als Dialektsprecher widersprechen. Da jedoch (fast) alle basisdialektalen Merkmale bei ihm stabil sind, spricht diese Variantenverteilung für einen dialektkompetenten Sprecher, der bereits die neuen Merkmale verwendet. Es ist wahrscheinlich, dass diese sich vertikal ausbreiten und den Basisdialekt interferieren (vgl. dazu HERRGEN 1986, 108 bzw. Kap. 5).³⁴

³⁴ Auf die Verteilung der Varianten aus Gruppe 2 und den sich daraus ergebenden Schlüssen wird am Ende des Kapitels – nach der Präsentation aller Sprecher – ausführlich eingegangen.

4.2 BÜDALT2

Die in Tab. 3.2 ersichtliche Verteilung der von BÜDALT2 produzierten Varianten deutet darauf hin, dass er kein Dialektsprecher mehr ist, aber als Regiolektsprecher eingeordnet werden kann.³⁵ Nur noch bei fünf von neun Variablen kann die basisdialektale Variante abgefragt werden, dann produziert er sie jedoch hochfrequent (89–100 %). Im Vokalismus beherrscht er nur noch die zentralhessische Variante von mhd. ou, alle weiteren vokalischen Variablen werden im intendierten Basisdialekt (!) durch standardnahe Varianten realisiert und können somit nicht mehr abgefragt werden.

Das geringe Vorkommen der basisdialektalen Variante [a:] für mhd. ei scheint einzellexematisch (in diesem Falle an das Lemma *klein/es*) gebunden zu sein. Nachfragen im Anschluss an die Erhebung der WENKER-Sätze bestätigten das Bild, dass er das phonologische System des Basisdialekts nicht mehr vollständig kennt, sondern manche Variante nur in einzelnen, spezifischen Lexemen umsetzen kann. Die Varianten des Konsonantismus und die lexikalische Variante lassen sich bei ihm noch abfragen und können somit als stabil gewertet werden, was den Ergebnissen vieler Studien entspricht (vgl. bspw. LENZ 2003; LAMELI 2004; KEHREIN 2012).³⁶

³⁵ Den Regiolekt gilt es – wie eingangs ausgeführt – zwar noch näher zu untersuchen, doch können Sprecher ex negativo dem Regiolekt zugeordnet werden. Wenn die Variantenverteilung fehlende Dialektkompetenz indiziert, die Sprachproben der Sprecher jedoch regionale Merkmale aufweisen, dann können die Sprecher dem Regiolekt zugeordnet werden. Vgl. zur Bestimmung des Regiolekts KEHREIN (2015, 456): „Der Regiolekt [...] kann [...] gegen die Standardsprache einerseits und den Dialekt andererseits abgegrenzt werden.“

³⁶ Bestätigung findet die Einordnung darin, dass kein einziges der primären Merkmale SCHIRMUNSKIS (2010/1962, 666) mehr bei diesem Sprecher gefunden werden kann. Und auch hier erhärtet sich bei Betrachtung weiterer Analysen (vgl. VORBERGER 2017) das Bild. Seine Sprachprobe des intendierten Basisdialekts erreicht „nur“ einen phonetischen Abstandswert von 1,7 Punkten.

Variable	WS_Std.		WS_Dial.	
	n	%	n	%
mhd. ou	6	0 %	6	100 %
mhd. uo	7	0 %	7	0 %
mhd. ô	7	0 %	7	0 %
mhd. ei	7	0 %	6	20 %
<-er>	30	0 %	29	0 %
/d, t/-Assimilation	9	0 %	9	100 %
/b/-Spirantisierung	12	8 %	9	89 %
/n/-Apokope	57	4 %	59	90 %
Negationspartikel	7	0 %	7	100 %
Sonorisierung	8	100 %	7	100 %
Koralisierung	29	100 %	19	100 %
Tiefschwa- Vorverlagerung	30	100 %	29	100 %

Tab. 3.2: Standarddifferente Varianten BÜDALT2

Deutlich wird die Einordnung als Regiolekt Sprecher auch durch die Verteilung der regionalsprachlichen Varianten aus Gruppe 2. Zu sehen ist in Tab. 3.2, dass diese vom Sprecher BÜDALT2 in keiner Weise intersituativ variiert werden, was nahelegt, dass er sie überhaupt nicht variieren kann. Sowohl im intendierten Basisdialekt als auch in der intendierten Standardsprache produziert er die neuen regionalsprachlichen Merkmale zu 100 %. Anders als bei BÜD1 lässt seine Variantenverteilung nicht den Schluss zu, dass es sich um einen Dialektsprecher handelt, bei dem die vertikale Ausbreitung der neuen Merkmale schon sichtbar wird. Die Verteilung erhärtet auf der einen Seite die Sprecher-typisierung, da die neuen regionalsprachlichen Merkmale in seinem

intendierten Basisdialekt zu 100 % produziert werden. Auf der anderen Seite können Rückschlüsse über seine intendierte Standardsprache gezogen werden, da diese Merkmale vollständig remanent sind. Das individuelle Variationspektrum des Sprechers, dessen Pole durch die Kompetenzabfragen definiert sind, scheint entsprechend komplett im Regiolekt verortet zu sein.

4.3 BÜDJUNG1

Variable	WS_Std.		WS_Dial.	
	n	%	n	%
mhd. ou	6	0 %	6	67 %
mhd. uo	7	0 %	7	0 %
mhd. ô	7	0 %	7	0 %
mhd. ei	7	0 %	6	0 %
<-er>	28	0 %	25	32 %
/d, t/-Assimilation	9	0 %	9	100 %
/b/-Spirantisierung	11	27 %	10	80 %
/n/-Apokope	62	0 %	63	79 %
Negationspartikel	7	0 %	7	100 %
Sonorisierung	9	22 %	7	100 %
Koronalisierung	34	12 %	27	97 %
Tiefschwa- Vorverlagerung	28	75 %	25	68 %

Tab. 3.3: Standarddifferente Varianten BÜDJUNG1

Der Sprecher BÜDJUNG1 ähnelt im Variationsverhalten innerhalb der Variablen der Gruppe 1 dem Sprecher BÜDALT2 und kann deshalb auch als Regiolektssprecher kategorisiert werden (vgl. Tab. 3.3). Im

Vokalismus lässt sich lediglich die basisdialektale Variante von mhd. *ou* abfragen, explizite Nachfragen im Anschluss an die Erhebung ergaben aber Unsicherheiten im Gebrauch der Variante. Im Vergleich zu BÜD-ALT2 kennt der junge Sprecher die Variante von mhd. *ei* nicht mehr. Dazu kommen bei diesem Sprecher Formen wie [brœ̃d] *Brot* (< mhd. *ô*), die zwar standardabweichend sind, aber nicht dem Basisdialekt entsprechen. Hier ließe sich im Bemühen des Sprechers, den möglichst tiefen Dialekt zu produzieren, von einem Hyperdialektalismus ausgehen. In Unkenntnis der zentralhessischen Variante [u:] produziert er eine Form, die für ihn dialektal erscheint. Der Ursprung könnte entweder in der Übergeneralisierung der zentralhessischen Variante von mhd. *uo* liegen, was eher unwahrscheinlich ist, da diese bei ihm nicht abgefragt werden kann (vgl. Tab. 3.3), oder aber in der Übernahme der Form aus dem östlichen Rheinfränkischen, für das WENKER die Variante *brout* notiert (vgl. WENKER-Karte Nr. 419 *Brot* unter <www.regionalsprache.de>). Sicher ist jedoch, dass dieser Fall von fehlender Dialektkompetenz des Sprechers zeugt. Er produziert weiterhin einige Reliktformen des konsonantischen <-er>-Auslauts (32 %). Das Phänomen gehört also noch zu seiner Kompetenz, die jedoch nicht vollständig ist, wie die nicht konsequente Verwendung zeigt. Im Konsonantismus realisiert der junge Sprecher im intendierten Basisdialekt alle basisdialektalen Varianten hochfrequent (die Assimilation und die Negationspartikel sogar zu 100 %). Die Frequenz der /b/-Spirantisierung und der /n/-Apokope ist im Vergleich zu BÜDALT2 etwas geringer, doch zeigt sich insgesamt ein recht ähnliches Variationsverhalten, was zusammen mit dem Auftreten von Hyperdialektalismen auf eine Kompetenz im Regiolekt und somit auf einen Regiolekt Sprecher schließen lässt.³⁷

³⁷ Auch bei diesem Sprecher kann die Typisierung durch weitere Analysen bestätigt werden (vgl. VORBERGER 2017). Auch bei ihm sind (fast) keine primären Merkmale mehr zu finden. Die Sprachprobe der Dialektübersetzung weist ebenfalls einen phonetischen Abstandswert von 1,7 Punkten auf, bei dem allerdings auch die Hyperdialektalismen eingegangen sind.

Vergleicht man nun ausgehend von dem ähnlichen Variationsverhalten in Bezug auf Gruppe 1 die neuen regionalsprachlichen Merkmale seitens der beiden Regiolekt Sprecher BÜDALT2 und BÜDJUNG1, so fällt ein Unterschied auf, der eine Differenzierung unterschiedlicher Regiolekt sprechertypen notwendig erscheinen lässt: Regiolekt sprecher des alten Typs (BÜDALT2) und Regiolekt sprecher des neuen Typs (BÜDJUNG1). Im Gegensatz zur Nullvariation bei BÜDALT2 variiert der junge Sprecher die Merkmale intersituativ (vgl. Tab. 3.3). Er realisiert die regionalsprachlichen Neuerungen im intendierten Basisdialekt hochfrequent (zu fast 100 %) und ersetzt sie in der intendierten Standardsprache meist durch eine standardnahe Variante.³⁸

Es lässt sich für die untersuchten Sprecher Folgendes zusammenfassen: bei Sprecher BÜD1 können alle basisdialektalen Varianten abgefragt werden; er produziert sie außerdem hochfrequent. Bei ihm treten die neuen regionalsprachlichen Merkmale bereits auf, jedoch – mit Ausnahme der Sonorisierung von std. /s/ – in der intendierten Standardsprache häufiger als im intendierten Basisdialekt. Aufgrund dieser Variantenverteilung ist BÜD1 als Dialekt sprecher zu typisieren.

Bei BÜDALT2 können nicht mehr alle basisdialektalen Varianten abgefragt werden. Mit Ausnahme von mhd. ou lassen sich bei ihm nur noch die (weiträumig verteilten) konsonantischen und lexikalischen Varianten des Basisdialekts erheben. In den anderen Fällen sind die basisdialektalen Varianten schon durch standardnahe ersetzt. Die neuen

³⁸ Etwas anders verhält sich dies beim <-er>-Auslaut. Die etwas niedrigere Frequenz im intendierten Basisdialekt im Vergleich zur intendierten Standardsprache kann durch die basisdialektalen Reliktformen erklärt werden, sodass bei den WS_Dial. dennoch zu 100 % standarddifferente Formen bei Dominanz der neuen Variante des Auslauts produziert werden. In der intendierten Standardsprache werden in einem Viertel der Fälle standardentsprechende Varianten realisiert, was im Umkehrschluss eine hohe Remanenz dieser Variante im Vergleich zu den beiden anderen bedeutet. Auf die Besonderheit dieser Variable wird bei der Besprechung der regionalsprachlichen Neuerungen eingegangen.

regionalsprachlichen Merkmale realisiert der Sprecher sowohl im intendierten Basisdialekt als auch in der intendierten Standardsprache zu 100 %, was insgesamt zu einer Typisierung als Regiolekt Sprecher führt.

Bei Sprecher BÜDJUNG1 lassen sich lediglich die konsonantischen und lexikalischen Varianten des Basisdialekts abfragen. Zwar treten auch bei mhd. ou basisdialektale Varianten auf, doch zeigt der Sprecher im Umgang mit diesen Unsicherheiten. In Kombination mit Hyperdialektalismen kann der Sprecher – analog zu BÜDALT2 – als Regiolekt Sprecher typisiert werden. Da er jedoch eine intersituative Varianz bei den neuen regionalsprachlichen Merkmalen zeigt (Realisierung im intendierten Basisdialekt und Vermeidung in der intendierten Standardsprache) wird der Sprecher als Regiolekt Sprecher neuen Typs bezeichnet und als Konsequenz daraus der ältere Sprecher BÜDALT2 als Regiolekt Sprecher alten Typs.

Die drei Sprechertypen unterscheiden sich somit auch im Umgang mit den neuen regionalsprachlichen Merkmalen. Dies soll im Folgenden untersucht werden.

5. Neue regionalsprachliche Merkmale

In Abb. 2 ist die unterschiedliche Verteilung der neuen regionalsprachlichen Merkmale bei allen sechs Sprechern, d. h. drei Sprechertypen, zu sehen.³⁹ BÜD1 ist der Dialekt Sprecher, bei dem die Varianten in der intendierten Standardsprache häufiger vorkommen als im intendierten Basisdialekt. In der Mitte befinden sich die Regiolekt Sprecher alten Typs, die intersituativ kaum bis gar nicht variieren und schließlich die des neuen Typs in der jüngsten Generation, die im Vergleich zum Dialekt Sprecher ein genau spiegelbildliches Variationsverhalten zeigen und die Merkmale im intendierten Basisdialekt häufiger realisieren als in der intendierten Standardsprache. Diese Verteilung lässt sich über einen Sprachwandelprozess erklären.

³⁹ Bei allen Sprechern wurden die oben beschriebenen Analysen durchgeführt. In diesem Beitrag wurden aber zur Explikation nur drei repräsentative Sprecher vorgestellt.

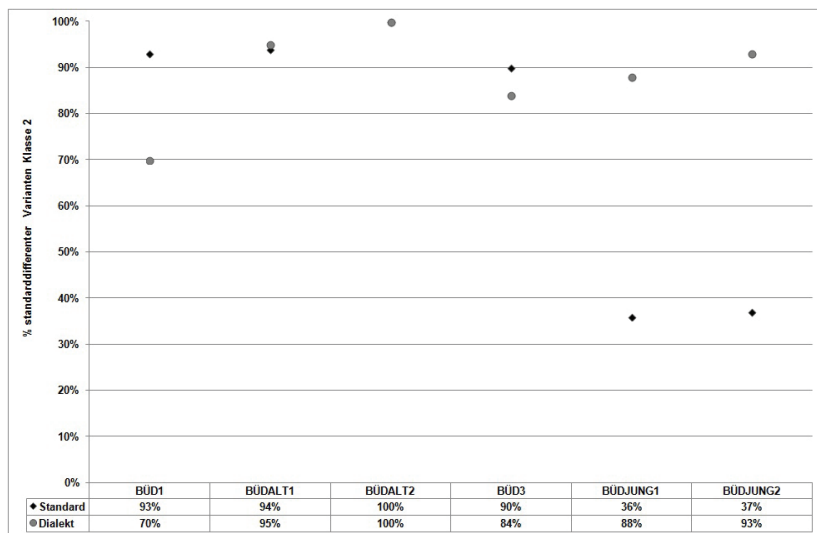


Abb. 2: Variation neuer regionalsprachlicher Merkmale

Der Sprecher BÜD1 ist im Basisdialekt Büdingens primärsozialisiert. Wenn er Hochdeutsch sprechen möchte, orientiert er sich an der regionalen Oralisierungsnorm. Diese regionalen oder landschaftlichen Oralisierungsnormen entstanden ab dem 18. Jh. im Zuge von Mesosynchronisierungen im Bemühen der Dialektsprecher, auf der Basis ihres dialektalen Phonemsystems die Schriftsprache umzusetzen. Die Grenzen dieses „landschaftlichen Hochdeutschen“ (SCHMIDT 2005) können mit den Strukturgrenzen der Dialektverbände übereinstimmen (vgl. hierzu SCHMIDT 2005; SCHMIDT/HERRGEN 2011, 63–68; KEHREIN 2012, 20). Da die hier besprochenen Merkmale keine remanenten Merkmale der alten Basisdialekte sind, sondern – was die Attribuierung *neu* deutlich macht – sich erst im letzten Jahrhundert entwickelt und etabliert haben, ist die Frage zu klären, ob dies nicht einen besonderen Aspekt der regionalen Oralisierungsnorm bzw. des Regiolektes darstellt. Es stellt sich die Frage, ob es im Zentralhessischen einen eigenständigen Regiolekt gibt, der von einem südlichen (rheinfränkischen) Regiolekt beeinflusst

und ggf. verdrängt wird, oder ob seit dem Beginn der regionalsprachlichen Entwicklungen eine gegenseitige Beeinflussung und Vermischung anzunehmen ist. Dafür sind genaue Untersuchungen und mögliche Datierungen des Eintretens der Merkmale vonnöten, die hier nicht geleistet werden können. Dies ist hier insofern auch nicht nötig, als der Sprecher BÜD1 im sprachbiographischen Interview selbst angibt, dass die „Frankfurter Sprache“ ein gewisses Prestige habe und ihre Formen prägend für ihn seien. Diese Formen der „Frankfurter Sprache“ sind u. a. eben die genannten neuen regionalsprachlichen Merkmale, die sehr wahrscheinlich ihren Ursprung im Frankfurter Raum genommen haben. Unabhängig von der Genese ist diese frankfurterisch geprägte Oralisierungsnorm für Dialektsprecher nach wie vor von Bedeutung und eo ipso die sie konstituierenden neuen regionalsprachlichen Merkmale (s. o. bzw. vgl. ALLES 1954, 182). Diese stellen als prestigehaltige Formen das beste Hochdeutsch des Sprechers BÜD1 dar, weswegen er sie in der intendierten Standardsprache produziert. Aufgrund seiner Dialektkompetenz produziert er sie seltener im intendierten Basisdialekt, weil sie – so ließe sich vermuten – aus seiner Sicht eher keine dialektalen Merkmale darstellen.⁴⁰

Die Regiolektsprecher alten Typs sind nicht mehr im Basisdialekt primärsozialisiert, richten sich aber wie BÜD1 an der regionalen Oralisierungsnorm aus. Sie sind dementsprechend weder dialekt- noch standardkompetent, was dazu führt, dass sie die Merkmale in beiden Situationen hochfrequent produzieren und nicht variieren (können). Auch in den Performanzsituationen produzieren die Sprecher die Merkmale hochfrequent und variieren kaum. Das heißt, dass sowohl ihre sprachliche Kompetenz als auch die Umsetzung im sprachlichen Alltag vollständig im Regiolekt situiert sind.

⁴⁰ Zu beachten ist dennoch, dass der Sprecher diese neuen Merkmale bereits zu 70 % im intendierten Basisdialekt verwendet und daher der Sprachwandelprozess (die Interferenz) bereits fortgeschritten ist (vgl. auch unten).

Die jungen Sprecher des neuen Typs sind ebenfalls nicht mehr im Basisdialekt primärsozialisiert und haben eine höhere Bildung als die anderen Sprecher. Bei ihnen ist nach den Angaben im Interview davon auszugehen, dass sie sich eher an der nationalen Oralisierungsnorm (via Makrosynchronisierungen vgl. SCHMIDT 2005, SCHMIDT/HERRGEN 2011, 32–34) orientieren. Sie haben eine geringe(re) Dialektkompetenz, aber eine höhere Standardkompetenz.⁴¹ Die jungen Sprecher verwenden aufgrund dieser Kompetenz die neuen regionalsprachlichen Merkmale im intendierten Basisdialekt häufiger als in der intendierten Standardsprache. Die (alten) basisdialektalen Varianten scheinen nicht (mehr) bekannt zu sein und daher werden an ihrer Stelle nun explizit die neuen, standarddifferenten Varianten, die von BÜD1 (noch) am häufigsten im intendierten Standard produziert wurden, im intendierten Basisdialekt verwendet. Es liegt somit ein Wandel des Gebrauchs der Merkmale vor, der zur Folge hat, dass diese von den Sprechern des neuen Typs bewusst im intendierten Basisdialekt realisiert und in der intendierten Standardsprache (mehr oder minder erfolgreich) vermieden werden.

Es ist anzunehmen, dass dieser Wandel in verschiedenen Stadien verläuft. Das erste Stadium wäre demnach durch den Dialektsprecher BÜD1 repräsentiert, bei dem die neuen Merkmale zwar schon in beiden Sprechlagen vorkommen, der diese aber aufgrund seiner Dialektkompetenz häufiger im intendierten Standard verwendet. Im nächsten Stadium, für das die Regiolektsprecher alten Typs stehen, werden die Merkmale in allen Sprechlagen produziert und nicht variiert. Im letzten Stadium, vertreten durch die Regiolektsprecher neuen Typs, werden die Merkmale nun am häufigsten im intendierten Basisdialekt gebraucht. Da die jungen Sprecher diese Merkmale in der Abfrage ihrer Dialektkompetenz realisieren, ist davon auszugehen, dass dieser Wandelprozess vom Gebrauch als „hochdeutsche Prestigeform“ zum Gebrauch als

⁴¹ Bei den beiden jungen Sprechern hier ist gerade im Vergleich zu den weiteren Sprechern von einer höheren Standardkompetenz auszugehen, was sich auch im Vergleich der phonetischen Abstandswerte zeigt. Jedoch heißt dies nicht, dass sie interferenzfrei Standard sprechen. Ihre standardintendierten Sprechlagen lassen sich dem Regionalakzent zuordnen.

Form des „tiefsten Dialekts“, den ALLES (1954) schon andeutet, bereits vollzogen ist.⁴²

Schematisch dargestellt ergibt sich aus diesem Prozess folgendes Gebrauchsmuster:⁴³

Sprechertyp	intendierter Basisdialekt	intendierter Standard
Dialektsprecher	– / (+)	+
Regiolektsprecher alten Typs	+	+
Regiolektsprecher neuen Typs	+	–

Tab. 4: Gebrauchsmuster neuer regionalsprachlicher Merkmale

Wie zu sehen ist, gibt es innerhalb der Gruppe der regionalsprachlichen Neuerungen Unterschiede, die sich auf den Ursprung der Variante zurückführen lassen. Für die Koronalisierung und Sonorisierung gelten die bisherigen Ausführungen. Die beiden Phänomene lassen sich als Übernahme der regionalen Oralisierungsnorm interpretieren.⁴⁴ Als Teil

⁴² LAMELI (2004, 159) hält für seine Variable Sonorität von std. /s/ (d. i. hier Sonorisierung) fest, „dass sich stimmhafte Varianten bei intendiertem Dialektgebrauch als regionaldialektale Varianten auszubreiten scheinen, gleichzeitig aber in der intendierten Standardsprache [...] rückläufig sind.“ Dies zeigen auch die vorliegenden Ergebnisse. Die neuen regionalsprachlichen Merkmale haben sich als regiolektale Varianten etabliert und werden in einem weiteren Stadium in der intendierten Standardsprache vermieden.

⁴³ Inwieweit Bewusstheit der Merkmale und deren Bewertung als hochdeutsch oder basisdialektal eine Rolle spielen und zur Erklärung dienen können, müssen weitere v. a. subjektlinguistische Studien zeigen. Insgesamt scheint der beschriebene Gebrauchswandel Teil eines größeren Sprachwandels mit zunehmender Bedeutung des Regiolekts in Büdingen zu sein (vgl. auch VORBERGER 2017).

⁴⁴ Zur Motivation der Entwicklung (u. a. phonetisch-phonologische Optimierungen) vgl. HERRGEN (1986, 111–135); LENZ (2003, 165–166); LAMELI

des skizzierten Sprachwandelprozesses lassen sich auf Grundlage der Daten für diese beiden Merkmale sowohl eine vertikale als auch eine horizontale Ausbreitung annehmen. Bei dem dialektkompetenten Sprecher BÜD1 ist zu sehen, dass er die beiden Merkmale im intendierten Basisdialekt bereits zu 85 % realisiert. Die sonstige Variantenverteilung lässt den Schluss zu, dass es sich nicht um einen nicht mehr dialektkompetenten Sprecher handelt, sondern vielmehr um eine vertikale Ausbreitung der Merkmale (vgl. HERRGEN 1986, 107–108), wofür auch die häufigere Realisierung in der intendierten Standardsprache bei BÜD1 spricht. Koronalisierung und Sonorisierung nehmen also ihren Ursprung in den regiolektalen Sprechlagen, etablieren sich und interferieren dann den Basisdialekt.⁴⁵ Neben dieser vertikalen findet auch eine horizontale Ausbreitung statt. HERRGEN (1986, 110–111) kann für das Untersuchungsgebiet des *Mittelrheinischen Sprachatlasses* eine horizontale Ausbreitung feststellen. ALLES (1954, § 461.3) verweist bereits für die 1950er Jahre auf Koronalisierungen im Südwesten Büdingsen. Wenn nun der dialektkompetente Sprecher BÜD1 in seinem intendierten Basisdialekt die Koronalisierung zu 70 % durchführt, dann kann angenommen werden, dass sie sich nach der vollständigen Etablierung im Regiolekt des Ortes auch im Basisdialekt verfestigt, was einer horizontalen Ausbreitung nach Norden in das Gebiet des Zentralhessischen gleichkommt.⁴⁶ Der Prozess, der sich bei ALLES (1954) andeutet (s. o.), scheint also fast am Ende angekommen. Weiter fortgeschritten – aber gleicher Art – ist er bei der Sonorisierung. Hier muss sich der Ersatz der basisdialektalen durch die neue regionalsprachliche Variante sehr schnell vollzogen haben. Bei ALLES (1954 § 439, 457) finden sich noch keine Hinweise auf dieses Merkmal und bei dem 2011 untersuchten

(2004, 155–156). Wann und wie genau die Übernahme stattgefunden hat, muss noch geklärt werden (s. o.).

⁴⁵ Vgl. HERRGEN (1986, 103, Fn. 7): „Koronalisierung nimmt zwar im ‚mittleren Bereich‘ ihren Anfang, bleibt aber nicht auf ihn begrenzt.“

⁴⁶ Somit lassen sich in diesen Daten zumindest für die Koronalisierung Hinweise auf eine Ausbreitung (vgl. BRINKMANN TO BROXTEN 1986; DINGELDEIN 1994; PURSCHKE 2008) finden.

Dialektsprecher sind schon zu 100 % stimmhafte Varianten im intendierten Basisdialekt vorhanden.

Folgender Prozess kann für die beiden Variationsphänomene für Büdingen angenommen werden. Sie treten über den Regiolekt in die Regionalsprache ein, breiten sich dort einerseits vertikal aus – was eine horizontale Ausbreitung beinhaltet – und unterliegen andererseits innerhalb dieses Prozesses einem Gebrauchswandel (vgl. Tab. 4). An den Regiolektsprechern lässt sich sehen, dass der Regiolekt immer mehr an Bedeutung gewinnt und somit – zumindest für die zwei Sprechertypen des Regiolekts – Funktionen des Dialekts übernimmt. Somit übernehmen auch die beiden neuen regionalsprachlichen Merkmale diese Funktion. Bei den jüngsten Sprechern kann dies deutlich gezeigt werden: die beiden neuen und nicht-dialektalen Phänomene werden zu Markern des regionalen Sprechens in dieser Region.⁴⁷

Anders scheint der Fall bei der Hebung des Tiefschwas zu sein. Im Gegensatz zu den anderen beiden Merkmalen können die Sprecher der jungen Generation dieses Merkmal intersituativ nicht variieren, nur die Sprecher, die um den basisdialektalen, konsonantischen Auslaut wissen, variieren in ihrem intendierten Basisdialekt dieses Merkmal. In der intendierten Standardsprache tritt die Hebung des Tiefschwas bei allen Sprechern in rund 90 % der Fälle ein. Diese Remanenz ließe sich darüber erklären, dass es sich hierbei um ein standardinduziertes Variationsphänomen handeln könnte. Dies wird bestätigt durch das Vorkommen des Merkmals in Vorlesetexten der Sprecher, was bei den anderen beiden Merkmalen nicht der Fall ist. Das Entstehen der Variante ließe sich wie folgt erklären: zwar ist die dialektale Variante des Auslauts [ər, ɾ] schriftnäher <er>, doch unterscheidet sie sich stark von der Standardaussprache [ɐ]. So ist davon auszugehen, dass dialektsprechende Schüler im Erwerb der Lese- und Aussprachekompetenz angehalten

⁴⁷ Zur Salienz der Koronalisierung vgl. LENZ (2010), PURSCHKE (2010) und zuletzt KIESEWALTER (2011). Zur Markerfunktion vgl. KEHREIN (2012, 106): „Für den jungen Sprecher wird also die (historische) Prestigeform der Älteren zum regionalen Marker“.

wurden, die standardsprachliche Variante des Auslauts zu produzieren. Im Versuch dieser Umsetzung schaffen es die Dialektsprecher nicht, das im eigenen Phoneminventar nicht enthaltene standardsprachliche Tiefschwa zu realisieren, sondern substituieren ihren konsonantischen Auslaut durch ihnen bekannte, dem Tiefschwa ähnelnde [ɛ]-Varianten. Diese werden dann generalisiert und auch von den jüngeren Sprechern verwendet. Hinzu kommt, dass diese neue Variante keine systemische Relevanz in der Standardsprache hat. Es handelt sich um eine geringe phonetische Abweichung und auch die Opposition [ɛ] vs. [ɐ] ist in der Standardsprache nicht besetzt (vgl. hierzu KEHREIN 2015, 461). Aus diesen Gründen ist es auch bei den generell standardkompetenteren jungen Sprechern in der intendierten Standardsprache remanent.⁴⁸

Die neuen regionalsprachlichen Merkmale können also hinsichtlich ihres Ursprungs differenziert werden in: (I) standardinduzierte Merkmale und (II) übernommene Merkmale der regionalen Prestigeform.⁴⁹ Durch diese Unterscheidung wird auch die unterschiedliche Variantenverteilung plausibel.

6. Fazit und Ausblick

Im Beitrag wurden ausgehend vom REDE-Projekt Sprachwandel- und Sprachvariationsphänomene im zentralhessischen Ort Büdingen unter-

⁴⁸ Diese Typisierung als standardinduzierte Variante lässt sich mit schriftinduzierten Merkmalen (vgl. KEHREIN 2012; 2015) in Verbindung bringen, wobei hier gerade nicht die Schrift, sondern die Standardaussprache die Variante bedingt. Als schriftinduziertes Merkmal tritt in Wittlich der entgegengesetzte Fall auf. Die älteren Sprecher verwenden im Versuch, schriftgemäß zu sprechen, statt der Vokalisierung vor Kurzvokal und Dental, die sowohl standard- als auch dialektkonform ist, einen stimmlosen hinteren Frikativ. Die jüngeren Sprecher betrachten dies als standardabweichend und werten das Merkmal als dialektal um (vgl. KEHREIN 2012, 102–103). Es handelt sich hierbei also um einen interessanten Fall, der eingehender untersucht werden muss, um die obige Hypothese ggf. zu verifizieren.

⁴⁹ Wobei sich die beiden Gruppen nicht gegenseitig ausschließen.

sucht. Mithilfe einer Variablenanalyse konnten drei verschiedene Kompetenztypen klassifiziert werden: Dialektsprecher, Regiolektsprecher alten Typs und Regiolektsprecher neuen Typs. Diese unterscheiden sich darin, welche Varianten bei ihnen im intendierten Basisdialekt abgefragt werden können. Dadurch wurden *ex negativo* auch Hinweise auf den Regiolekt des Gebietes gewonnen.

Der Fokus der Ausführungen lag auf den neuen regionalsprachlichen Varianten, die über die Abgrenzung zum historischen Basisdialekt und zur Standardsprache definiert wurden. Die drei Sprechertypen unterscheiden sich auch im Umgang mit diesen Merkmalen. Sie können intersituativ nur dann variiert werden, wenn Kompetenzen in einer anderen Varietät (zumindest teilweise) vorhanden sind. Dies führt dazu, dass Dialektsprecher sie im intendierten Basisdialekt seltener produzieren als in der intendierten Standardsprache und Regiolektsprecher des neuen Typs das genau spiegelbildliche Variationsmuster zeigen – Regiolektsprecher des alten Typs hingegen (überhaupt) nicht variieren. Die Merkmale unterliegen also Gebrauchswandel – vom häufigeren Gebrauch im intendierten Standard zum Gebrauch als explizite Dialektformen.

Dieser Prozess führt dazu, dass der Regiolekt hinsichtlich dieser Merkmale den Basisdialekt im Untersuchungsort Büdingen ersetzt, seine Funktionen übernimmt und bei Dialektsprechern den Basisdialekt bereits interferiert. Als Teilprozess eines größeren Sprachwandelprozesses im Rhein-Main-Gebiet lässt sich annehmen, dass hier Hinweise auf einen weiteren Schritt in der Entwicklung der modernen Regionalsprachen zu finden sind – der Regiolekt übernimmt die Funktion des (alten) Dialekts (vgl. SCHMIDT 1998; SCHMIDT/HERRGEN 2011; KEHREIN 2012).

Haben bisherige Studien zu diesen regionalsprachlichen Entwicklungen im Rhein-Main-Gebiet die standardintendierten Sprechlagen untersucht, konnte die vorliegende Analyse zeigen, dass sich zwei der neuen Merkmale (Koronalisierung und Sonorisierung) vertikal ausbreiten und

bereits den Basisdialekt interferieren, was zu einer horizontalen Ausbreitung führt. Eine Unterscheidung der Merkmale in (I) standardinduzierte Merkmale und (II) übernommene Merkmale der regionalen Prestigeform ist aufgrund der Remanenz der Tiefschwa-Hebung bei den generell standardkompetenteren jungen Sprechern notwendig.

Genau diese skizzierten Prozesse gilt es genauer zu untersuchen, um weitere Erkenntnisse über die moderne Regionalsprache im Rhein-Main-Gebiet und dem angrenzenden Gebiet im Zentralhessischen zu gewinnen. Weitere Untersuchungen zum angesprochenen Regiolekt sind vonnöten, um präzise Erkenntnisse zu erhalten und das Desiderat (vgl. DINGELDEIN 1994, 277) zu beheben. Es stellen sich neben der Klärung der Genese Fragen nach dem Gebrauch weiterer Merkmale, nach der Konstitution des Regiolekts, nach den Sprechlagen dieser Varietät und den Prozessen an weiteren Orten. Lohnend erscheint auch eine Betrachtung der remanenten Merkmale, die hier nur peripher möglich war, sowie der Performanz der Sprecher.

Literatur

- ALLES, HEINZ (1954): *Mundart und Landesgeschichte der Wetterau*. Dissertationsschrift Universität Marburg.
- BELLMANN, GÜNTHER (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: MATTHEIER, KLAUS J. (Hrsg.): *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen. (Germanistische Linguistik. 46), 105–130.
- BRINKMANN TO BROXTEN, EVA (1986): *Stadtsprache – Stadtmundart: Studie zum Gebrauch und zur Funktion mundartnaher Sprachvarietäten in Frankfurt/Main*. Tübingen. (Tübinger Beiträge zur Linguistik. 289).
- CHESHIRE, JENNY (2005): Age- and Generation-Specific Use of Language. In: AMMON, ULRICH/DITTMAR, NORBERT/MATTHEIER, KLAUS J./TRUDGILL, PETER (Hrsg.): *Sociolinguistics – a handbook of the science of language and society*. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 3.2), 1552–1563.
- DEBUS, FRIEDHELM (1962): Zwischen Mundart und Hochsprache. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 29, 1–43.

- DINGELDEIN, HEINRICH (1994): Grundzüge einer Grammatik des Neuhessischen. In: KOHNEN, JOSEPH/SOLMS, HANS-JOACHIM/WEGERA, KLAUS-PETER (Hrsg.): Brücken schlagen... „weit draußen auf eigenen Füßen“. Festschrift für FERDINAND HOFFMANN. Frankfurt a. M. [u. a.], 273–309.
- DINGELDEIN, HEINRICH (1997): Sprachvarietäten in „Mitteldeutschland“. Gebrauch und Räumlichkeit. In: STICKEL, GERHARD (Hrsg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York, 109–141.
- FRIEBERTSHÄUSER, HANS (1987): Das hessische Dialektbuch. München.
- FRIEBERTSHÄUSER, HANS/DINGELDEIN, HEINRICH (1989): Hessischer Dialektzensus. Statistischer Atlas zum Sprachgebrauch. Hergestellt mit Softwaresystemen von HARALD HÄNDLER und WOLFGANG PUTSCHKE. Tübingen. (Hessische Sprachatlanten. Kleine Reihe. 3).
- HARD, GERHARD (1966): Zur Mundartgeographie. Ergebnisse, Methoden, Perspektiven. Düsseldorf. (Beihefte zur Zeitschrift »Wirkendes Wort«. 17).
- HERRGEN, JOACHIM (1986): Koronalisierung und Hyperkorrektur. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen. Stuttgart. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung. 9).
- KEHREIN, ROLAND (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum – Zur linguistischen Struktur der Vertikale. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 152).
- KEHREIN, ROLAND (2015): Deutsche Regionalakzente – ihre Entstehung, Form und mögliche Weiterentwicklung. In: ELEMENTALER, MICHAEL/HUNDT, MARKUS/SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hrsg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 158), 453–477.
- KIESEWALTER, CAROLIN (2011): Zur Salienz remanenter Merkmale des Neuhessischen. In: GANSWINDT, BRIGITTE/PURSCHKE, CHRISTOPH (Hrsg.): Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. Hildesheim. (Germanistische Linguistik. 216–217), 335–369.
- KROLL, FRANK-LOTHAR (2010): Geschichte Hessens. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. München. (C.H. Beck Wissen. 2607).
- LAMELI, ALFRED (2004): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 128).
- LENZ, ALEXANDRA N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 125).
- LENZ, ALEXANDRA N. (2010): Zum Salienzbegriff und zum Nachweis salienter Merkmale. In: ANDERS, CHRISTINA ADA/HUNDT, MARKUS/ LASCHE, ALEXANDER (Hrsg.): Perceptual dialectology – Neue Wege der Dialektologie.

- Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen. 38), 89–110.
- MAURER, FRIEDRICH (1929): Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 28, 43–109.
- PAULUS, JÖRG (2005): Variationslinguistische Analyse der Ortssprache von Laisa (Nordhessisch). Unveröffentlichte Magister-Hausarbeit. Marburg.
- PURSCHE, CHRISTOPH (2008): Regionalsprachlichkeit im Hörerurteil. In: CHRISTEN, HELEN/ZIEGLER, EVELYN (Hrsg.): Sprechen, Schreiben, Hören – Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Wien 20.–23. September 2006. Wien, 183–202.
- PURSCHE, CHRISTOPH (2010): Regionalsprachliches Wissen und Perzeption – Zur Konzeptualisierung des Hessischen. In: KATERBOW, MATTHIAS/WERTH, ALEXANDER (Hrsg.): Moderne Regionalsprachen als multidimensionales Forschungsfeld. Hildesheim [u. a.]. (Germanistische Linguistik. 210), 93–127.
- RAUH, HANS LUDWIG (1921): Die Frankfurter Mundart in ihren Grundzügen dargestellt. Frankfurt a. M.
- REDE = Regionalsprache.de – SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/HERRGEN, JOACHIM/KEHREIN, ROLAND (Hrsg.) (2008 ff.): Regionalsprache.de (REDE). Forschungsplattform zu den modernen Regionalsprachen des Deutschen. Bearbeitet von DENNIS BOCK, BRIGITTE GANSWINDT, HEIKO GIRNTH, ROLAND KEHREIN, ALFRED LAMELI, SLAWOMIR MESSNER, CHRISTOPH PURSCHE, ANNA WOLAŃSKA. Marburg.
- REIS, HANS (1910): Die Mundarten des Großherzogtums Hessen: Laut- und Formenlehre. In: Zeitschrift für deutsche Mundarten IV, 193–239.
- ROCHOLL, JOSEPHINE (2015): Ostmitteldeutsch – *eine* moderne Regionalsprache? Eine Untersuchung zu Konstanz und Wandel im thüringisch-obersächsischen Sprachraum. Hildesheim [u. a.]. (Deutsche Dialektgeographie. 118).
- SCHANZE, ROSEMARIE (1981): Vorwort. In: Sprache in Hessen. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Band 11/12. Gießen, V–VII.
- SCHIRMUNSKI, VIKTOR (2010/1962): Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formlehre der deutschen Mundarten. Hrsg. und kommentiert von LARISSA NAIDITSCH. Frankfurt a. M. [u. a.].
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (1998): Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 117. Sonderheft: Regionale Sprachgeschichte, 163–179.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (2005): Die deutsche Standardsprache: Eine Varietät – drei Oralisierungsnormen. In: EICHINGER, LUDWIG M./KALLMEYER, WER-

- NER (Hrsg.): Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York, 278–305.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin. (Grundlagen der Germanistik. 49).
- STELLMACHER, DIETER (1977): Studien zur gesprochenen Sprache in Niedersachsen. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie. 82).
- VIËTOR, WILHELM (1875): Die rheinfränkische Umgangssprache in und um Nassau. Wiesbaden.
- VORBERGER, LARS (2017): Regionalsprache in Hessen. Eine Untersuchung zu Sprachvariation und Sprachwandel im mittleren und südlichen Hessen. Dissertation. Philipps-Universität Marburg.
- WIESINGER, PETER (1980): Die Stellung der Dialekte Hessens im Mitteldeutschen. In: HILDEBRANDT, REINER/FRIEBERTSHÄUSER, HANS (Hrsg.): Sprache und Brauchtum. BERNHARD MARTIN zum 90. Geburtstag. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie. 100), 68–143.
- WIESINGER, PETER (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: BESCH, WERNER/KNOOP, ULRICH/PUTSCHKE, WOLFGANG/WIEGAND, HERBERT ERNST (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), 807–900.